Willibald Alexis

Erinnerungen

CENTRAL CIRCULATION AND BOOKSTACKS

The person borrowing this material is responsible for its renewal or return before the **Latest Date** stamped below. **You may be charged a minimum fee of $75.00 for each non-returned or lost item.**

Theft, mutilation, or defacement of library materials can be causes for student disciplinary action. All materials owned by the University of Illinois Library are the property of the State of Illinois and are protected by Article 16B of *Illinois Criminal Law and Procedure*.

TO RENEW, CALL (217) 333-8400.

University of Illinois Library at Urbana-Champaign

MAY 08 2002

When renewing by phone, write new due date below previous due date. L162

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

In unserem Verlage erscheint und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Aus dem Neunzehnten Jahrhundert.

Briefe und Aufzeichnungen.

Herausgegeben von Karl Emil Franzos.

„Aus dem Neunzehnten Jahrhundert" ist ein groß angelegtes, seit lange vorbereitetes Sammelwerk, das die Geschichte des ablaufenden Jahrhunderts durch selbstbiographische Dokumente bedeutender Menschen illustrieren soll. Die politische, wie die Kultur- und Litteraturgeschichte sollen in gleicher Weise Berücksichtigung finden; tritt auch Deutschland und Deutsch-Oesterreich dabei in den Vordergrund, so soll doch das Ausland gleichfalls nicht unbeachtet bleiben. Der Herausgeber, dessen Name wohl schon genügende Bürgschaft für die Gediegenheit des Sammelwerkes bietet, hat sich für dasselbe eine Fülle höchst interessanten Materials und die Mitwirkung bedeutender Schriftsteller und Gelehrten gesichert. Veröffentlicht werden in der Sammlung nur Werke, die jeden Gebildeten interessieren können; hingegen sollen Methode und Zuverlässigkeit der Bearbeitung auch strengen wissenschaftlichen Anforderungen genügen können.

Alle in der Sammlung **„Aus dem Neunzehnten Jahrhundert"** erscheinenden Werke sind gleichmäßig ausgestattet, jedoch ist **jedes** Werk **in sich abgeschlossen** und wird **einzeln abgegeben.**

Als **erster Band** der Serie ist erschienen:

Briefwechsel
zwischen
Anastasius Grün und L. A. Frankl.
(1845—1876.)

Herausgegeben von **Dr. Bruno von Frankl-Hochwart.**

Gr. Oktav, XII u. 402 S. Gediegenste Ausst. Broschiert Mk. 8.—, in geschmackv. Halbfranzband geb. Mk. 10,—.

Inhalt: I. Vormärz und März (1845—1848). — II. Über Lenau, Hebbel, Halm und Heine (1850—1855). — III. Reisen. Persönliches (1856—1859). — IV. Auersperg als Politiker (1860—1865). — V. Nach Königgrätz (1866—1867). — VI. Das Schiller-Denkmal (1868—1871). — VII. Letzte Jahre (1872—1876]. — Register.

Die Briefe gehören nicht bloß durch die Persönlichkeiten der beiden Dichter, sondern auch durch ihren Inhalt zu den bedeutsamsten und fesselndsten Erscheinungen dieser Art. **Die Fülle merkwürdiger, bisher unbekannter Aufschlüsse über Politik und Litteratur Deutschlands und Österreichs, die ebenso geistvolle als eigentümliche Lebensauffassung beider Männer, die prächtige Form geben diesen Briefen ihren großen, dauernden Wert.** Neben intimen Aufschlüssen über die bedeutendsten Zeitgenossen bieten sie insbesondere auch ein Bild der Zeit von bleibendem Werte. — Aus den Stimmen der Presse seien hier nur hervorgehoben:

Die Zeit. Wien: „Das Werk darf als eine der **wertvollsten Quellen** zur Kultur- und politischen Geschichte gelten. Die Briefe beider Freunde aus dem **Kriegsjahr 1866** geben ein Stimmungsbild von **unvergleichlicher** Treue und niemand wird sie lesen, ohne gleichzeitig in tiefster Seele erschüttert und um ein Bild jener düsteren Zeit bereichert zu sein, **wie es uns kein Historiker gleich lebensvoll entrollen könnte.**" — **Neue freie Presse. Wien**: „**Diese Briefe dürfen auf allgemeine Beachtung zählen.**" — **Bohemia. Prag**: „Der Briefwechsel wird **berechtigtes Aufsehen erregen,** denn er bietet eine Fülle bisher unbekannter, höchst interessanter Details." — **Münchener Allgemeine Zeitung**: „Interessante Beiträge zur Zeitgeschichte. Das Buch ist dem Beobachter der politischen Verhältnisse Oesterreichs wärmstens zu empfehlen." — **Wiener Abendpost**: „Der starke Band bietet eine **Fülle des Interessanten** für Jedermann, der an dem geistigen Leben jener Periode Anteil nimmt." — **Vossische Zeitung: Berlin**: „**Das wertvollste Vermächtnis, das ein Dichter und Patriot dem deutschen Volke Oesterreichs schenken konnte.**" — **Wiener Fremdenblatt**: „Eine wertvolle Gabe! Das **ganze Werden Neu-Oesterreichs** spiegelt sich in diesen Vertraulichkeiten." — **Die Nation.** „Die **großen Erscheinungen der Zeit reflectieren sich** in diesem Briefwechsel."

Als **zweiter** und **dritter Band** der Serie sind erschienen:

Erinnerungen

von

Max Ring.

2 Bände. Gr. Oktav, XVI u. 520 S. Gediegenste Ausst. Geh. M. 8.— i. geschmackv. Halbfranzband geb. M. 10.—

Inhalt: I. Aus der Kinderzeit (1820—1828). — II. Auf dem Gymnasium (1828—1836). — III. Breslauer Studentenjahre. (1836—1838). — IV. Auf der Berliner Universität (1838—1840). — V. In Oberschlesien. (1840—1848). — VI. 1848. — VII. In Breslau (1849—1850). — VIII. Berlin in der Reaktionszeit (1850—1858). 1. In Theater-Kreisen. 2. Mundt. Mügge. Gutzkow. 3. Kladderadatsch und Gartenlaube. 4. Albrecht von Gräfe. 5. Varnhagen und sein Kreis. 6. Der „Tunnel." Berühmte Schauspieler. — IX. Neue Zeiten (1858—1870). 1. Eduard Hildebrandt. 2. Schulze-Delitzsch. Präsident Lette. 3. Die Theater. 4. In Karlsbad. 5. Eisenach und Berlin. Personen-Register.

Max Rings „Erinnerungen sind ein **vollwichtiger, höchst wertvoller Beitrag zur Memoiren-Litteratur** aber auch gleichzeitig eine sehr **unterhaltende Lektüre.** Die Fülle der Begebenheiten, an denen Ring thätigen Anteil nahm, vermögen wir hier nicht zu verzeichnen und vollends hieße es **fast alle berühmten Politiker, Dichter, Gelehrten und Künstler Deutschlands seit fünfzig Jahren** aufzählen, wenn wir jene **bedeutenden Zeitgenossen** nennen wollten, von denen er hier aus eigener Anschauung erschöpfende Charakterbilder, aber auch tausend kleine Züge giebt. Fast zwei Jahrzehnte seines Lebens hat der Verfasser an dies Werk gewendet, aber es ist auch ein Buch geworden, das an **Bedeutsamkeit des Inhalts,** wie an **Reiz der Form** in unserer neuesten Memoiren-Litteratur seines Gleichen sucht.

Aus den **Stimmen der Presse** seien nur die folgenden hervorgehoben:

Vossische Zeitung. „Die Erinnerungen dieses ehrwürdigen Veterans edler, volksfreundlicher und humaner Bestrebungen sind ein nach Inhalt und Form so hervorragendes Werk, daß man sie nur mit wahrer innerer Befriedigung und mit hohem Genusse

lesen kann." — **Berliner Börsen-Courier.** „Welch ein Gewimmel fesselnder Gestalten, welch ein merkwürdiges Stück Leben! . . . Der treffliche Dichter erzählt uns hier den Roman seines Lebens, eine Schilderung der eigenen Schicksale, der Zeiten und Menschen, in jedem Zuge wahr und eben darum wie eine spannende Dichtung anmutend." — **Berliner Tageblatt.** „Max Ring stellte zu seinem 80. Geburtstag diese Memoiren fertig, allen hochwillkommen. Aus dem Buche treten uns in farbiger Fülle Porträts nach dem Leben entgegen, man kann wohl sagen, eine Ahnengalerie deutschen Geistes." — **Neue freie Presse.** „Diese „Erinnerungen" üben eine eigentümliche Leuchtkraft aus." — **National-Zeitung.** „Ein trefflich geschriebenes, inhaltvolles und anregendes Buch. Ein wertvoller Beitrag zur Memoiren-Litteratur, aber auch gleichzeitig eine sehr unterhaltende Lektüre."

Ferner ist in unserem Verlage in anderem Format und aparter Ausstattung, also nicht als Band der Serie erschienen:

Berühmte Musiker.

Erinnerungen

von

Ilka Horovitz-Barnay.

Gr. Oktav. Circa 10 Bogen. Gediegenste Ausstattung. Brosch. M. 2.—, in eleg. Kalikoband geb. M. 3.—

Inhalt: Widmung (An Ludwig Barnay). — Vorwort. — Im Hause Franz Liszts. — Von Anton Rubinstein. — Von Johannes Brahms. — Bei Theodor Leschetizky. — Beim Walzerkönig (Johann Strauß). — In Dur und Moll.

Die einzelnen Aufsätze haben bei ihrem ersten Erscheinen in Zeitschriften wie der „Deutschen Dichtung", „Bühne und Welt", „Deutschen Revue" u. A. **berechtigtes Interesse** erweckt. In **liebenswürdigstem Plauderton, immer amüsant und pikant,** aber dabei **voll ernster** Wahrheitsliebe und mit **scharfem Blick für das Charakteristische** begabt, erzählt die Verfasserin, selbst eine begabte Pianistin, von den großen Musikern, denen sie in Kunst und Leben nahestand. Eine Fülle **bisher unbekannter Charakterzüge und Anekdoten** ist der gefälligen Darstellung eingewoben. Wir sind überzeugt, hier einen ebenso anziehenden als wertvollen Beitrag zur Memoiren-Litteratur zu bieten.

Willibald Alexis

Erinnerungen.

Aus dem Neunzehnten Jahrhundert

Briefe und Aufzeichnungen

Herausgegeben

von

Karl Emil Franzos

Vierter Band

Willibald Alexis, Erinnerungen

Berlin 1900

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt

Erinnerungen

von

Willibald Alexis

Herausgegeben

von

Dr. Max Ewert

Berlin 1900
Concordia Deutsche Verlags-Anstalt

Alle Rechte vorbehalten.

Microfilm Negative # 95-2305
Humanities Preservation Project

834H22
B1422

Inhalt

Seite

Willibald Alexis. Von Dr. Max Ewert XI

Erinnerungen von Willibald Alexis.

I. Im Nonnenkloster zu Breslau (1806) 1

II. Die Kosacken (1813) 29

III. Mein Marsch nach Frankreich (1815) 54

IV. Litterarische Erinnerungen.

Walladmor 266

Dreimal in Weimar 282

Meine Zeitgenossen 296

V. Theater-Erinnerungen (1841).

Das Berliner Hoftheater 314

Das Berliner Volkstheater 359

German 24 H15 Steiger v.45

313627

Willibald Alexis.

Als Willibald Alexis 1858, durch schwere Krankheit gezwungen, sein Haus in der Wilhelmstraße dauernd mit dem bescheidenereu „Haus Lindeneck" in Arnstadt vertauschen mußte, als ihm ein grausames Geschick verwehrte, seine Stimme noch weiter auf dem litterarischen Markte ertönen zu lassen, da galt auch bald von ihm Goethes Wort:

„Wer sich der Einsamkeit ergiebt,
Ach, der ist bald allein" —

man kümmerte sich nicht mehr um ihn, man vergaß ihn, und als ihn endlich der Tod von seinen Leiden erlöste, da empfand man keine Lücke mehr; nur wenige Tagesblätter und Zeitschriften widmeten ihm einen Nachruf. Seine Werke gerieten mehr und mehr in Vergessenheit; selbst die bedeutendsten fanden nur bei wenigen die verdiente Beachtung, und seine zahlreichen kleineren Schriften und Dichtungen sind heute so verschollen, daß sie nur noch mit großer Mühe aufzutreiben sind. Auch der ihm in den Litteraturgeschichten zugewiesene Raum wurde allmählich immer kleiner.

Die im vorigen Jahre gefeierte hundertste Wiederkehr seines Geburtstages scheint endlich eine gerechtere Würdigung des Dichters angebahnt zu haben. Zahlreiche Festartikel brachten seine Persönlichkeit und seine Werke wieder in

Erinnerung; man feierte ihn sogar etwas überschwänglich als „Schöpfer des deutschen Geschichtsromans", als „größten märkischen Historiker", als „dichterischen Biographen Preußens", und man erinnerte sich, daß ihm, der unseren Vorfahren so glänzende Denkmäler errichtet hatte, mehr als vielen anderen Dichtern ein Denkmal von Erz oder Stein gebühre: in nicht zu ferner Zeit werden uns die milden, freundlichen Züge seines Antlitzes, von Künstlerhand verewigt, aus den schönen Anlagen des Geraparkes nahe seinem „Haus Lindeneck" entgegenleuchten und uns daran mahnen, daß er zu groß war, um so schnell in Vergessenheit zu geraten.

Man darf wohl hoffen, daß diese plötzlich aufflackernde Begeisterung für den Dichter nicht nur vorübergehend war, daß nun, wo man wieder in weiteren Kreisen auf ihn aufmerksam geworden ist, das Interesse für ihn immer reger werden wird.

Auch das vorliegende Buch darf wohl als ein Anzeichen hierfür gelten. Es ist der erste Versuch, einige von Alexis' zahlreichen kleineren Schriften aus der Vergessenheit, in die sie unverdient geraten waren, wieder ans Licht zu ziehen. Diese Lebenserinnerungen, die in den Jahrgängen 1837, 39, 40, 42, 44—46 des von Th. Hell (Theodor Winkler) in Dresden herausgegebenen Taschenbuches „Penelope" erschienen, verdienen aus mehrfachen Gründen eine solche Wiederbelebung. Frisch, lebendig und reizvoll, anschaulich und humorvoll geschrieben, enthalten sie eine Fülle interessanter kultur- und litteraturgeschichtlicher Mitteilungen und Betrachtungen. Von unschätzbarem Werte aber sind sie für jeden, der das Leben des Dichters etwas eingehender kennen lernen will. Die Quellen für eine Darstellung seines Lebens fließen leider nur äußerst

spärlich; um so höher sind sie zu schätzen, wenn sie, wie hier, auch noch allgemeineren Wert haben. Manches freilich ist an ihnen veraltet, manches nur für die Gegenwart geschrieben, mancherlei Anspielungen in ihnen heute nicht mehr verständlich. Das konnte in der vorliegenden Ausgabe um so eher entbehrt werden, als das Buch nicht einen zu großen Umfang annehmen durfte; alles aber, was von irgendwelchem persönlichen oder allgemeineren Interesse war, ist in derselben Form stehen geblieben, wie sie uns überliefert worden ist. Mögen diese Erinnerungen allen Lesern denselben Genuß bieten, wie dem Herausgeber, und möge ihr Erfolg auch zu der Neubelebung anderer Werke des Dichters, die sie wahrlich verdienen, veranlassen!

Wie viele es deren noch giebt, und was wir Alexis überhaupt verdanken, mag ein knappes Bild seines Lebens und Wirkens zeigen.

Wilhelm Haering — das war sein eigentlicher Name — wurde am 29. Juni 1798 in Breslau geboren. Sein Vater, der dort Kanzleidirektor und Geheimer Kammersekretär war, starb bereits im Jahre 1802; so teilten sich in die Erziehung des Knaben und einer um zwei Jahre jüngeren Schwester seine Mutter (Tochter des Berliner Buchhändlers Karl Friedrich Nellstab), eine überaus gütige, liebenswürdige und feingebildete Frau, und ihre ebenso liebevolle und gebildete Stieftochter Florentine, die zwanzig Jahre älter als Wilhelm und ihr mehr Freundin als Tochter war. Von den ersten Lebensjahren des Dichters wissen wir nicht mehr, als was er uns selbst darüber in den nachfolgenden Erinnerungen erzählt. Den nachhaltigsten Eindruck machten auf ihn die Ereignisse während der beiden letzten Monate des Jahres 1806, die Belagerung seiner Vaterstadt und die Zuflucht, die ihm und den Seinen

das dortige Nonnenkloster zur heiligen Katharina gewährte. Sagt er doch selbst an jener Stelle, eine gewisse Vorliebe für Nachtstücke, die man ihm in seinen Dichtungen zum Vorwurf gemacht habe, rühre von den Eindrücken einer einzigen furchtbaren Nacht her, die er in dieser Zeit erlebte.

Bald nach der Übergabe der Stadt siedelte Haerings Mutter mit ihren Kindern (von denen das jüngste bald darauf starb) nach Berlin über, und zwar zog sie in das Haus ihres Bruders, des Buchdruckers und Musikalienhändlers Rellstab, in der Jägerstraße. Hier in der preußischen Residenz fand unser Dichter nun eine neue Heimat, der er, von manchen Unterbrechungen abgesehen, ein halbes Jahrhundert treu blieb, sodaß wir ihn mehr einen Berliner als einen Breslauer nennen können, zumal da auch in den Adern seiner Eltern kein Tropfen schlesischen Blutes floß.

Den ersten Unterricht erhielt er wahrscheinlich von Mutter und Stiefschwester; doch liegt auch die Möglichkeit vor, daß er in Berlin anfangs die damals angesehene Messow'sche Privatschule besuchte, der auch sein Vetter Ludwig Rellstab — der spätere Dichter und Schriftsteller — die ersten Elemente seiner Bildung verdankte. Im Jahre 1810 kam er auf das Friedrichswerdersche Gymnasium, das ebenfalls Ludwig Rellstab besuchte. Dieser Vetter, Schul- und Hausgenosse unseres Dichters, hat uns in seinen Lebenserinnerungen manches Interessante über ihre gemeinsam verlebte Kindheit berichtet. Daraus erfahren wir, daß der junge Wilhelm ein sehr fleißiger Schüler war, der oft von den Lehrern gelobt wurde und gute Zeugnisse, zuweilen sogar Prämien nach Hause brachte. Im Sommer bezogen die beiden Familien Rellstab und Haering eine gemeinsame Sommerwohnung im Tiergarten, der damals freilich noch ein anderes Aussehen hatte, als heute. Wenn

uns Rellstab von den tollen Streichen erzählt, die die Knaben dort in der Sommerfrische und auch in den Straßen Berlins verübten, so werden wir lebhaft an die prächtigen Eingangskapitel von „Cabanis" erinnert. Auch er selbst wird so ein munterer „Berliner Junge" gewesen sein. Daneben scheint sich aber bald eine gewisse geistige Reife bei ihm entwickelt zu haben. Schon früh offenbarte sich der werdende Schriftsteller, und zwar zunächst — der Dramatiker. Eine Zeit lang führte im Hinterhause des Rellstab'schen Grundstücks eine Schauspielertruppe an mehreren Abenden in der Woche allerlei Theaterstücke auf, sodaß die Knaben die schönste Gelegenheit hatten, das dramatische Getriebe von außen und auch von innen kennen zu lernen. Bald erdachten sie sich selbst allerlei Ritterstückchen, und Haering schrieb als zwölfjähriger Knabe ein kleines zweiaktiges Rittertrauerspiel „Herzog Othelrich von Böhmen." Launig und humorvoll plaudert er in seinen „Theatererinnerungen" über die Vorbereitungen, die Aufführung und die weiteren Schicksale dieses „Dramas" sowie auch über die Schwärmerei des Knaben für das Theater im allgemeinen und die Genüsse, die ihm die Vorstellungen der Berliner Hofbühne gewährten. Von jenem Stücke selbst ist uns nichts erhalten geblieben, dagegen haben sich im Nachlaß des Dichters noch vier kleine Erzählungen gefunden, die in vielfacher Hinsicht von dem größten Interesse für uns sind.*) Sie zeigen uns, daß der Knabe schon damals eine bemerkenswerte Gewandtheit im Ausdruck und in der Darstellungskunst besaß, dazu eine außerordentlich rege Phantasie, die allerdings nicht frei

*) Eine von ihnen, „Der Kynast", habe ich im ersten Hefte der Monatsschrift „Der Kynast" (Herausgeber Dr. E. Wachler) veröffentlicht.

von verderblichen Auswüchsen war, ja zuweilen ins Grausige und Widerliche ausartete, und daß er seine Erzeugnisse mit einem kritischen Ernst betrachtete, den man bei fünfzehnjährigen Knaben nur selten findet.

Freilich waren auch die politischen Verhältnisse jener Zeit wohl dazu geeignet, einen aufgeweckten Knaben früh zur Reife zu bringen. Nachdem er den Gefahren der Belagerung und Beschießung Breslaus glücklich entgangen war, konnte er in Berlin den schweren Druck beobachten, den Napoleon auf die preußische Hauptstadt ausübte; Schule und Familie nährten in gleicher Weise den Haß gegen den Korsen und alles Französische. Als aber die Nachricht von dem entsetzlichen Schicksal, das die große Armee in Rußland ereilt hatte, nach Preußen kam, da nahm er mit vollem Herzen an dem allgemeinen Jubel teil, zog mit hinaus in den Tiergarten, wo die Schüler seines Gymnasiums unter Anführung der Lehrer und des Direktors kriegerische Übungen veranstalteten, und feierte mit ganz Berlin die Einzüge der siegreichen Kosaken und Russen. Wie gern wäre er schon 1813 dem Rufe Friedrich Wilhelms zu den Waffen gefolgt! Sehnsüchtig schaute er den fünfzig Mitschülern nach, die alt und kräftig genug waren, um für die Befreiung des Vaterlandes ins Feld zu ziehen. Aber zwei Jahre darauf, als Napoleon unversehens von Elba zurückgekehrt war und wieder alles zu den Fahnen eilte, da verließ auch er, der sechzehnjährige Jüngling, der eben Primaner geworden war, die engen Schulräume und zog hinaus in den heiligen Kampf. Welch mächtigen Eindruck die Erlebnisse dieses halben Jahres auf ihn gemacht haben — der Marsch nach Frankreich, die Belagerung der Ardennenfestungen und die winterlichen Kantonierungsmärsche nach beendetem Feldzuge bei denkbar ungünstigster Witterung —

davon legen die nachfolgenden Feldzugserinnerungen auf jeder Seite Zeugnis ab. Sicher war dieses Jahr für ihn das denkwürdigste seines ganzen Lebens. Erst zu Anfang des nächsten traf er wieder in Berlin ein, nicht als das etwas verwöhnte Mutterſöhnchen, als das er ausgezogen war, ſondern als ein kräftiger, wetterfeſter, an Erfahrung und Einſicht gereifter Soldat. Bald nachher vertauſchte er die Waffen wieder mit den Büchern, nahm die ſo jäh unterbrochenen Studien wieder auf und blieb auf der ihm nun doch etwas ungewohnt gewordenen Schulbank bis zu Oſtern 1817, wo er das Abiturientenexamen beſtand.

Nun ging er zum Studium der Rechtswiſſenſchaft über. Nachdem er zwei Semeſter hindurch die Berliner Univerſität beſucht hatte, ſetzte er ſeine Studien in ſeiner alten Heimatſtadt fort, um im Herbſt 1819 wieder nach Berlin zurückzukehren. Hier legte er zu Oſtern des nächſten Jahres die erſte juriſtiſche Prüfung ab und arbeitete nun einige Jahre als Auskultator und dann als Referendar beim Kriminalſenat des Kammergerichts. Aber wenn er auch — nach Hitzigs Ausſage — ein tüchtiger Juriſt war und ſogar „mit Auszeichnung arbeitete", ſo behagte ihm die Berufsthätigkeit auf die Dauer doch gar wenig.

Schon auf der Univerſität hatte er ſich nicht einſeitig juriſtiſchen Studien gewidmet, ſondern auch philoſophiſche, geſchichtliche und litterariſche Vorleſungen gehört; beſonders eifrig ſcheint er ſich, außer in deutſche, in engliſche Litteratur und Geſchichte vertieft zu haben. Auch litterariſch hatte er dort ſchon fleißig gearbeitet. Eine Reihe lyriſcher Gedichte und Balladen, die das damals ſehr angeſehene (von Fouqué und dann von Rückert geleitete) „Frauentaſchenbuch" veröffentlichte, und das 1821 im „Geſellſchafter" erſchienene anziehende Märchen „Drei Tage im Rieſengebirge"

waren schon auf der Universität entstanden, und sicher noch manches andere, was nachher vernichtet worden ist. Ja auch seine erste größere Dichtung, das scherzhaft-idyllische Epos „Die Treibjagd“ (1820), war eine Frucht seiner Studentenjahre. Dem Inhalt nach von Jean Paul'schem Geiste erfüllt, in Form und Darstellung „Hermann und Dorothea“ und Voß' „Luise“ nachgeahmt, hat es nur geringen dichterischen Wert, wenngleich es manche hübschen Einzelheiten enthält. Schon dieses Werk brachte er nicht unter seinem eigenen Namen, der eine gar zu bequeme Handhabe zu unangenehmen Spötteleien bot, in die Öffentlichkeit, sondern unter dem Pseudonym „Willibald Alexis“, das ihm seine Kommilitonen schon auf der Universität nach Übersetzung des deutschen „Haering“ in das lateinische „alex“ gegeben hatten. Dieser Schriftstellername, den er nun sein Leben lang beibehielt, erlangte schon in kurzer Zeit einen guten Klang. Die Übersetzung von Scotts „Jungfrau vom See“, mehrere Novellen (von denen „Iblon“ zahlreiche eigene Erinnerungen an den Feldzug von 1815 enthält, zum Teil in wörtlicher Übereinstimmung mit den nachfolgenden Feldzugserinnerungen) und eine Anzahl umfangreicher, verständnisvoller und tiefgehender Recensionen bekundeten seine Fertigkeit auf ganz verschiedenen Gebieten der Litteratur und wurden von der Kritik nicht ungünstig aufgenommen. Er wurde aber mit einem Schlage berühmt, als er im Jahre 1823 seinen „Walladmor“ veröffentlichte. Schon die erwähnte Übersetzung und noch mehr die trefflichen Besprechungen Walter Scott'scher Werke in den Wiener „Jahrbüchern der Litteratur“ zeigen, wie eingehend er sich mit den Werken des „Großen Unbekannten“ beschäftigt hatte. Er hatte ihn so gründlich studiert, daß er mit dessen Stil vollständig vertraut ge-

worden war, und so konnte er den in „einer tollen Laune des Übermuts“ gefaßten Plan, einen eigenen Roman als Übersetzung eines Scott'schen auszugeben, ohne große Mühe ausführen. Und die Täuschung gelang vollkommen; fast niemand zweifelte beim Erscheinen der ersten beiden Bände daran, einen echten Scott vor sich zu haben. Erst der dritte Band öffnete vielen die Augen; er zeigt, daß wir es hier mit einer kühnen Parodie Scotts zu thun haben. Diese Entdeckung that aber dem Beifall, den man dem Verfasser spendete, keinen Abbruch; im Gegenteil, man bewunderte nun erst recht das Talent des jungen Schriftstellers, der ein Buch geschrieben hatte, das man allgemein für das eines der ersten Dichter der Gegenwart hielt.

Der Erfolg dieses Romans machte ihm die Erfüllung des wohl schon lange gehegten Wunsches möglich, auf die ihm so wenig zusagende juristische Laufbahn zu verzichten. Er gab seine Stellung als Referendar auf und lebte von da an lediglich seinen schriftstellerischen Arbeiten. Schon die nächsten Jahre zeigten, daß er bestrebt war, die Erwartungen, die man in den Verfasser des „Walladmor“ setzte, zu erfüllen. Er übersetzte mehrere englische Romane und Walter Scotts „Lied des letzten Minstrels“, schrieb für die Brockhaus'schen „Blätter für litterarische Unterhaltung“ zahlreiche Recensionen und für angesehene Taschenbücher Gedichte und Erzählungen und veröffentlichte 1825 die umfangreiche historische Novelle „Die Geächteten“, welche die Geschichte zweier junger Adliger erzählt, die sich dem Schill'schen Freikorps anschlossen und von dessen Untergang hart betroffen wurden. In der zweiten Hälfte ein bloßer Abenteuerroman, der uns fast an Robinsonaden erinnert, giebt das Buch in dem besseren ersten Teile Zeugnis von eingehenden historischen Studien

und einer vertieften Auffassung weltgeschichtlicher Vorgänge. Weit besser gelang ihm der zweite große Roman, den er — wieder unter der Maske eines verdeutschten Scott'schen Romans — herausgab, „Schloß Avalon" (1827). Obwohl der litterarische Wert dieses Buches weit größer ist, als der von „Walladmor", obwohl er uns in einigen Kapiteln vortreffliche Bilder aus der Geschichte des grausamen englischen Königs Jakob II., der von ihm mit blutiger Gewalt unterdrückten religiösen Aufstände und seiner Vertreibung durch Wilhelm von Oranien giebt, fand er doch hiermit bei weitem nicht den Beifall seines ersten Romans. Man war der — diesmal übrigens von vorn herein viel durchsichtigeren — Maskerade überdrüssig, und die behandelten politischen Verhältnisse interessierten die deutschen Leser und besonders die Leserinnen zu wenig, während sie gerade vieles vermißten, was sie in Scott'schen Romanen und auch im „Walladmor" entzückte, Kinderverwechselungen, nach langen Jahren gelüftete Geheimnisse, tolle, romantische Abenteuer mit anscheinend kaum zu lösenden Verwickelungen, u. dgl. m. Immerhin hatte Alexis die Genugthuung, daß dieser Roman vielfach in Ausgaben der gesammelten Werke Walter Scotts aufgenommen wurde. Er selbst erzählt uns in den „Wiener Bildern" von einem Wiener Droschkenkutscher, der in seinen freien Stunden der Reihe nach alle Scott'schen Romane durchlas und Haering gegenüber von „Schloß Avalon" ebenso begeistert sprach, wie von den echten Werken des großen Schotten, ohne zu ahnen, daß er den wahren Verfasser des Buches vor sich hatte.

So war Alexis in verhältnismäßig kurzer Zeit ein angesehener Schriftsteller geworden, dessen Wort etwas galt, dessen Schriften gern gelesen wurden. Auch persönlich,

nahm er als Sekretär der von ihm mitbegründeten „Mittwochsgesellschaft“ eine ehrenvolle Stellung ein. Lebhaften Anteil hatte er, wie wir aus seinen Theatererinnerungen ersehen, an der Gründung des „Berliner Volkstheaters“ genommen. Die Dramen, die er hier aufführen ließ: „Die Sonette“, „Annchen von Tharau“ und „Der verwunschene Schneidergesell“ hatten allerdings nur geringen Beifall; dagegen wurde sein Lustspiel „Der Prinz von Pisa“ auf der Berliner Hofbühne mehrmals mit Beifall gegeben.

Noch bekannter und angesehener wurde er dadurch, daß er 1827 mit Friedrich Förster das „Berliner Conversationsblatt“ gründete und drei Jahre hindurch dessen belletristischen Teil redigierte, für den er sowohl selbst mancherlei Beiträge lieferte, als auch hervorragende Schriftsteller und Dichter zu interessieren wußte. Auf Grund des litterarischen Rufes, den er jetzt genoß, konnte er es gegen Ende des Jahres 1828 sogar wagen, die Universität zu Halle um Erteilung des Doktorgrades honoris causa zu ersuchen, der ihm auch schon zu Beginn des nächsten Jahres gewährt wurde. 1830 übernahm er, da er mit Förster nicht dauernd zusammenarbeiten und das „Conversationsblatt“ die Konkurrenz des in demselben (Schlesinger'schen) Verlage erscheinenden alten „Freimüthigen“ nicht aushalten konnte, allein die Redaktion beider Zeitschriften und vereinigte sie unter dem Titel „Der Freimüthige oder Berliner Conversationsblatt“. Seine Thätigkeit für dieses Blatt war außerordentlich umfangreich. Fast jede Nummer enthält von ihm irgend einen belletristischen oder kritischen Beitrag, sodaß uns dabei schon seine Fruchtbarkeit in Erstaunen setzen muß. Und doch bildeten diese Arbeiten nur einen Teil seiner damaligen schriftstellerischen Thätigkeit! Größere

Reisen, die er teils nach dem Norden, teils durch Deutschland, die Niederlande, Frankreich und Oberitalien machte, gaben ihm den Stoff zu seinen lebendigen, anschaulichen und überall anziehenden Reisebüchern „Herbstreise durch Skandinavien“ und „Wanderungen im Süden“. Jahr für Jahr ließ er in den angesehensten Taschenbüchern zum Teil recht ausgedehnte Novellen erscheinen, von denen er 1830/31 eine erste Sammlung in 4 Bänden veranstaltete. Und bei alledem fand er noch Zeit zu der Abfassung eines großen historischen Romans, des 1832 erschienenen „Cabanis“! Wieder ahmt er hierin sein großes Vorbild Walter Scott nach, aber in anderer Weise, als bisher. Er folgt ihm nicht mehr nach den schottischen und wallisischen Hochgebirgen, er gräbt nicht mehr in den Schätzen der englischen und schottischen Vergangenheit, sondern er führt uns jetzt ein Stück aus unserer eigenen Vergangenheit vor, und ein glänzendes Stück daraus, das Zeitalter Friedrichs des Großen. Ohne eine Spur von schönrednerischem Prunke, ohne unangebrachte Lobhudelei zeigt er uns den großen König in seiner wahren Gestalt, in seinen Schwächen, seinen Fehlern, aber auch in seiner gewaltigen, alles Damalige weit überragenden Persönlichkeit, die dem ganzen Jahrhundert seinen Stempel aufdrückte, seinen erstaunlichen Einfluß auf seine Unterthanen und besonders auf seine Soldaten, die in blinder Verehrung zu ihm hinaufschauten, und den wunderbaren Zauber, den er auf alle, die mit ihm zusammenkamen, auf Freund und Feind in gleicher Weise, ausübte. Friedrich selbst tritt nur in wenigen Stellen hervor, und doch steht er uns beständig vor Augen; alles dreht sich um ihn, um seine Erfolge oder Verluste, und mit seinem glänzenden Einzuge in Berlin nach dem so glorreich beendigten sieben-

jährigen Kriege findet der Roman in der Hochzeit des Berliners Etienne mit einer vornehmen Österreicherin, sowie in der Versöhnung des wunderlichen Marquis Cabanis, der von Friedrichs Vorgänger schwer beleidigt worden war, seinen harmonischen Abschluß. Einen preußischen König so in den Mittelpunkt eines großen Romans gesetzt zu sehen, war für die damalige Zeit etwas ganz Neues und Überraschendes. Und vielleicht noch mehr überraschte die Schwärmerei, die der Dichter für die landschaftlichen Reize der Mark Brandenburg zeigte. Hatte Scott die großartige Pracht der Hochländer von Schottland und Wales in glühenden Farben geschildert, so zeigte Alexis seinen erstaunten Landsleuten, welche Schönheiten auch ihre engere Heimat aufzuweisen hatte. Wer hatte bis dahin daran gedacht, bei der „märkischen Streusandbüchse" von landschaftlichen Reizen zu sprechen! W. Alexis hat sie entdeckt, die zauberhaft friedliche Stille der weiten märkischen Heiden, das Rauschen der knorrigen Kiefern, „die eintönige Musik, die sich fortwiegt auf den Wipfeln meilenweit"; für diese Poesie der märkischen Heide seinen Zeitgenossen die Augen geöffnet zu haben, ist ein Hauptverdienst des „Cabanis".

Der Erfolg des Romans entsprach nicht den vom Dichter gehegten Erwartungen. Zwar fand er bei der Kritik fast durchweg eine günstige Aufnahme, aber für eine allgemeinere Würdigung derartiger Werke war die Zeit noch nicht da; in das größere Publikum drang der Roman nicht hinein. So folgte Alexis eine Reihe von Jahren hindurch dem Rate einiger Freunde, von solcher Poesie abzustehen. Aber noch vieles andere kam dazu, um ihn für eine Weile aus der bisherigen Bahn ruhigen, gesunden Schaffens hinauszudrängen. Drei Jahre lang war er

mit der Schauspielerin Julie Gley verlobt gewesen, die er bei ihren Gastspielen am Berliner Volkstheater kennen und lieben gelernt hatte, „eines der hochstehendsten, vollkommensten Wesen", wie er sie selbst später in einem Briefe nennt, das er „mit heißem, vollem Vertrauen" liebte. Jetzt, bald nach dem Erscheinen des „Cabanis", löste sich das Verhältnis auf. Über die Gründe ihrer Trennung ist leider nichts Sicheres mehr zu ermitteln. Vielleicht waren ihre Charaktere zu sehr von einander verschieden, um sich auf die Dauer anzuziehen; vielleicht mag auch Juliens Weigerung, nach der Hochzeit von der Bühne zurückzutreten, worauf Haering und noch mehr dessen Mutter Wert gelegt haben sollen, den Bruch herbeigeführt haben. Genug, er mußte mit tiefem Schmerze zusehen, wie seine ehemalige Braut sich bald darauf (1833) mit dem Schauspieler Karl Rettich vermählte. Zu diesen persönlichen Verbitterungen kamen noch die Einflüsse der politischen und litterarischen Verhältnisse jener Zeit: Die Wirkungen der Julirevolution und die gewaltsamen Gegenmaßregeln der Regierung, unter denen die Litteratur schwer zu leiden hatte, und andererseits das Auftreten der sogenannten „jungdeutschen" Dichter, in deren Fahrwasser er sich auf einige Zeit ziehen ließ.

Daher haben fast alle seine Erzeugnisse der nächsten Jahre einen unruhigen, verbitterten, Regierung und Gesellschaft zum Kampfe herausfordernden Charakter; so eine Reihe kleinerer Aufsätze im „Freimüthigen", mehrere Novellen und die beiden Reisebücher „Wiener Bilder" und „Schattenrisse aus Süddeutschland". Ja, in den „Wiener Bildern" stellte er zum Schluß, gleichsam um den Widerspruch herauszufordern, ohne daß der Inhalt des Buches ein derartiges Schlußkapitel irgendwie rechtfertigte,

sein „Politisches Glaubensbekenntnis“ auf. Er bezeichnet darin zwar die Erbmonarchie als die für Europa allein angemessene Regierungsform, aber aus lediglich praktischen Erwägungen, ohne sich für das Gottesgnadentum erwärmen zu können. Den Fürsten sagt er hier gar bittere Wahrheiten und wirft ihnen geradezu vor, sie ständen, während sie ehedem den Nationen vorangingen, jetzt unverkennbar hinter denselben zurück. Natürlich wurde das Buch verboten. Daß er dadurch nicht versöhnlicher wurde, zeigen klar die beiden Romane, die er in den folgenden Jahren schrieb, „Das Haus Düsterweg“ (1835) und „Zwölf Nächte“ (1838). Besonders der erstere ist ein tolles, wildes Buch, voll der heftigsten Angriffe gegen die höheren Gesellschaftskreise, gegen die Regierung und deren falsche Maßregeln, gegen gewisse verkehrte Strömungen in der zeitgenössischen Litteratur — ein Buch, so „zerrissen“, wie die meisten der darin auftretenden Personen. Es zerfällt in eine große Anzahl ganz lose zusammenhängender Briefe, in kleine Novellen, Zeitungsmitteilungen, von einem Wahnsinnigen flüchtig hingeworfene „Blätter im Winde“, Tagebuchnotizen u. dgl. — das Ganze die traurige Familiengeschichte des „Hauses vom düstern Wege“, zusammengesetzt aus sonderbaren Testamenten, Wahnsinnsscenen und Verbrechen mancherlei Art. So wenig die Komposition des Buches befriedigt, und so oft man sich auch über die Launen des Verfassers ärgern muß, so bietet es doch durch genial aufs Papier geworfene, spannende und packende Schilderungen und durch blendende Geistesblitze, die auch aus den düstersten Wahnsinnsscenen herausleuchten, so viel des Eigenartigen und Interessanten, daß man noch heute von der ersten bis zur letzten Seite gefesselt wird.

Weit geschlossener in der Komposition ist der andere

dieser beiden, unverkennbar unter dem Einfluß der „jungdeutschen" Litteratur stehenden Romane, die Schilderung der Ereignisse, welche die Einwohner eines alten, dem Einsturz nahen Hauses am Weihnachts-Heiligabend und den unmittelbar darauf folgenden Tagen und Nächten erleben. Auch dieser Roman wimmelt von schaurigen, dunklen Verbrechen, versuchten und vollführten Selbstmorden, Revolutions- und anderen Schreckensscenen der schlimmsten Art; auch hier läßt Alexis seiner Phantasie in der unheimlichsten, bizarrsten Weise die Zügel schießen und unterwirft die politischen und socialen Verhältnisse seiner Zeit scharf satirischen Betrachtungen; aber daneben finden wir auch lieblich duftende poetische Blüten und prächtig humorvolle Darstellungen aus dem Familienleben sogenannter „kleiner Leute", die hier als die moralisch Tüchtigeren hingestellt werden. So ist das Werk als Ganzes etwas gesunder, als „Das Haus Düsterweg", aber immerhin noch krankhaft genug.

Ein Gegengewicht zu diesen bizarren Schöpfungen freier Phantasie, in denen die ihm im hohen Grade eigene Ironie eine gar zu große Rolle spielte, bildeten die zahlreichen kritischen Arbeiten, die er nach wie vor lieferte. Zwar legte er 1835 die Redaktion des „Freimüthigen" nieder — teils, weil sie seine Zeit zu sehr in Anspruch nahm, teils auch wegen wiederholter Konflikte mit dem Verleger und nicht minder mit dem Censor — schrieb dafür aber um so eifriger für die „Blätter für litt. Unterhaltung", für das Cotta'sche „Morgenblatt" und für die „Vossische Zeitung". Auch an seine eigenen Arbeiten früherer Zeit legte er die kritische Sonde, indem er die bisher in Zeitschriften und Taschenbüchern zerstreut erschienenen lyrischen Gedichte und Balladen nach gründlicher Sichtung

und Umarbeitung gesammelt herausgab und seinen vorhin erwähnten gesammelten Novellen zwei Bände „Neuer Novellen" folgen ließ.

Auf die Dauer hätte Alexis diese überaus anstrengende und aufreibende litterarische Thätigkeit, die ihm zwar gute Einnahmen, aber wenig innere Befriedigung gewährte, kaum ohne Schaden für seine Gesundheit aushalten können. Glücklicherweise that er gegen Ende dieses Jahrzehnts einen Schritt, der dauernd die wohlthuendsten Folgen für ihn hatte. Im Winter 1837/38 lernte er in einer Abendgesellschaft ein hervorragend schönes Mädchen, Lätitia Perceval, kennen, das, einer ursprünglich reichen, seit einigen Jahren aber gänzlich verarmten englischen Familie angehörig, jetzt Gesellschafterin im Hause einer Schwester des Kriegsministers v. Boyen war. Dieses Mädchen machte schon durch die blendende äußere Erscheinung, noch mehr aber durch reiche Gaben des Geistes und des Herzens einen solchen Eindruck auf ihn, daß er ihr bald seine Liebe gestand und sie schon im Mai 1838 als Gattin heimführte. Sie ist ihm bis zu seinem Tode eine treue Lebensgefährtin gewesen; ihre Ehe war zwar kinderlos, aber durchaus glücklich, und ihr Einfluß auf ihn war nicht gering. Manche Ecken in seinem Wesen half sie abschleifen, manche Launen und Wunderlichkeiten ihm austreiben; auch von der unglücklichen Ironie, die ihm fast wie ein Gebrechen anhaftete, suchte sie ihn — und nicht ganz ohne Erfolg — nach und nach zu befreien. Mit der jungdeutschen „Zerrissenheit" war es nun bei ihm vorbei; fast alles, was er von da an schrieb, war heiterer, ruhiger und objektiver, als jene Ausgeburten einer krankhaften Phantasie und eines ohnmächtigen Kampfes gegen die Auswüchse von Staat und Gesellschaft.

Auch äußerlich änderte seine Verheiratung manches in seinem Leben. Er kaufte sich jetzt ein Haus in der Wilhelmstraße — es ist leider bei dem Durchbruch der Zimmerstraße niedergerissen worden — und richtete sich mit seiner, an ein vornehmes, glänzendes Leben gewöhnten Gattin ein trauliches Heim ein, das bald ein Vereinigungspunkt hervorragender Dichter, Schriftsteller und Künstler wurde. Freilich bedurfte es, um die Kosten eines solchen Haushalts zu bestreiten, einer sehr angestrengten Thätigkeit, und die Zeitschriften und Taschenbücher der nächsten Jahre enthalten denn auch wieder eine Fülle von Novellen, Recensionen und feuilletonistischen Arbeiten aus seiner Feder. Daneben übersetzte er umfangreiche Werke und schrieb für das Taschenbuch „Penelope" die vorliegenden Lebenserinnerungen.

Aber auch zu wirklichen Meisterwerken fand er jetzt wieder Ruhe und Stimmung. Schon 1840 erschien der zweite seiner großen vaterländischen Romane „Der Roland von Berlin", der uns die selbstmörderischen Zwistigkeiten der Schwesterstädte Berlin und Kölln und die Unterwerfung beider durch den energischen Kurfürsten Friedrich II., den Eisernen, vorführt. Mit wahrem Bienenfleiß hatte er in den Archiven Urkunden, Chroniken und alte Flugschriften studiert und uns aus dem Staube dieser alten Blätter das Berlin des 15. Jahrhunderts hervorgezaubert, das nun mit seinem alten Rathause auf der Langen Brücke, mit seinem steifnackigen, auf das Recht pochenden Bürgermeister Johannes Rathenow, mit den stolzen, würdevollen Ratsherren, den ehrsamen, aber kurzsichtigen Handwerkern und dem jungen, heißblütigen Volksführer Henning Mollner so farbenfrisch und lebensprühend vor uns steht, daß wir uns völlig darin heimisch fühlen.

Um noch treuer den Zeitton zu treffen, hat sich Alexis in diesem Roman durch Nachahmung der alten Chronikensprache einen eigenen Stil geschaffen, der uns anfangs etwas fremdartig anmutet, an den wir uns aber bald so sehr gewöhnen, daß wir ihn nicht mehr missen mögen. Aber nicht bloß Stil und Sprache hat er sich hier selbst geschaffen, das ganze Werk ist eine durchaus selbständige Schöpfung, die von den Scott'schen Romanen grundverschieden ist. Können wir im „Cabanis" noch zuweilen auf Scott als auf sein Vorbild hinweisen, so steht er im „Roland von Berlin" völlig auf eigenen Füßen.

Dasselbe können wir auch von seinen späteren vaterländischen Romanen sagen, zunächst von dem 1842 veröffentlichten „Falschen Woldemar". Eine der traurigsten Episoden der brandenburgischen Geschichte läßt er hier vor unsern Augen wieder lebendig werden, jene wüste, wilde Zeit, da die Mark durch das Aussterben der Askanier an die Baiern kam und der Müller Jakob Rehbock sich als Markgraf Woldemar ausgab. Hier hat er wohl die schwerste aller Aufgaben behandelt, die er sich je gestellt hat. Diesen Mann aus dem Volke, der den verbrecherischen und doch idealen Plan faßt, zum Besten seines Landes das Volk glauben zu machen, er sei der wahre Woldemar, und es durch diesen Glauben zu ruhmvollen Thaten führt, dann aber unterliegt, als er an seiner Sendung zu zweifeln beginnt, diesen Mann sucht er mit seiner großen Kunst so glaubhaft darzustellen, daß selbst der Leser lange nicht weiß, ob er wirklich den letzten Askanier oder nur einen großen, edlen Betrüger vor sich hat — wahrlich ein gewaltiges psychologisches Problem, das uns, auch wenn seine Lösung nicht völlig gelungen ist, doch überall unwiderstehlich packt und reizt.

Schon dieser Roman giebt uns Zeugnis davon, mit welcher Liebe und mit welchem Geschick Alexis verwickelte psychologisch-kriminalistische Fragen behandeln kann. Dieses Interesse für merkwürdige Verbrecher, das ihn sein ganzes Leben hindurch begleitet hat und dem wir einige seiner besten Romanfiguren verdanken, veranlaßte ihn auch im Jahre 1842, ein großes, überaus zeitraubendes Unternehmen zu beginnen, an dem er selbst mit großer Lust gearbeitet hat, das ihm aber doch zum Schaden der Poesie gar zu viele Stunden kostete, die „Sammlung der interessantesten Kriminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit", die er den „Neuen Pitaval" nannte. Julius Eduard Hitzig, der anfangs mit an der Redaktion beteiligt war, that kaum mehr, als daß er seinem Mitarbeiter die zur Bearbeitung geeigneten Fälle heraussuchte, und später hatte Alexis auch das noch allein zu besorgen. Fast zwanzig Jahre lang unterzog er sich der mühsamen Aufgabe, die verschiedenartigsten Quellen nach einheitlichen Gesichtspunkten zu bearbeiten, und brachte so eine für Juristen und Psychologen außerordentlich wertvolle Sammlung von Verbrechergeschichten zustande; die Geschichte der Dichtung freilich hat damit nichts zu thun.

In jenen Jahren trat dieses kriminalistische Interesse so stark bei ihm hervor, daß er sogar für einige Zeit das Studium der brandenburgischen Vorzeit unterbrach und sich dem des „erschütterndsten Trauerspieles, das der Wahn in Frankreich aufführte", widmete; das Ergebnis dieser Forschungen war der Verbrecher- und Wahnsinnsroman „Urban Grandier oder die Besessenen von Loudun" (1843). Glücklicherweise dauerte diesmal seine Abschweifung von der rechten Bahn nicht so lange an, wie zehn Jahre früher. Der prächtige Doppelroman „Die Hosen des

Herrn von Bredow" giebt Zeugnis davon, wie tief er sich bald darauf wieder in das Studium der vaterländischen Geschichte versenkte. 1846 erschien der erste Teil des Buches unter dem Titel „Hans Jürgen und Hans Jochem", der zweite, „Der Wärwolf", zwei Jahre später. Hier führt er uns in prächtigen, besonders im ersten Teile von goldigem Humor durchleuchteten Bildern das allmähliche Eindringen der Reformation in die Mark Brandenburg unter der anfangs machtvollen, später aber immer lamenhafter werdenden Regierung Joachims I. vor. Die komische Geschichte der höchst merkwürdigen Elennshosen des märkischen Junkers Götz von Bredow ist in kunstvoller Weise mit der ernsten des schweren Kampfes zwischen alter und neuer Kirche verflochten, sodaß wir auch hier wieder ein glänzendes Kulturbild erhalten.

Auch sein immer lebhaftes Interesse an der Politik suchte er in diesen Jahren aufs neue zu bethätigen, einmal als Korrespondent des „Morgenblattes" und dann als Verfasser einer Anzahl von Leitartikeln für die „Vossische Zeitung". Aber mit den letzteren hatte er wenig Glück; als einige von ihnen, in denen er sich ziemlich scharf über die deutsche Presse und ihre Abhängigkeit von der Censur ausgelassen hatte, vom Censor arg mitgenommen worden waren, richtete er eine Beschwerdeschrift an Friedrich Wilhelm IV. Die Antwort darauf war ein sehr ungehaltenes königliches Handschreiben, worauf er für einige Jahre der Mitarbeit am politischen Teile der „Vossischen Zeitung" entsagte.

Außer dieser Fülle zum Teil sehr umfangreicher litterarischer Arbeiten betrieb er jetzt auch noch allerlei geschäftliche Unternehmungen, Grundstücksankäufe, Häuserspekulationen u. dgl. Von Bernstein übernahm er bald

nach seiner Verheiratung das „Berliner Lesekabinet" und verband damit eine Sortiments- und Verlagsbuchhandlung, die eine Reihe von Jahren blühte und in der er mehrere eigne Werke erscheinen ließ.

Diese so vielseitige, angestrengte und aufreibende Thätigkeit wurde in den ersten Jahren der Ehe nur ab und zu durch kleinere Reisen unterbrochen. Besonders gern besuchte er mit seiner Gattin das Seebad Heringsdorf, wo er sich schon in den zwanziger Jahren als einer der ersten Ansiedler dieses damals noch fast ganz unbekannten Fischerdorfes eine hübsche Villa gebaut hatte. (Daß er nicht, wie vielfach behauptet wird, der Gründer des Seebades gewesen ist, sagt er selbst in einer Abhandlung über Heringsdorf, die ich demnächst aus dem Nachlasse des Dichters herausgeben werde.) Endlich bedurfte er aber ebenso, wie seine oft kränkliche Gattin, einer längeren Erholung. So reisten sie im Herbst 1847 nach Italien und verlebten hier, besonders in Rom, in Gemeinschaft mit Levin Schücking und dessen junger Frau, mit Bodenstedt, Gustav zu Putlitz und anderen Freunden so köstliche Stunden, daß er noch lange nachher in Briefen und mündlichen Erzählungen begeisterte Schilderungen davon entwarf. Das seltsame, aus Phantasie und Wirklichkeit gewebte Märchen „Der Zauberer Virgilius" scheint mit seinen prickelnden Einfällen und tollen, humoristischen Scenen dem Schaum des italienischen Weines entsprungen zu sein, den er hier in Fülle genoß, und auch seine letzte Erzählung, „Ja in Neapel", giebt noch einen hellen Abglanz jener herrlichen Tage. Die unbestimmten trüben Nachrichten, die von den Berliner Märztagen nach Italien kamen, machten diesem idyllischen Leben jäh ein Ende. Schleunigst brachen sie nun wieder nach der Heimat auf und trafen kurz nach dem

Sturm auf das Zeughaus in Berlin ein, wo ihnen die Folgen der Volkserhebung nicht geringes Entsetzen einflößten. Auch Haering war durch sie in seinen geschäftlichen Unternehmungen arg geschädigt worden, und schwer hatte er in den folgenden Jahren zu arbeiten, um die großen Verluste, die ihn während seiner Abwesenheit betroffen hatten, wieder gutzumachen.

Noch einmal griff er in die politischen Kämpfe des Tages ein, indem er Mitredakteur des politischen Teiles der „Vossischen Zeitung" wurde. Aber auch diesmal hatte er nicht viel mehr Glück, als fünf Jahre vorher. Mit einer Reihe von Leitartikeln, in denen er mannhaft für die Verwirklichung des deutschen Einheitstraumes und die Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserthrones eintrat, setzte er sich in Gegensatz zu einem Teile der Redaktion, besonders zu seinem Vetter Ludwig Rellstab, und stieß auch sonst an so vielen Stellen an, daß er an seinen Freund Gustav zu Putlitz schreiben konnte: „Seit die deutsche Frage zu einem heiligen Ernst geworden, bin ich drauf und dran, von den Stockpreußen als roter Republikaner verschrieen zu werden." Dazu kam, daß er für die schnellschaffende, kurzlebige und aufreibende Tagesschriftstellerei überhaupt nicht geschaffen war; wiederholt klagte er darüber, wie sehr ihn diese Stellung angreife und von seinen anderen Arbeiten abziehe. Daher trat er schon im Juni 1849 wieder aus der Redaktion aus und widmete sich von nun an ganz seinen freien schriftstellerischen Arbeiten.

Außer mit der Abfassung kleinerer Erzählungen und kritischer Aufsätze beschäftigte er sich nun mit den Studien zu einem großen geschichtlichen Roman, wobei er den Plan verfolgte, seinen Zeitgenossen die unglückselige Lage vorzuführen, in der das preußische Volk vor einem halben

Jahrhundert durch Schlaffheit und politische Zerrissenheit geraten war, und so gleichsam erziehlich auf sie zu wirken. Aber er kam mit dieser großen Arbeit nicht recht vorwärts. Seine Gesundheit war angegriffen, er brauchte wieder eine längere Erholung, und so ging er 1851 nach Arnstadt, das man ihm als einen „naturwüchsigen" Badeort empfohlen hatte, wo er in ländlicher Einsamkeit die eben entdeckte Sole genießen könne. Wie sehr ihm der erste Aufenthalt in dieser Stadt behagte, zeigt ein kleines Schriftchen, das er noch im Herbst desselben Jahres erscheinen ließ und das hauptsächlich dazu beitrug, Arnstadt als Badeort in weiteren Kreisen bekannt zu machen. Auch im nächsten Jahre ging er wieder dorthin, fand an dem so lieblich gelegenen thüringischen Städtchen noch mehr Gefallen, kaufte sich dort ein Grundstück und ließ sich ein Haus darauf bauen (das heutige, allerdings wesentlich erweiterte „Kurhaus"), das er „Haus Lindeneck" taufte und ganz nach seinem Geschmack einrichten ließ. Hierher zog er sich auch in den folgenden Sommern mit seiner Gattin, seiner alten Stiefschwester Florentine — die Mutter hatte er schon 1843 verloren — und einer jungen Nichte seiner Frau aus dem geräuschvollen Leben Berlins zurück und betrieb nun mit großem Eifer die Garten- und Feldwirtschaft. Bald sammelte sich um ihn ein Kreis guter Freunde, und sein Haus wurde auch hier ein Mittelpunkt regen geistigen Lebens. Seiner Gesundheit hatte der Arnstädter Aufenthalt gleich im ersten Jahre sehr wohlgethan; er fand nun wieder Kraft und Stimmung zur Vollendung jenes großen Werkes, und schon 1852 erschien der Roman „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht oder Vor funfzig Jahren", zu dem zwei Jahre darauf der eben so große und bedeutende „Isegrimm" in gewissem Sinne eine Fortsetzung

bot. Der erstere giebt uns ein großartiges, ergreifendes Bild von der furchtbaren Verdorbenheit, die in den Jahren 1805 und 1806 in den höheren Schichten des preußischen Volkes und hauptsächlich in den Regierungskreisen herrschte; er zeigt uns, wie damals das ganze Staatsgetriebe auseinander zu gehen drohte, und wie grausam sich nun das immerwährende thatenlose Pochen auf Friedrichs Ruhm rächte. Dagegen schildert „Isegrimm", wie kerngesund in den Jahren nach 1806, bei aller Fäulnis und Verderbtheit der leitenden staatlichen und städtischen Kreise, der niedere Landadel, der kleine Bürger und vor allem der Bauer waren. Können wir ersteren wohl den geistreichsten, den tiefsten aller Haering'schen Romane nennen, so erfreut uns „Isegrimm" wieder durch die prächtigen, stimmungsvollen Landschaftsschilderungen und durch die treffende Charakteristik des märkischen Bauern.

Nicht mehr auf derselben Höhe steht der letzte seiner vaterländischen Romane, „Dorothe" (1856), der in den letzten Lebensjahren des Großen Kurfürsten spielt. Er enthält noch manches vortreffliche Kapitel, fein und sicher gezeichnete geschichtliche Genrebilder, gut getroffene Charakteristiken der Hauptpersonen, besonders der Kurfürstin; aber Alexis ist hier oft nicht recht aus der Sammelarbeit herausgekommen, es fehlt der große packende Zug, der weite, das Ganze beherrschende Blick, den die früheren Romane zeigen, und wir haben nur allzuhäufig den Eindruck, daß das kriminalistische Interesse des Verfassers das historische und das dichterische in den Hintergrund drängt.

Die übrigen Arbeiten dieser Jahre, die sich im wesentlichen auf Recensionen und populär geschriebene Aufsätze für den vier Jahre hindurch von ihm herausgegebenen „Volkskalender" beschränkten, sind wenig bedeutend.

„Dorothe“ war das letzte große Werk unseres Dichters. In demselben Jahre, da es erschien, traf ihn ein schwerer Schlaganfall, der ihn auf längere Zeit arbeitsunfähig machte und ihn schließlich zwang, dauernd nach Arnstadt überzusiedeln. So schwer es ihm auch fiel, Berlin, seine zweite und eigentliche Heimat, und den märkischen Boden, mit dem er fast verwachsen war, auf immer zu verlassen, die Ärzte forderten gebieterisch seine Trennung von den Zerstreuungen und Störungen, die der Aufenthalt in der Großstadt mit sich brachte, und so wurde sein freundliches Thüringer Tusculum seine dritte und letzte Heimstätte. Hier erholte er sich allmählich so weit, daß er wieder, wie in seinen besten Jahren, weite Fußwanderungen durch den Thüringer Wald, durch Franken und Bayern unternehmen konnte. Auch kleine Aufsätze schrieb er ab und zu wieder, ja, er begann sogar noch einmal einen größeren Roman, dessen Stoff er lange mit sich herumtrug. Aber er konnte ihn nicht mehr zur Ausführung bringen. Die 1860 erschienene Novelle „Ja in Neapel“ — eine teilweise noch recht frisch und anmutig geschriebene Liebesgeschichte ohne irgendwelche höhere Bedeutung — ist das Einzige, was wir davon noch besitzen. Ein erneuter Schlaganfall warf ihn nochmals aufs Krankenlager, und nun blieb er dauernd gelähmt, auch der freie Gebrauch der Sprache wurde ihm bis zu einem gewissen Grade versagt. Immer mehr siechte er dahin, wiederholt trafen ihn noch schwere Krankheiten, und nur die treue Pflege seiner Gattin und zweier Nichten, die er nacheinander in sein Haus genommen hatte, und der Umgang mit wenigen lieben Freunden konnten ihm sein bitteres Los einigermaßen erleichtern. Oft sah man ihn, wie er im Rollstuhl langsam durch die schönen Anlagen Arnstadts und seiner Umgebung gefahrne

wurde, an allem Anteil nehmend, aber doch ein Bild des Verfalls. Nur der Geist war noch rege, bis an sein Ende blieb er bei klarem Verstande, und so konnte er sich noch über die herrlichen Siege der deutschen Truppen in Frankreich und über die endliche Verwirklichung des deutschen Einheitstraumes freuen, die er so lange herbeigesehnt hatte und für die er einst so wacker eingetreten war. Am 16. Dezember 1871 machte der Tod seinen Leiden ein Ende. Wenige Jahre darauf folgte ihm seine treue Lebensgefährtin. Beide ruhen im Tode nebeneinander, wie sie im Leben Seite an Seite standen. Ein einfaches Marmorkreuz schmückt die gemeinsame Grabstätte auf dem alten Arnstädter Friedhofe. —

Wollen wir Haering als Menschen kurz charakterisieren, so können wir sagen, daß er wahrhaft „edel, hilfreich und gut" war — auch einige der nachfolgenden Lebenserinnerungen zeigen ihn ja schon in seiner Herzensgüte, Liebenswürdigkeit und Aufrichtigkeit. Vor seiner Erkrankung war er ein kraftvoller, frischer, kerniger Mann; doch haftete seinem Wesen immer etwas Weiches, ja Kindliches an, wozu sein seltsames Interesse für Verbrechergeschichten freilich in merkwürdigem Gegensatze stand. Im Umgang war er immer freundlich, zuvorkommend und hilfsbereit, ohne auf Dank Anspruch zu machen. In größerer Gesellschaft sah man ihn oft schweigsam; doch wenn er auftaute, konnte er einen äußerst lustigen Gesellschafter abgeben, der den Kopf voller Schnurren und Anekdoten hatte. Der gesunde Humor, der uns in seinen Schriften so häufig erfreut, war ihm auch im Leben eigen; freilich war damit, wie gleichfalls in seinen Dichtungen, ein lebhafter Hang zur Ironie verbunden, der in seiner Jugend zuweilen so stark hervortrat, daß oberflächliche Beobachter

ihn für zweideutig und unaufrichtig halten konnten; alle aber, die ihm näher standen, kannten ihn als einen von Grund aus ehrlichen, biederen und aufrichtigen Menschen, einen Feind jeder Heuchelei und Künstelei. —

Und nun zum Schluß noch ein paar zusammenfassende Worte über seine litterarische Bedeutung, wobei ich mich hier freilich auf das Wesentlichste beschränken muß. Bei seiner großen Fruchtbarkeit ist unter allem, was er geschaffen, natürlich vieles, was der verdienten Vergessenheit anheimgefallen ist, vieles, was nur für seine Zeit geschrieben und nur von ihr verstanden wurde, vieles auch, was er nur veröffentlichte, um zu leben. Aber bei alledem bleibt noch außerordentlich viel übrig, was ganz unverdienterweise in Vergessenheit geraten ist, so außer den nachfolgenden Lebenserinnerungen seine Reisebeschreibungen, eine Anzahl politischer Aufsätze und noch weit mehr eine große Reihe seiner zahllosen, umfang- und inhaltreichen Kritiken; wohl nur der Umstand, daß die meisten von diesen anonym erschienen sind, ist daran schuld, daß Alexis noch nicht für einen der hervorragendsten Kritiker unseres Jahrhunderts gilt.

Weniger bedeutend ist er als Dramatiker und als Lyriker. Seltsam! so dramatisch an vielen Stellen seine Romane, so bühnengerecht oft seine Dialoge sind, so wenig ist ihm doch ein einziges befriedigendes Drama gelungen. Hatten seine Stücke schon zu ihrer Zeit nur teilweise und nur vorübergehend Erfolg, so sind sie für uns fast ungenießbar. Einige sind unselbständige Nachahmungen nach Shakespeare, andere fast albern zu nennende Schwankscenen; kein einziges, das strengeren kritischen Anforderungen genügte. Als Lyriker fehlt ihm die Gabe, sich selbst ungeschminkt zu geben, wie er ist, seine Gefühle offen zur Schau zu

tragen, sich gleichsam im Liede auszuleben. Seine Verse haben etwas Schwerfälliges, sein Ausdruck ist nicht frei, nicht leicht genug. Immerhin sind ihm einige lyrische Gedichte und Balladen nicht übel gelungen. Besonders müssen wir darin sein Bemühen anerkennen, einen möglichst einfachen, volksmäßigen Ton anzuschlagen, und damit hatte er bei einem seiner Lieder, dem „Fridericus Rex", das wir zuerst in „Cabanis" finden, einen solchen Erfolg, daß wir es geradezu als ein Volkslied bezeichnen können; noch 1870 hat es manchen Soldaten in Frankreich begeistert.

Am höchsten steht Willibald Alexis als Epiker. Seine zahlreichen Novellen, von denen einige hervorragenden dichterischen Wert haben, sind sehr verschiedenartig. In seinen älteren steht er unter dem Einflusse der Romantiker, besonders Tiecks, den er auch persönlich außerordentlich hoch schätzte. Auch Jean Paul'sche Einwirkungen können wir hie und da erkennen. Noch stärker ist seine Verwandtschaft mit E. T. A. Hoffmann, und diese zeigt sich auch noch in seinen späteren Erzählungen; etwas Dämonisches, Grausiges, Spukhaftes findet sich überall. Doch brauchen wir dabei nicht immer an eine Anlehnung oder Nachahmung zu denken; es ist dieser Zug vielmehr durchaus Alexis eigentümlich, zeigen doch schon seine Knabenerzählungen Neigung zur Ausmalung dämonischer Nacht- und Schreckensscenen. Schon von Kindheit an besaß er eine reiche, schwungvolle dichterische Phantasie, die aber auch nicht selten ausschweifend wurde. Wohl keiner seiner Novellen fehlt es an Schnurren, Schwänken, tollen Einfällen und phantastischen Schilderungen, die uns stets fesseln, wenn wir uns auch zuweilen über sie ärgern. Man staunt oft darüber, wie es ihm möglich ist, eine so ungeheure Fülle von Gestalten, Ereignissen und Einfällen

in den Rahmen einer einzigen Novelle hineinzubringen. Freilich leidet unter dieser Stofffülle nicht unwesentlich die Komposition; die Kunst, eine dichterische Handlung geschlossen und unverrückt zum Ziele zu führen, zeigt er fast nirgends; überall Seitensprünge, Episoden, Einfälle, breite Ausmalung interessanter Situationen, Ausschmückung humorvoller Genrebilder, die an sich sehr unterhaltend sind, aber den einheitlichen Gesamteindruck der Dichtung allzuoft stören. Bisweilen wird uns auch der Genuß seiner Novellen durch die häufig zu Tage tretende Ironie beeinträchtigt oder gar verleidet, und zwar in den älteren Novellen mehr, als in den jüngeren. Solchen Nachteilen stehen aber fast überall so große Vorzüge gegenüber, daß jene dadurch reichlich aufgewogen werden, so die Leichtigkeit, mit der er die Feder zu führen weiß, die daraus hervorgehende Flüssigkeit in Ausdruck und Lebendigkeit der Darstellung, die Kunst der Charakteristik, besonders solcher Personen, die ein eigenartiges kriminalistisches oder psychologisches Interesse bieten, der prächtige, echte, ungezwungene Humor und nicht zuletzt die Feinheit, Frische und Anschaulichkeit landschaftlicher Schilderungen.

Alle diese Vorzüge und Nachteile finden sich in höherem oder geringerem Grade auch in seinen bedeutendsten Werken, den großen vaterländischen Romanen. Hier kommt aber noch seine unübertreffliche Kunst hinzu, uns Ereignisse aus der Vorzeit so vor die Augen zu führen, daß wir uns in sie wie in Vorgänge der Gegenwart hineinleben können. Mit seltenem Fleiß, erstaunlicher Ausdauer, umfassenden Kenntnissen und einem ungemein scharfen Blick für das Wesentliche und Charakteristische einer Zeit plünderte er alle Archive, in denen er etwas für seine Zwecke Brauchbares zu finden hoffte, und

durch angestrengteste Arbeit gelang es ihm, ein so treues Abbild von den Sitten und Gebräuchen, dem Denken und Fühlen der vorgeführten Personen zu geben, daß wir kaum jemals die darauf verwendete Mühe merken. Und in dieser Kunst, die graue Vorzeit lebendig zu machen, steht er unübertroffen da. Ob er uns die Heldenzeit des großen Friedrich oder den Schwesterkampf der Städte Berlin und Kölln oder das allmähliche Eindringen der Reformation in die Mark schildert, immer versteht er es, seine Figuren so in den Rahmen hineinzupassen, daß das ganze Bild historisch getreu das Urbild wiedergiebt.

Aber er will nicht bloß ein schlichtes Abbild der geschichtlichen Vergangenheit geben, er verfolgt mit diesen Romanen auch einen erzieherischen Zweck. Er zeigt seiner politisch traurigen und zerrissenen Zeit, wie Preußen und die Mark sich nur durch die ernsteste und tüchtigste Arbeit der Einwohner und durch deren engsten Anschluß an ihre Fürsten allmählich aus den bescheidenen Anfängen zu einer Achtung gebietenden Macht emporgehoben haben, und wie andererseits die aus dem Süden in die damals rauhe und unwirtliche Mark herüberkommenden Markgrafen mit großer Zähigkeit und Ausdauer nur den einen Gedanken verfolgten, dieses öde Land mit den rohen, ungefügen Einwohnern zu einem anderen europäischen Ländern gleichwertigen zu machen, wie der eine oder andere bei der Ausführung dieser schweren Aufgabe scheiterte, wie sie aber doch Stück für Stück vorwärts kamen und so aus der alten Mark Brandenburg schließlich das mächtige Königreich Preußen wurde. So sind also diese Romane in gewisser Beziehung Tendenzromane, aber im edelsten Sinne des Wortes — und nicht etwa bloß für Brandenburg und Preußen; er schrieb für ganz Deutsch-

land und hoffte, Leser und Freunde unter allen Deutschen zu finden. „Denn Brandenburg", so sagt er mit schönen Worten im „Falschen Woldemar", „war nur ein Glied.. des großen deutschen Körpers, und was den zerreißt, zerreißt es mit, und was den erhebt, erhebt es mit. Ich erzähle auch brandenburgische Geschichten aus alter Zeit, aber ich meine, es sind deutsche Geschichten; denn was Brandenburg litt, das litt das deutsche Reich auch."

Und das ist, glaube ich, das hervorragendste Verdienst unseres Dichters. Deutsch, echt deutsch, dachte und fühlte er. Für deutsche Macht und Einheit stritt er, deutsche Zerrissenheit beklagte er, die Erfolge der zähen, ununterbrochenen, energischen Arbeit eines deutschen Volksstammes unter der sicheren, zielbewußten und weitschauenden Leitung eines deutschen Fürstengeschlechts verherrlichte er. Und so trug er zu seinem Teile viel dazu bei, die Wiedergeburt des deutschen Kaisertums, von dem die Edelsten seiner Zeit mit ihm träumten, vorzubereiten

Hannover, im September 1899.

Max Ewert.

Erinnerungen von Willibald Alexis.

I.

Im Nonnenkloster zu Breslau.

(1806.)

Die Schlacht bei Jena war geschlagen. Statt der erwarteten Siegesnachricht kam nach meiner Vaterstadt Breslau die von einem Verluste, dessen Größe die Gemüther kaum zu fassen schienen. Ein dunkles Gerücht war der traurigen Gewißheit vorausgeeilt. Eine dumpfe Dröhnung herrschte in der Stadt. Erinnerte man sich doch noch der kühnen Versicherungen, mit denen die Officiere beim Ausmarsch Abschied genommen; klang doch noch eben im Ohr das Reiterlied aus Wallenstein's Lager, das man im Theater singen ließ, um den Muth unserer fernen Streiter zu repräsentiren, während man dabei, etwas spät, um ihnen Mäntel anzuschaffen, Beisteuern sammelte; — und nun war Alles unwahr, umsonst, verloren. Durch alle Classen der Bevölkerung herrschte nur eine Stimme, dasselbe Entsetzen, derselbe Zorn, dieselbe Erbitterung, vielleicht auch dieselbe Rathlosigkeit. Die feindlichen Heere rückten heran, doch ließen sie uns einen Monat Zeit, um das Versäumte nachzuholen. Ob nur Jemand vorher an die Mög-

lichkeit gedacht, daß Breslau belagert werden könne, konnte man nach dem, was jetzt erst geschah, um einem Feindesangriff zu begegnen, bezweifeln. Ich entsinne mich, daß man mich hinausführte vor's Thor, wo sie die Bäume der schönen Alleen fällten und Palliſaden einrammten. Es war ein Gedränge von Schauluſtigen, zumal Schulkindern. Man ſagte uns: ſeht Euch das an, denn ſo etwas werdet Ihr in Eurem Leben nicht wieder zu ſehen bekommen! — Man war in der politiſchen Wahrſagekunſt nicht weiter, als heut. Ein andermal — die Stadt ward in aller Schnelligkeit verproviantirt — entſinne ich mich, wie uns auf einer ſchmalen Brücke eine Heerde Ochſen, die man mit militairiſcher Begleitung in die Stadt trieb, überraſchte; und ich für meine Perſon habe dort, zuſammengepreßt am Brückenpfeiler, von dieſen Freunden mehr gelitten, als von den belagernden Feinden. Ob ich dies unverſchuldete Zuſammentreffen, gleich wie das folgende, als ein Omen für mein Leben betrachten ſoll, laß ich dahin geſtellt. Wenigſtens finde ich in dieſen hier geſchilderten früheſten Zuſtänden viele Wurzeln zu meiner ſpätern Beſtimmung.

Um Mitte November näherten ſich die erſten feindlichen Corps der Stadt. Ich glaube nicht, daß viele Familien ausgewandert ſind; im Gegentheile wanderten mehrere vom Lande ein. Theils lag die Erinnerung an das, was eine Belagerung bedeutet, den Breslauern ſeit dem ſiebenjährigen Kriege zu fern; theils fürchtete man in kleinern Städten und auf dem offenen Lande mehr die Exceſſe des Feindes, als

seine Kriegswuth in den Mauern einer berühmten Festung. Ueberhaupt leuchtete in Schlesien schon damals etwas von dem thatkräftigen Feuergeiste auf, der später in der Monarchie wie ein Riese aus Schutt und Trümmern sich erhob. Das Freicorps des Fürsten von Pleß ist wenigstens ein Beweis dafür. Ein Graf Pückler erschoß sich aus Unmuth, weil sein Plan einer allgemeinen Bewaffnung der schlesischen Jäger nicht gehörig unterstützt wurde. Man erwartete den kräftigsten Widerstand und träumte von Entsatz und Sieg. Indessen ließ mein Vormund meiner Mutter sagen, es sei Zeit, daß jeder Einwohner für sich und die Seinen an Mundvorrath und Schutz denke.

Das waren neue, ungewohnte Sorgen. Was bot Schutz? Breslau's altreichsstädtische Bauart hatte uns aber längst gelehrt, daß dieser schlimmen Falls nur in den feuerfesten alten Häusern zu suchen sei. Die Mehrzahl der ältern Gebäude hat gewölbte Untergeschosse, größtentheils zu Kaufläden eingerichtet. Hierhin quartirten sich die Bewohner dieser glücklichen Häuser, oder noch tiefer hinab in die gewölbten Keller. Man überdeckte sie mit Balken und Wollsäcken, oder führte Mistlager auf die Dachböden. Das Haus, welches wir bewohnten, rühmte sich jenes Vorzugs nicht. Selbst leicht gebaut, stieß es vielmehr an ein Viertel der Stadt, wo die eng aneinander gedrängten Holzhäuser der Feuersgefahr volle Nahrung und gegen die Bomben statt Schutz nur verdoppelte Gefahr boten. Stelle ich mir diese uralten, eng an- und übereinander hinausgewachsenen Holzhäuser vor, mit ihren morschen

Gallerien nach Außen, wie sie unästhetisch und doch sehr malerisch an vielen Theilen der alten Stadt, z. B. längs der Ufer des Flüßchens Ohlau, vorherrschen, so wundere ich mich, wie ein Bombardement, das so ernst war, nicht diesen historischen Theil der Stadt ganz vernichtet hat. Eine einzige Feuersbrunst, meint man, müsse sie in Asche legen; und doch trotzen sie noch heute den Feuerbränden und lachen seit Jahrhunderten den Polizeiverordnungen, welche jetzt das Zehntheil von dem Wagniß in ihrer Anlage für gefährlich erklären.

Doch bot sich auch außer den Privathäusern mancher Schutz. Fast alle Commun- und Staatsgebäude, auch die neuerlich aufgerichteten, sind im alten patricischen Styl gebaut, der vielleicht mit als Ehrensache neben der Sicherheit betrachtet wurde. Unter diese gehört die nicht unbeträchtliche Zahl von Mönchs- und Nonnenklöstern, welche 1806, wenn auch nicht in altem Glanze und alten Rechten, doch noch in ihrer alten Integrität bestanden. Allein ihre Bewohner verbargen sich nicht, daß die oftmaligen Schatzungen, die ihre Güter getroffen und ihre Küchen und Keller leerer gemacht, nur Vorboten ihres endlichen Schicksals waren. Sie ahneten die androhende Säcularisirung. Um deshalb mehr klug als trotzig, und darin unähnlich Anderen, die der nahenden Auflösung ihrer Rechte um so unbeugsameren Starrsinn entgegensetzen, als sie unabwendbar ist, suchten sie gern mit der Welt außer ihrem Kloster Verbindungen anzubahnen. Besonders mit den Beamten und ihren Familien waltete ein Verkehr ob, der wenn auch in den Grenzen, doch vielleicht

nicht in der Absicht ihrer Institutionen lag. Ob die Armen dabei mit eben der Umsicht verfuhren, als ihre Vorsicht zu billigen war, lasse ich dahin gestellt. Vor dem Verderben helfen konnten ihnen die nicht, um deren Gunst sie sich auf unschuldige Weise bewarben. Die plötzlich mit rauher Hand aus ihrem stillen Asyl in eine fremde Welt Hinausgestoßenen fanden nur hier und da auf dem Lande freundliche Gemüther, welche sich ihrer auf geeignete Art annahmen.

Zwei Dominicanerklöster, ein männliches zum heiligen Adalbertus, und ein weibliches zur heiligen Katharina, stießen in der sogenannten Katterngasse (Katharinengasse) aneinander. Eine hohe Mauer trennte den Vorhof des Heiligthums der weiblichen Religiösen von der Stadt. Jetzt ist das Katharinenkloster ein Hebammeninstitut; die Mauer aber steht noch. Schon als Kind war ich mit meinen Pflegerinnen in das geweihte Innere gedrungen, wo die strenge Regel außer dem Beichtvater keinem männlichen Fuße Zutritt verstattet. Ich hatte Zuckerbrezeln bekommen und Heiligenbilder auf glattem Sammetpapier, aber es geschah nicht, um einen Proselyten zu machen. Die guten Nonnen hörten lieber Neuigkeiten aus der Welt. Dem anwachsenden Knaben sollte das Heiligthum verschlossen werden, und schon sollte ich im vergitterten Sprachzimmer, mit dem runden Schieber, stehen bleiben, während meine ältere Schwester, die als Hülfeflehende kam, Eintritt erhielt. Aber der Krieg bricht auch Klosterregeln. Die gütige Priorin hatte unserer Familie in einer Zelle, die verlassen stand, Aufnahme

gestattet, und mir strich man ein Jahr an meinem Alter. So wurden viele Familien hülfreich in den Klöstern aufgenommen, und die Vorhöfe mit uneigennütziger Menschenfreundlichkeit besonders den Armen geöffnet.

Wenn man mir Vorliebe für Nachtstücke beimißt, rührt dies vielleicht von der lebendigen Erinnerung her an ein ernstes, selbst erlebtes. Die Stadt war schon berennt, die ersten Kanonen donnerten, Alles war in Aufruhr, und eine stürmische, regnerische Novembernacht brach ein, als unsere wenigen Habseligkeiten und Vorräthe, die uns der Klosterraum mitzunehmen erlaubte, in die Kutsche gepackt waren. Fünf Personen dazu, ausser dem Kutscher, mußte das eine Pferd ziehen, denn der Kutscher getraute sich unter dem Donner der Geschütze nicht, zwei Pferde zu regieren. Der Weg war nicht weit, aber welch ein Weg! Aengstliche Gesichter, geschlossene Thüren, spärliche Lichter an den Fenstern, Trommelschläge, der Generalmarsch, Regengüsse, heulender Wind, Kanonenschüsse nah und fern. Der Neumarkt war überfüllt mit podolischen Ochsen, die man noch zuletzt eingetrieben. Der unwillige, zaghafte Kutscher mußte sich durch das Hornvieh und seine fluchenden Führer Schritt um Schritt Platz erbitten. Auch die Katterngasse, in die wir bogen, war schon zum Theil besetzt. Die Ochsen folgten uns. Das Thor, als wir hielten, war bereits vor uns belagert. Die Unterofficiere, welche den Viehtransport gebracht, hämmerten und schlugen daran und fluchten, daß die krachenden Geschütze gegen das Toben matt erschienen. Preußische Unterofficiere aus der alten Zeit

hatten eine Macht im Fluchen, die man heut nur noch traditionell kennt, und hier hatten sie dazu einen Grund. Sie sollten oder wollten die Ochsen in den Vorhof des Klosters bringen zum Uebernachten, und die Nonnen, welche diese Einquartirung nicht wollten, hatten den Thorweg fest verrammelt. Dem wortreichen Geschütz der Belagerer setzten sie ein viel wirkungsreicheres entgegen, ein tiefes Schweigen. Das Thor ließ sich nicht erbrechen, die Mauer nicht überklettern, sie waren im Vortheil gegen die Belagerer, und nur wir im äußersten Nachtheil. Was vermochten schwache Frauenstimmen, die unter dem Gießen des Regens, dem Heulen des Windes, dem Krachen des Geschützes, dem Donnern der Soldateska und dem Brüllen einer Heerde scheuer Ochsen um Einlaß baten? Zum Uebermaaß des Unglücks wurde der Fuhrknecht durch das immer stärker werdende Schießen selbst so eingeschüchtert, daß er auch fluchte: auf uns, das Unglück und die Nacht, und keine Minute länger warten wollte. Mitten unter den wüthenden Unterofficieren und dem unruhigen Hornvieh mußten wir die Betten, Geschirre, Butterfässer, die Säcke mit Reis, Mehl, Grütze und was auf dem Wagen war, auspacken und wo es Platz fand, im Koth hinstellen, denn der Kutscher hatte mit dem durch die Schüsse immer scheuer werdenden Pferde zu schaffen, und erklärte, daß ihm sein Leben lieber sei als Geld. Er fuhr fort, und der Himmel goß immer stärker. Da endlich, als wir schon ganz durchnäßt waren — man denke sich eine Mutter mit zwei kleinen Kindern in dieser Lage — öffnete sich im Thurme ein kleines Fenster,

und man winkte uns seitwärts. Ein Nebenpförtchen that sich leise auf, und — wir sind selbst, und unsere Effekten auch, ins Kloster gekommen. Die Ochsen konnten nach Naturgesetzen nicht durch dieselbe Oeffnung; wie es aber kam, daß die Unterofficiere nicht auch den Weg fanden, weiß ich heut nicht mehr zu erklären.

Auch im Kloster waren wir noch nicht sogleich geborgen. Es dauerte eine Weile, ehe die Jungfer Pförtnerin kam, und uns schweigend durch Gänge und Hallen, noch dunkler durch das wenige Licht, das ihre Laterne auf die hohen Kreuzgewölbe warf, und unheimlich durch die vielen Nischen und Pfeiler mit buntgemalten, ungestalteten Märtyrerfiguren, Trepp auf Trepp ab führte. Mit unheimlichem Klange fielen die Riegel und Schlösser hinter uns zu. Niemand begegnete uns, denn die Nonnen sangen die Hora im Chor; und der Gesang hinter den hallenden Mauern klang wie ein Grabeslied. Endlich langten wir in der hohen, dunkeln, kalten und leeren Zelle, die man uns eingeräumt, erschöpft an, um uns auf eine Nacht vorzubereiten, die das preußische Geschütz, das von allen Wällen donnern sollte, um dem Feinde unsere Wachsamkeit zu beweisen, schlaflos zu machen drohte. Aber die Erschöpfung war zu groß. Wir schliefen vortrefflich.

Die Berennung der Stadt hörte zwar schon mit dem folgenden Morgen auf, und Ein- und Ausfuhr wurden wieder frei, doch nur, damit Anfang December eine desto engere Einschließung beginne. Die Zwischenzeit war benutzt worden zu neuen Verproviantirungen und zur Verstärkung der Besatzung; man wußte jetzt,

daß es „ernst" kommen werde. Der Ernst hatte leider deutsche Organe. Es waren zumeist Baiern und Würtemberger, welche unter Lefebvre und Napoleons Bruder Jerome das Belagerungsheer ausmachten.

An Kanonaden hatten wir uns schon gewöhnt, aber das Verstummen der Musik bei der Wachtparade, und besonders das Aufhören der Uhren und des Thurmgeläutes gab diesem Ernste einen unheimlichen Anstrich. Jedoch die Leere in der Luft ward nur zu bald durch andere Töne ersetzt, das Losplatzen der Mörser, das Sausen der Bomben, ihren schmetternden Fall und durch die nächtlichen grellen Töne des sogenannten Feuerkalbes, das ihr Zünden und das Verbreiten einer Feuersbrunst den Bürgern anzeigte. Doch gingen dem eigentlichen Bombardement noch grellere Nachtstücke voraus, die wir uns selbst bereiteten. Die Vorstädte loderten allmälig durch unsere Pechkränze und Feuerkugeln auf, und noch sehe ich die Purpurröthe einer schauerlichen Nacht, wo das ganze Firmament in Flammen schien. Der Blutschimmer drang, die grauen Mauern färbend, bis in die tiefsten Gänge, die dunkelsten Gemächer. Viertausend Holzstöße vor dem Ohlauer Thore, die man nicht selbst nützen konnte, und dem Feinde nicht gönnte, loderten in der Nacht in die Höhe.

In der kleinen Zelle des zweiten Stockwerks hatten wir uns eingerichtet, wie die Noth es bedingte. Nichts war darin groß, als die Höhe, das Fenster und der Ofen. Dieser war unsere Küche, ein Koffer unsere Speisekammer. Die Zelle mündete, gleich den meisten des Klosters, auf dem langen Corridor, der nach dem

Chor der Kirche führte, hochgewölbt, aber stets im Dämmerlichte, indem nur durch das eine Bogenfenster an der Seite, wo unsere Zelle sich befand, das Tageslicht in den tiefen Gang fiel. Ich brauchte nur zur Thürspalte hinauszublicken, wenn die Glocken zur Andacht riefen, und aus Zelle um Zelle, die sich seitwärts und gegenüber ohne Geräusch öffneten, schlüpften, gesenkten Hauptes, Kruzifix und Brevier in der Hand, weiße Gestalten heraus, bis sich in dem langen Gange eine stumme Prozession von selbst zusammen fand. Besonders am Abend war der Anblick feierlich, wenn jede Nonne mit ihrer Laterne, in rothen, breiten Holzstäben eingefaßt, kam, und diese Lichtermenge grellroth wiederstrahlend gegen die weißen Habiter sich in das Dunkel verlor. Unserer Zelle gegenüber hing am Pfeiler ein großes, geschnitztes Holzbild. Es war Johannes der Täufer, einst der gemeinsame Schutzpatron der beiden Nachbarreiche, dem aber Schlesien treu geblieben, nachdem Böhmen ihn mit dem modernern und wirkungsreichern Nepomuk vertauscht hatte. Dem Bilde muß eine eigenthümliche Kraft beigewohnt haben. Wir bemerkten, daß man jedesmal, wenn eine stärkere Beschießung für die Nacht gefürchtet ward, unter dem Heiligen eine rothe Lampe anzündete.

Im Aeusseren war nichts in dem Kloster modernisirt. Nicht der jesuitische, sondern der dumpfe Character des Mittelalters hauchte aus den Gewölben, Treppen, Kreuzgängen und Refectorien. Doch waren nur die Hauptgebäude des Klosters gewölbt; es gab entferntere Theile, in die man doch auch unterweilen mußte, wo nur Bal-

ken, Sparren und Latten uns vom Himmel trennten. Die dumpfe Holzluft in diesen verwitterten Theilen athmete nicht weniger den Character des Mittelalters; aber nur mit Bangigkeit eilte man dahin in der Erwartung, daß die Bomben gerade auf diese Holzgallerie, im Augenblicke, wo man sich darauf befand, fallen müßten. Es geschah hier, wie so oft, daß hierhin keine einzige Kugel drang, während unser Asyl von sehr vielen heimgesucht wurde.

In der Regel ließ man mich nicht allein, eine gerechtfertigte Vorsorge in so kritischen Zeiten. Doch geschah es wohl dann und wann. Ich mußte einst allein zurück über den öden, verfallenen Kreuzgang, der einen wüsten, von Nesseln überwucherten Hof umschließt. Ich beflügelte meine Schritte, aber dafür klangen sie doppelt stark auf dem Ziegelboden und hallten wieder von den feuchten Gewölben. Es war schon spät, aber kein menschliches Wesen rings umher zu sehen. Auch schossen sie nicht; etwas, was mir in dem Augenblick willkommen gewesen wäre. Ich mußte um eine Ecke biegen. Da wehte mir eine Riesengestalt entgegen, ein Schatten, der über den erhellten Boden fuhr und sich wieder zurückzog, je nachdem die hängende Ampel hinter dem Pfeiler von der Zugluft geschaukelt wurde. Der Anblick, dem ich nun nicht ausweichen konnte, denn vorwärts mußte ich, packte mich mit solchem Grauen, daß ich athemlos fortstürzte und leichenblaß in der Zelle ankam. Von der Zeit an brachte mich nichts mehr allein bei den Riesen vorüber, und ich habe auch wohl die Augen zugedrückt, wenn mich Andere führten. Es

waren widerwärtige, grell angemalte Holzpuppen von colossaler Größe. Die Nonnen nannten sie die vier Riesen und sprachen nicht gern davon. Wenn Bildwerke der Art dem Erwachsenen und bei Tageslicht einen Schauer einflößen, wie mir dies wohl widerfahren bei den feuerrothen Christuspuppen im Salzburgischen und an der Donau, so wird man es dem Knaben nicht verargen, wenn er bei Nachtzeit vor dem unerwarteten Anblick Reißaus nahm. Die Erinnerung an den Abend war lange nicht zu verwischen.

Weit ernsthafter und bedenklicher war die zugemauerte Nische an der steinernen Wendeltreppe. Mit stillem Grauen ging ich da vorüber, denn auch meine ältere Schwester, die schon Romane gelesen, meinte, dahinter könne etwas stecken. Die Mauer, worin die Nische befindlich, war überaus dick, und an Färbung und Putz derselben konnte man das Bestreben erkennen, sie den Augen der Vorübergehenden ganz zu verbergen. Unsere Freundin unter den Nonnen, die wir befragten, wozu sie gedient haben könne, wollte nichts davon wissen und ging im Gespräche schnell darüber weg. Ich hatte einmal am Arme der Kinderfrau die Kreuzfahrer gesehen und mir einreden lassen, es sei mit der Vermauerung Ernst; etwa argumentirte meine Kinderlogik zu Gunsten der Phantasie, es sei gerade in einem Kloster eine Nonne einmauerungsfähig gewesen; da habe man sie, um das Nützliche und Nothwendige mit dem Angenehmen zu verbinden, auf dem Theater in Wirklichkeit und gerade in dem Augenblicke einmauern lassen, wo die Theaternonne die Strafe leiden soll. Warum

sollte hier innerhalb der Ringmauern eines alten Klosters nicht auch eine Unglückliche den entsetzlichen romantischen Tod gebüßt haben! Gegen die Möglichkeit streitet es nicht; mir ist indeß nicht bekannt, ob die Neugier der spätern Bewohner aus der dicken Mauer ein Gerippe entbunden hat.

Die Blende mahnte an viele dunkle Gerüchte und beglaubigtere Vorfälle aus der schlesischen Vorzeit, welche unsere Abendunterhaltung in der trüben Zelle würzten; von verschwundenen Edelfräulein in namhaften Klöstern, von mysteriös vermauerten Tempelherrenschätzen aus der Zeit der Verfolgung des Ordens. Meinem Vater selbst war ein Vorfall begegnet, der, in solcher Stunde vorgetragen unter dem Sausen der Bomben und des Nachtsturms, wohl das Gemüth aufregen konnte. Mit dem Minister Schlesiens, dem Grafen Hoym, auf einer Inspectionsreise begriffen, befindet er sich in dem Sprachzimmer eines Nonnenklosters irgendwo in der Provinz. Während er die Protocolle zusammennimmt, nähert sich hastig eine junge Nonne dem Gitter und ruft, die Hände zusammenschlagend: „Um Jesu willen, retten Sie mich!“ Aber in demselben Augenblicke treten ältere Nonnen ein, sie verschwindet vom Gitter und eilt unter den Andern zur Thüre hinaus. Jede Nachforschung, wenn sie in meines Vaters, oder auch des Ministers Befugniß gestanden, würde umsonst gewesen sein, da er weder ihren Namen wußte, noch ihrer Gesichtszüge sich besann, es überdies viele Nonnen gab, die der stille Wunsch beseelte, die Klostermauern zu verlassen, ohne daß die Regierung um deshalb das Recht damals geübt

hätte, sie ihres Gelübdes zu entbinden. Später geschah dies wohl in einzelnen Fällen, aber es war mit vielen Umständen verknüpft, und die Geistlichkeit legte die äußersten Schwierigkeiten in den Weg.

Noth bricht Eisen, und eine französische Belagerung die strengen Regeln eines katholischen Klosters. Die gemeinsame Gefahr drängte zur Geselligkeit. Wer die fürchterliche Langeweile eines Convents alternder Nonnen erwägt, die nicht mehr von altkatholischer Inbrunst in ihrer Abgeschiedenheit genährt, sondern inmitten einer bedeutenden Stadt doch dann und wann etwas von den Vorgängen draußen hören, und nicht dadurch befriedigt, von Neugier geplagt werden, mehr zu erfahren, begreift, welche Revolution schon die Aufnahme einer protestantischen Familie im Schooße ihres Heiligthums verursachen mußte. Nächst den Bomben waren wir der erste Gegenstand der Aufmerksamkeit. Es galt unter diesen Naturkindern, denn das waren sie noch, sich uns bemerkbar zu machen. Die uns näher standen, wurden gewissermaaßen beneidet. Will man sich diesen Convent vorstellen, so entferne man übrigens den Romangedanken an schwindsüchtige Gesichter, auf deren eingefallnen Wangen die Geschichte von unglücklicher Liebe und andern Stürmen des Schicksals, die sie in diesen letzten Hafen trieben, geschrieben stand. Die Zeiten, wo adlige Familien die Töchter, die sie nicht aussteuern wollten, ins Kloster brachten, waren längst vorüber; selten auch, daß eine geknickte, edle Blume freiwillig hier Zuflucht suchte. In der Regel recrutirten sich die schlesischen Nonnenklöster vom Lande; die rothbäckigen

Töchter ihrer Bauern und Unterthanen füllten allmälig die zu andern Zwecken vom reichen Adel der Vorzeit dotirten Convente. Für die Klosterbauern war es noch ein Stolz, ihre Töchter zu ihren Gebieterinnen heranwachsen zu sehen. Die frischen Dirnen entsagten der Welt, bevor sie dieselbe kannten; von einem schmerzlich ernsten Rückverlangen nach ihr weiß ich wenigstens aus unserm Katternkloster nichts.

Nur eine war von anderer Abkunft. Die Jungfer Josephe, Tochter eines österreichischen Officiers, stammte aus einem neapolitanischen edlen Geschlechte. Sie war nicht ungebildet, hörte mit Theilnahme von den Weltereignissen, verstand Französisch und verschlang die Romane, welche meine Schwester ihr brachte. War doch darunter sogar Rousseau's Heloise! Sie hatte daneben das beste Herz; aber man würde eine sehr irrthümliche Vorstellung von ihr fassen, wenn man sie sich um deshalb interessant dächte. Sie schnupfte sehr viel Tabak, war wohl beleibt und hieß bereits nicht mehr Jungfer Josephe, sondern Mater Josephe, ein Titel, welcher den ältern Respectspersonen unter den Klosterjungfrauen gegeben wird. Sie war im Kloster unsere besondere Gönnerin und Freundin.

Der Stand adelt. Dies bewies die Priorin, die, auch nur geringerer Abkunft, ihrer Würde mit vollem Anstande Genüge that, gemessen in ihrem Benehmen, und nicht, wie bei Emporkömmlingen so oft der Fall ist, groß im Kleinen. Sie war eine thätige, fürsorgende Mutter ihrer Schwestern, streng gegen sich und selbst ohne nepotische Anwandlungen, ob sie doch eine leib-

liche Schwester unter den Nonnen hatte. Die Pflichten einer Priorin waren in dieser Zeit nicht gering. Sie versagte sich selbst die Herzstärkung, welche ihr ihre Würde erlaubte, den Kaffee. Das war viel; denn was Kaffee unter unsern Nonnen bedeutete, davon war ich selbst Zeuge. Meine Mutter hatte die Priorin mit den angesehenern Schwestern eines Nachmittags dazu eingeladen. Keine widerstand der Lockung. Für mich war es eine saure Pflicht, nach der schlesischen Sitte jeder Nonne, wie sie eintraten, die Hand zu küssen. Aber sie duldeten es. Dafür sagte die Priorin beim Fortgehen zu meiner Mutter: „Es war Alles sehr gut," und drückte ihr die Hand, und die Subpriorin, that nachher dasselbe, und so alle Nonnen nach der Rangordnung.

Die Schwestern des Katternstiftes führten kein Faullenzerleben. Die geschmälerten Einkünfte des Klosters gestatteten nur noch schmale Kost; die Einzelnen mußten für ihr Holz, ihr Frühstück, ja für ihre Kleidungsstücke selbst sorgen; und wer, wie die meisten, keinen Zuschuß von Außen bezog, mußte durch seiner Hände Arbeit dies gewinnen. Unter solchen Verhältnissen mußte eine Priorin nicht bloß geistige Würde üben, sondern auch Administrationstalent besitzen. Die Verfassung war übrigens demokratisch-republikanisch. Die Schwestern wählten die Priorin, deren Amt aber nur drei Jahre dauerte, wenn sie nicht darauf wieder gewählt wurde; war man mit ihr zufrieden, so geschah dies in der Regel. Nur durch das Alter wurde eine Art Aristokratie be-

gründet; man sah den Bejahrteren manches nach und gestand ihnen einige Bequemlichkeiten zu, wozu die Beigebung jüngerer Klosterjungfern gehörte, welche gesprächsweise den Namen Töchter führten. Auch die geistlichen Dienste im Chor waren nicht leicht.

Ganz ohne weltliche Lust war ihr Leben indessen nicht. Einigemal im Jahre machten die Nonnen Landpartieen nach ihren Gütern. Dies geschah natürlich unter aller Vorsicht in dicht verschlossenen Kutschen, um das Kloster, wenn auch nicht auf das Land, doch auf den Weg mitzunehmen. Da diese Klosterkutschen aber aus dem vorigen, wenn nicht aus einem noch früheren Jahrhundert herstammten und bis auf diese seltenen Tage ungenutzt und auch wohl unbehütet auf den Höfen standen, so ereignete es sich bei einer solchen Landpartie, daß mitten auf der Straße der morsch gewordene Boden brach und die unglücklichen Nonnen durchfielen. Der Kutscher hielt zwar zur rechten Zeit still, wußte doch aber keinen Rath, denn die gewissenhaften Nonnen protestirten, daß er den Kutschenschlag öffne und eines Mannes Auge sie sehe, oder ihnen hülfreiche Hand leiste. Während er nun die Pferde losspannte und nach dem nächsten Orte ritt, um eine andere Kutsche zu holen, blieben die Armen in der peinlichsten Lage von der Welt, indem sie sich, in ihrem Kasten stehend, nicht regen und rühren konnten, und bis über die Kniee den Blicken aller Vorübergehenden ausgesetzt waren. Indessen war die Ordensregel beobachtet und ihr Schleier nicht gelüftet worden.

Der ganze Kalender des katholischen Mittelalters

klingelte durch die Namen der frommen Schwestern. Da war die Jungfer Dominica, die Schwestern Raimunda und Osanna, die Agnes und die Ludovica, die Czeslao, die Magdalena, Seraphina und Amanda. Eine war melancholisch; man hörte von ihr, wenn man ihr auf dem einsamen Gange begegnete, kein anderes Wort, als das monotone: „Gelobt sei Jesus Christ!" Ihr unbewegliches Gesicht zeigte Spuren großer Schönheit, ihre Unerschrockenheit war merkwürdig. Eine im Hofe platzende Bombe warf Stücke durch ihre Zellenfenster. Sie rückte nur mit dem Stuhle und arbeitete weiter. Eine hatte der Schlag gerührt; sie war stumm und lallte nur mit widerwärtiger Anstrengung die Laute: „Juste Jesu, ach Du liebe Gott!" — Eine dritte war ganz blödsinnig. Die Verehrung des Heidenthums für die von Gott Getroffenen schien im christlichen Stifte auf die Gestörte übergegangen. Sie lebte ruhig in ihrer Zelle und ward wohl gepflegt. Man gab ihr Spielzeug von Lindenholz; sie baute Häuser und Gärten, und lachte mit ein Paar Lachtauben, die man ihr geschenkt, um die Wette, die einzige Glückliche, die um die Belagerung sich nicht kümmerte.

Diese nahm an Heftigkeit mit jedem Tage zu. Breslau mit allen Außenwerken strategisch zu vertheidigen, soll 20,000 Mann erfordert haben. Die Garnison, mit Zuziehung der Invaliden und der königlichen und herrschaftlichen Jäger, die man in der Eile aus den Districten zusammengetrieben, betrug kaum ein Drittel davon. Darunter befand sich das

ganz aus Polen zusammengesetzte Regiment Thiele, auf dessen Treue nicht zu bauen war. Dennoch hatte die Festung eine andere Stärke, den glühenden Wunsch seiner Bewohner, bis auf's Aeußerste sich vertheidigend, Schlesiens Hauptstadt in Ehren dem Könige zu erhalten. Aber man verstand damals noch nicht, dies edle Metall der bürgerlichen Begeistrung in geltende Münze auszuprägen. Die Convictualen unseres Klosters theilten den patriotischen Wunsch. Nicht eine Stimme erhob sich hier, welche schimpfliche Uebergabe, zur Erhaltung der Ruhe, dem Entsetzen der Belagerung vorgezogen hätte. „Man hat uns nicht befohlen, für unsern König zu beten," sagte die Priorin, „aber wir thun es täglich von ganzem Herzen; denn er ist der Letzte, der uns in dieser Zeit der Auflösung und Verwirrung noch schützen will." —

Je weniger man in der eng umschlossenen Festung von draußen wußte, um so riesenhafter wuchsen die Gerüchte, die unsere Hoffnung nährten. Mehrere Stürme waren unter den Hauptwällen abgeschlagen worden; das Kleingewehrfeuer gellte durch die dichten Mauern uns ins Ohr, und ich selbst hatte im Klostergarten einige hereingefallene Musketenkugeln mir auflesen können. Zwar verunglückten die meisten Ausfälle, aber doch wußten wir, mit wie viel Hunderttausenden die Russen im Anzuge waren. Die Franzosen waren mehr als einmal total geschlagen. Der Fürst von Pleß stampfte Armeen aus dem Boden, und Schlesien konnte das Grab des napoleonischen Ruhmes werden. Alles dies beschränkte sich auf den Versuch jenes

muthigen Parteigängers, mit seinem zusammengerafften, zum Theil nur mit Mistgabeln und Sensen bewaffneten Freicorps der Stadt zu Hülfe zu eilen. Kühn drang er bis nahe an die Vorstädte; aber vergebens waren seine Signale, vergebens beschworen Militairs und Bürger den Gouverneur zum Ausfalle. Es sei Blendwerk der Feinde, war die Antwort, und der Fürst mußte sich geschlagen zurückziehen. Dies war die einzige Hoffnung, die uns von außen kam; sie war verscherzt. Einsichtigere wußten bald, daß der Aufstand in Polen jede Aussicht auf Entsatz aus dem Norden abschnitt. Auch Glogau war gefallen, und mit immer mehr Geschütz füllten sich die unserer Stadt zugekehrten Batterien, vor der jetzt auch der gefürchtetste Name unter den französischen Generalen, Vandamme, drohend erschien.

Breslau traf weder ein so hartes Loos, als funfzig Jahre früher Küstrin unter den Bomben der Russen, noch einige zwanzig Jahre später die Citadelle von Antwerpen; für die Belagerungsgeschichte jenes unglücklichen Krieges litt es indessen unverhältnißmäßig. Der Stadt, nicht den Wällen, galt der Kugelregen des Feindes, und während wenige Soldaten blieben, kamen desto mehr Bürger zu Schaden. Ernsthafte Brände bei Tag und Nacht; das Feuerkalb wetteiferte mit dem Krachen des Geschützes. Einzelne Bomben zerschmetterten ganze Häuser und unzählige Giebel, die hoch und abentheuerlich ausgeschmückt nach der Straße ragten, stürzten dahin ein. Die Sieger, befremdet über einen Widerstand, der den Sturmesflug, welcher die andern Festungen zwang, um mehrere Wochen

hemmte, schienen mehr durch Schreck als Gewalt dies Bollwerk nehmen zu wollen. Doch wollte man wissen, daß das weiche Gemüth des nachmaligen Königs von Westphalen oft ein Erbarmen empfand, welches sein kaiserlicher Bruder, wenn er darum gewußt, sehr gemißbilligt hätte. Er ließ, wenn die Bomben gezündet, im Schießen innehalten, damit die Bürger löschen könnten. Je nachdem diese Schonung statt fand oder nicht, wollte man abmessen, ob Jerome im Lager war. Der Feind unterließ nicht zu jenem Einschüchterungszwecke häufige Parlamentaire in die Stadt zu schicken. Es waren die glücklichen Stunden — oft kaum eine bis zwei — wo die Versteckten aus ihren Kellern vorkrochen nach Luft, und die Betriebsamkeit in Windeseile sich regte. Da holte man Nachrichten ein, und Lebensmittel, da flog man in das Versteck der Freunde, zu sehen, wer noch lebe, sich die Hand zu schütteln und wieder fort zu fliegen. Wehe denen, oder vielmehr ihren Angehörigen, die von den ersten Kugeln außerhalb ihrer Höhlen überrascht wurden. Wir benutzten diese günstigen Momente, unsere schwindenden Vorräthe zu ergänzen. So saßen wir eines Mittags in unserer Zelle um die frugale Suppe — da sauf'te, krachte, schmetterte es gerade über unsern Köpfen, und im nächsten Moment war jeder unwillkürlich an der aufgerissenen Thüre. Es hatte einer wie der andere einen Druck gefühlt, als senke sich das Gewölbe, und wir mit ihm in den Boden. War es noch nicht geschehen, so mußte im Augenblicke darauf die Decke bersten, und die Bombe in die Terrine fallen. Aber

das Gewölbe widerstand, die Bombe brach nicht durch; wir hörten, zum Bewußtsein gekommen, sie über unsern Scheitel aufschlagend tanzen und erwarteten den Moment, wo sie zerspringend Feuer und Verderben um sich verbreite. Nicht wir allein, das halbe Kloster war auf den Beinen und auf dem Gange, todtenblasse Gesichter, gerungene Arme; die immer lachende Blödsinnige und die lallende: „Juste Jesu, ach Du liebe Gott!“ Hundert Stimmen, die sich überschrieen, daß man hinauf solle auf's Dach, und sie löschen, ehe sie springe und zünde! Hundert, die Rath wußten und keine That hatten. — „Schickt doch die Wächter hinauf!“ — „Wo sind die Wächter?“ entgegnete mit erzürntem Blicke auf uns die Priorin, und aller Augen fielen mißbilligend auf meine Mutter. Sie waren in unserm Dienste nach unserer Stadtwohnung geschickt, um Holz einzuholen. Alles dies war das Werk eines Augenblickes; in dem nächsten schwebte eine Gestalt die Bodentreppe herab. „Schwester Osanna!“ rief es erstaunt aus einem Munde, und die junge Nonne kam, in beiden Händen die umschlungene Bombe haltend, still lächelnd auf uns zu. Während der allgemeinen Bestürzung war sie auf das Dach geeilt und hatte mit einem nassen Tuche die noch hüpfende Bombe überworfen und den glimmenden Zünder gelöscht, ehe es zu spät war. Schwester Osanna war die Retterin des Klosters.

Noch entsinne ich mich einer furchtbaren Decembernacht in unserer Zelle. Ein wilder Orkan wetteiferte mit den feurigen Kugeln, die Lüfte zu zerreißen. Erde und Himmel bebten, und die dicken Klostermauern schie-

nen, an ihren Grundfesten gerüttelt, zu zittern. Alles betete, daß die Bomben nur diesmal nicht zündeten; ein Feuerbrand in der Nacht hätte die halbe Stadt verwüstet. Wir lagen angekleidet und schlaflos auf Sopha und Betten. Es war nach Mitternacht, als es leise an unsere Pforte klopfte, und ohne auf Antwort zu warten sich diese öffnete. Das widerwärtigste Gesicht, geisterbleich mit klappernden Zähnen, trat ein und wünschte uns einen guten Abend. Es war unsere Nachbarin, mit der wir den wenigsten Umgang hatten. „Mein Gott, was wollen Sie jetzt, Jungfer Ludovica?" fragte man sie. — „Ich wollte nur dem Wilhelmchen einen Apfel bringen." — Auf die Weisung, daß dies doch nicht die Stunde sei, um Aepfel zu essen und zu verschenken, antwortete die Arme, die zitternden Glieder auf einen Schemel niederlassend: „Ich fürchte mich doch gar zu sehr." —

Als bei der immer heftigern Beschießung noch mehr Bomben durch das steile Dach zertrümmernd ihren Weg fanden, hielt man selbst die Gewölbe im obern Stockwerk nicht mehr für Schutz genug, und die Lager sämmtlicher Nonnen wurden in das große Refectorium oder den Speisesaal zu ebner Erde geschafft. In diesem großen, sehr hohen Saale breitete sich von nun an nächtlich Lager an Lager; auch uns und vielen von denen, die in den Nebengebäuden Aufnahme gefunden, gönnte die christliche Liebe unserer Wirthinnen Platz. Mit der längst beseitigten Klosterregel fiel hier jede Gêne weg, und gegen funfzig geistliche und weltliche Frauen, auf ihren Matratzen und Betten sitzend, knieend

und liegend, besorgten beim düstern Lichte weniger, an den Pfeilern hängender Laternen ihre Schlaftoilette.

An ähnlichen Genossenschaften, wo jede Regel der Convenienz aufhörte, und Geschlechts- und Standesunterschied im engen Raume vergessen wurde, fehlte es auch in der übrigen Stadt nicht. Gern erinnerten sich Breslau's Bewohner in spätern Jahren dieser Auftritte, wo das Menschliche über angenommene Sitte den Sieg davon trug. Merkwürdig zumal war das Zusammenleben mehrerer Hunderte in der unterirdischen Kreuzherrenkirche. Familien aller Stände wohnten hier einträchtig neben einander, mit fußweise ihnen abgemessenem Raume. Die Polizeiordnung, welche die kleine Republik sich selbst gegeben, wurde musterhaft beobachtet; die Sakristei war die gemeinschaftliche Küche. So anmuthig muß unter Schreck und Gefahr das Leben erschienen sein, daß ein junger Mann während des Donners der Geschütze hier seine Braut sich antrauen ließ, und die Hochzeit mit den Gästen feierte, die der Zufall ihm geladen hatte. Was das Romanhafte für jene Zeit erhöhte, war, daß der Bräutigam, ein Schlesier, die Welt umsegelt und einen Theil seines Lebens auf Ceylon verbracht hatte.

Viele wollten der Gefahr trotzen und verschmähten diese Conventikel. Die Chronik der Stadt war nicht arm an fabelhaften Berichten, wie Einzelne die Gefahr herausgefordert hatten, und Andere derselben durch Ahnungen entgangen waren. So unter andern der durch seine Uebersetzung des Milton ehrenwerth bekannte Dichter Bürde. Vergebens drängte ihn seine Familie,

die in den untern Gewölben Schutz gesucht, ihr Asyl mit ihnen zu theilen. Endlich, noch spät in der Nacht, als er schon im Bette liegt, fleht ihn die Kinderfrau an aufzustehen. Erst, als sie zum drittenmale wiederkömmt, entschließt er sich, zur Beruhigung der Seinen, dazu, und kaum hat er das Zimmer verlassen, als eine Bombe einschlägt, und gerade in das noch warme Bett, wo sie zerspringt, und Bibliothek und Scripturen des Schriftstellers zum Fenster hinausschleudert.

Nur eine Nonne unsers Klosters hatte sich geweigert, in das Refectorium herabzukommen. Die alte, taube Subpriorin hauf'te allein Nachts mit den heulenden Winden und den fröstelnden Wächtern in den öden Zellen, und schritt ohne Furcht durch die hallenden Kreuzgänge. Sie zuckte die Achseln über das furchtsame jüngere Geschlecht: Zu Laudon's Zeiten hätten sie anders geschossen; das Schießen jetzt sei nicht der Rede werth. Ich weiß nicht, ob diese laudatrix temporis acti mit der Vorstellung, daß auch der Kanonendonner mit der neuen Zeit sich verschlechtert habe, ins Grab gestiegen ist. Da die Kanonen selbst es nicht vermochten, ihr die Fortschritte der Cultur ins Ohr zu donnern, mußten menschliche Stimmen es aufgeben, sie zu bekehren. —

Der Bestürzung, die ein fürchterlicher Bombenschlag verursachte, entsinne ich mich noch deutlich; es ist aber der letzte Moment aus meiner eignen Klostererinnerung. Die funfzig Köpfe und Leiber fuhren aus dem Schlafe auf, und — des Entsetzens! — in demselben Moment drang glutroth durch die kleine Pforte am andern Ende des Refectoriums die Bombe selbst ein. So war es

denn mit uns aus, wäre es nicht glücklicherweise die rothe Handlaterne der Schwester Pförtnerin gewesen, die gerade mit dem Bombenschlage eintrat. Ob eine der frommen und nicht frommen Schwestern über die Ironie des Schicksals, oder unserer schlaftrunkenen Einbildungskraft gelacht hat, welche eine flammende Bombe gelassen durch eine geöffnete Thür eindringen ließ, darf ich billig bezweifeln.

Das Weihnachtsfest war traurig. Die gutmüthigen Nonnen bedauerten die Kinder, daß Schneeflocken und Kugeln die einzigen Geschenke waren. Alle aber hatten dieselbe Furcht vor einer Bescheerung des Himmels, in andern Zeiten eine willkommene, vor dem klaren Frostwetter. Wenn die Gräben zufroren, erwartete man einen Sturm, den abzuschlagen die Kräfte fehlten. Auch ward das Desertiren der polnischen Soldaten gefürchtet. Diese Furcht war eitel. Das Bombardement ward mit Anfang des neuen Jahres schwächer. Auf häufige Intervallen folgte ein Waffenstillstand, dem Stillstande die Capitulation. Breslau ergab sich, nachdem die letzte Kuh geschlachtet war.

Von Seiten des Militairs war nur eine Stimme des Unwillens und der Zerknirschung. Gemeine Soldaten, keine Freiwilligen, größtentheils nicht einmal Landeskinder, sah man erbittert ihre Gewehre zerbrechen und in die Gräben schleudern, um sie nicht in die Hände des Feindes zu liefern. Unter den Bürgern, die am meisten gelitten, zumal bei dem freiwillig übernommenen Stadtwachdienst, herrschte keine Freude, und auch die Glocken, als sie zum erstenmale wieder läuteten, er-

weckten nicht die Gefühle von Freiheit und Sorglosigkeit. Nur unter den reichen Kaufleuten herrschte eine davon verschiedene Gesinnung. Unsere Nonnen, die auch beim Auszug ihrer Gäste mit würdiger Uneigennützigkeit sich zeigten, sahen trübe in die Zukunft, die auch sie über kurz oder lang aus diesen altergrauen Mauern treiben würde. Die meisten haben dies Loos noch erlebt. Sie zerstreuten sich auf's Land; nur wenige der Jüngern, darunter jene Heldin mit der Bombe, fanden wieder Aufnahme in den beiden wohlthätigen Schwesterstiften, dem Ursulinerinnen- und dem Elisabethinerinnenstifte, die in spätern Krankheitsperioden durch aufopfernde Thätigkeit für die Leidenden ihre Erhaltung gerechtfertigt haben.

Ein Jammer anderer Art zeigte sich, als uns die Thore geöffnet waren, in den verwüsteten Vorstädten. Die unglücklichen Bewohner hauf'ten noch lange in Erdhöhlen unter Schutt und Trümmern. Die Laufgräben, mit verkohlten Balken überdeckt, waren Prachtgemächer gegen viele dieser Löcher, worin ganze Familien zusammengekauert lebten. Empörender für Viele waren die von den Feinden entweihten Kirchen, in denen sie ihre Hauptwachen aufgestellt hatten. Die geplünderten Gebeine lagen umher, und die umgekehrten Särge waren zu Bänken und Spieltischen geworden. Leider bestätigte sich auch hier die traurige Wahrnehmung aus jenen unseligen Kriegen, daß deutsche Landsleute despotischer und grausamer als die Franzosen verfuhren. Der Name Baier und Würtemberger (Wittenberger, wie ihn das Volk nannte) blieb lange

Zeit ein Schrecken beim schlesischen Landmanne. Als ein Beispiel, bis zu welcher Tollheit der Uebermuth eines müßigen Soldaten steigen kann, verdient ein sonst sehr gleichgültiger Characterzug aus jener Zeit die Aufzeichnung. Ein baierischer Kavallerist konnte sich keine größere Lust, oder dem Bauer, bei dem er einquartirt, keine größere Demüthigung ersinnen, als daß er, nachdem er gefordert, gewüthet und genossen, was die Armuth einer schlesischen Hütte bieten kann, sich auf die Ofenbank legte und den achtzigjährigen Altsitzer des Gehöftes zwang, mit dem Finger das Rad in seinen Sporen beständig umzudrehen. Ermüdet fragte der Alte, ob es nicht genug sei; aber der Unersättliche nöthigte ihn, bis der Tag zu Ende war, fortzufahren.

Breslau litt weniger. Hier schlug bald darauf Prinz Jerome seine capuanische Hofhaltung auf. Viel wußte man noch lange nachher zu erzählen von den strahlenden Festen, den Liebesabenthenern und den Rheinweinbädern des entnervten, aber unwiderstehlichen Wüstlings. Der Ruf vieler Schönen von hohem Namen theilte das Schicksal der Elb- und Oderfestungen, die man noch für unüberwindlich hielt, und sie waren schon in Feindes Hand. Aber von seinem Muthe hatte man dennoch keinen großen Glauben; denn wenn auch nur Parteiwuth es erfunden, daß er vor einem Schneider aus Zimmer in Zimmer gelaufen, der ihm doch nur ein neues Kleid anmessen wollte, so schwächten ihn die beiden Chevauxlegers, welche beritten, mit gefälltem Karabiner, Nacht und Tag vor seiner Wohnung hielten.

II.

Die Kosacken.

(1813.)

Es war eine bange, dumpfe Schwüle, eine Stille in unsern Erwartungen, bis, nach den ersten pomphaften Siegesbulletins der Franzosen aus Rußland, die officiellen Nachrichten verstummten, und dann Gerüchte über Gerüchte von Niederlage und Vernichtung einstürmten. Nun wollte man es wieder nicht glauben. Es war zu viel auf einmal. Die oft verkümmerte Wahrheit rächte sich; sie überbot an Furchtbarkeit die Gerüchte. Das Eis des schrecklichen Winters von 1812 lag noch; aber die moralische Erstarrung der Völker thaute auf.

Was war da unser erstes Gefühl, als wir die jammervollen Reste des großen Heeres, erfroren, in Lumpen, Bilder des Elends, ankommen sahen? — Mitleid? — Nein! zu lange hatte der fremde Uebermuth an allen weichern Gefühlen gezehrt. Die deutsche mitleidige Natur verleugnete sich; wir hatten nichts als Haß, und unser erstes Gefühl war Freude. Und wenn auch das Gemüth in einzelnen Fällen gerührt wurde,

die Freude brach immer wieder hervor. Sie mag den Leidenden teuflisch vorgekommen sein, uns dünkte sie göttlich. Was Segur von Gräueln und Mordthaten erzählt, die von erbitterten Bauern in Ostpreußen gegen die siechen, hülflosen Flüchtigen verübt worden, ist übertrieben; einzelne Thaten der Rache sind aber gewiß vorgekommen. Es war nur Vergeltung, oft Nothwehr. Und was konnte man von furchtbar gereizten, rohen, abergläubischen Bauern erwarten, wenn in der Residenz, in feinen gebildeten Cirkeln man sich mit Freude den Ausspruch eines berühmten Arztes mittheilte: daß alle Flüchtlinge, welche diesen russischen Frost erduldet, wie auch gesund jetzt, im Frühjahr den Folgen desselben erliegen müßten! Wenn das Alle ohne Ausnahme traf, so hatte Napoleon kein Heer mehr, und er selbst welkte hin als Sühnopfer seines Ehrgeizes! Schaudererzählungen gingen von Mund zu Mund, wenn auch unsere Phantasie hinter Segur's später zu Tage geförderten Bildern zurückblieb. Ein einquartirter Officier sprang plötzlich nach der Suppe auf, und hielt schaudernd die Hände vors Gesicht, als die Schüssel mit Fleisch aufgetragen ward. Er weinte, und bekannte nachher, daß er mit seinen Cameraden in der Wuth des Hungers ein Kind geschlachtet, gebraten und verzehrt habe. Seitdem könne er kein Fleisch mehr sehen. —

Die Bilder für's Volk feierten in sehr beredter Weise das göttliche Strafgericht in Rußland. Ich erinnere mich einiger künstlerisch vortrefflich ausgeführten Skizzen, die Schreckenszüge durch die Schneefelder darstellend. Sie und ihre Verfasser sind verschollen, aber

diese Hieroglyphenschrift wirkte nicht wenig mit, unsern Abscheu zu nähren. Ein cannibalischer Humor, über den wir jetzt erschrecken, hatte sie eingegeben. Solche erfrorne Gesichter, solche schlotternde Gestalten, solche Lumpenhüllen, und die gelben Gesichter mit langen hagern Nasen und ungeheuren hohlen Augen hatte man nie gesehen. Die übermüthigen Sieger, in welchen Trachten, in welchen Posituren suchten sie ihre Blöße, ihre Furcht, ihre moralische Vernichtung zu verbergen! Geschlachtete Pferde fehlten auf keinem dieser Bilder. Roßcoteletts wurden auf Bajonetten und Degen über dem Feuer geröstet, und ein Erstarrter stülpte sich eine eben geschlachtete Gans als wärmenden Helm auf den Kopf. Im Hintergrunde als flüchtige Krähen die Kosacken. Sie konnten diese Ermatteten nicht mehr aufschrecken. Die Erklärungen und Verse darunter vernichteten freilich für den Gebildeten den Humor; für das Volk sind aber Erklärungen, die wirken sollen, niemals stark genug.

In Berlin selbst zeigten sich die Trümmer der Armee nicht in großen Massen. Man ließ sie auf Seitenwegen vorüber oder in der Dämmerung einziehen. Doch genügte der Anblick der verkümmerten Gestalten, die wir sahen, um uns von der Wahrheit von allem, was wir gehört, zu überzeugen. Welche Infanteristen! welche Reiter! Kopf und Beine mit ekelhaften Lumpen umwunden; die Arme kaum mehr fähig, die Zügel zu fassen, in dem geisterbleichen Gesichte ein zehrendes Fieber; und zu alledem der Spott der Straßenjungen! Nicht mehr mitten auf den Märkten wurde bei Trom-

melgewirbel und Paukenschall stolze Heerschau gehalten; verschwunden waren die himmelstürmenden Bärenmützen, die schwarzen wallenden Bärte der Sappeure, das Roth und Gold und Silber, die von Roßschweifen umflatterten Helme der Chasseure; kaum glichen die spärlichen Schaaren, die ein Capitain, selbst dürftig verhüllt in einen zerrissenen Civilmantel, in einem abgelegenen Winkel zum Appell rief, noch Soldaten. Nur Fetzen von Uniformen, abgetragene, geflickte, farblose Mäntel, Schuhwerk, dessen ein Gassenbube sich schämte. Auch die Waffen von der verschiedensten Art, und nur die Gesichter waren uniformirt, Hunger, Frost, Jammer, Elend, Furcht.

Die Herrschaft der Uebermüthigen war zu Ende. Sie wagten nicht mehr die Schüsseln zum Fenster hinaus zu werfen, nicht mehr dem Wirth den Fuß hinzuhalten, daß er den Stiefel ausziehe; die Säbel flogen nicht mehr bei jeder Drohung aus der Scheide. Trotz und Freude waren übergegangen aus ihren Gesichtern in die unserer Bürger, die sich jetzt gern in ihrer Nationalgardenuniform zeigten, was auch eine Art von Hohn für die Besiegten war. Sie selbst hatten vor sechs Jahren in kluger Berechnung des deutschen Bürgercharakters die Berliner Nationalgarde errichtet. Jetzt blickten sie mit Scheu auf die blauen Röcke, die, trotz ihrer feuerrothen Kragen, den gutmüthigen Berliner Gesichtern noch keinen martialischen Ausdruck gaben. Geschickt wurde diese ungegründete Scheu von unsern Obrigkeiten benutzt. Auf die ängstliche Anfrage des französischen Befehlshabers, ob er sich auf die Loyalität

der Bürgerbewaffnung verlassen könne, antwortete ihr Obrist: Gewiß; so lange von den Franzosen kein Excess begangen wird. Der geringste aber, und die Sturmglocken läuten! Die Glocken schwebten allerdings in einer unruhigen Luft, und bei der geringsten Erschütterung hätten sie Brand und Sturm geläutet.

Es kam nicht dazu. Die Erlösung nahte ohnedies. Wochenlang wartete freilich unsere Sehnsucht vergebens auf die Befreier; schon fing unsere Ungeduld an zu murren und zu zweifeln. Die Frühjahrssonne schien hell in unsere breiten Straßen, das Eis war geschmolzen, die sehnsüchtig Erwarteten aber zögerten. Sollte unsere Hoffnung abermals getäuscht sein? Da endlich hieß es: die ersten Kosackenpulke sind bei Güstebiese über die Oder gegangen. Wie ein Lauffeuer ging es durch die Stadt; man bestürmte die Landleute, die zu Markt kamen, mit Fragen, man stieg auf die Dächer der höchsten Häuser. Auf dem Komödienhaus, auf den Thürmen gingen die Fernröhre aus Hand in Hand, um einen Kosacken zu sehen. Die Herrschaft der Franzosen war effectiv vorüber; nicht einmal mehr die Freude verbarg man vor ihnen! —

Es kam ein Tag für Berlin, wo jedes jugendliche, patriotische Herz vor Wonne hüpfte, ein Tag der That, die wir mit Augen schauen sollten, voller Romantik, voll kühner Wagniß und großen Schreckens. Ein Sturm, eine Schlacht und Jagd inmitten Berlins. Das Schauspiel dauerte einen Tag, und die etwas davon gesehen, werden es ihr Leben durch nicht vergessen. Es war keine Schneiderrevolution; keine Polizeicommissare und

Gensd'armen ritten umher, die Zuschauer fortzutreiben. Jubel, Neugier und Blut, Scherz und Ernst, ein Trauerspiel und ein Lustspiel bunt durcheinander. Wo einzelne Kanonenschläge die Luft durchschütterten, Kleingewehrfeuer knallte, hunderte von Hufschlägen auf dem Pflaster schallten, wildes Hurrageschrei und französische Commandoworte, konnten doch keine Schulstunden gehalten werden. Wenigstens urtheilten so die Schüler, und schlossen ihrerseits die Classen. Noch sehe ich den unglücklichen Schreibelehrer, der, später im Verdacht ein heimlicher Franzosenfreund zu sein, noch unglücklicher Weise den Namen Cäsar führte, wie er sich an die Thüre warf, seiner Heerde den Ausgang zu verbieten. Als er aber übermannt wurde von dem Schreck der Kanonenschläge und der tumultuarischen Gewalt seiner Knaben, wollte er wenigstens, wenn nicht seine Schüler doch seine Schreibfedern retten; und mit einem Fuß über die Schwelle ließ er Keinen hindurch, der ihm nicht zuvor die Feder abgeliefert hatte. War doch das ganze Schauspiel eine Tragicomödie; nur daß bei uns damals der Sinn für seine tragische Bedeutung durchaus nicht vortreten wollte. Fünfzig Schritt von dem Hause, in welchem jetzt die durch Hoffmann zu literarhistorischem Rufe gediehene Weinhandlung von Luther und Wegner sich befindet, focht und schoß man heftig. Zwei Kosacken stürzten todt vom Pferde, dennoch schrieen und weinten zwei kleine Mädchen, als ihre Angehörigen sie vom offenen Balkon des Hauses zurückrissen. Das Schauspiel war zu hübsch und neu.

Ein französisches Armeecorps von gegen achtzehn-

tausend Mann war allmählig von Rückzüglern in Berlin angesammelt. Marschall Augereau, in dem jetzigen Palais des Buchhändler Reimer in der Wilhelmsstraße wohnhaft, führte den Oberbefehl. Es fehlte nicht an Waffen und Kanonen; auch waren die ermatteten Leiber durch deutsche Kost und Wärme wieder gestärkt. Aber es fehlte die Disciplin, der moralische Impuls, ein Feldherr, dessen Wort und Blick Sieg bedeutet. Diese achtzehntausend Franzosen konnte ein Wort bleich machen. Es war dasselbe, welches uns freudetrunken machte — das Wort Kosack. Eines Morgens, während die Franzosen alle Thore besetzt hielten, klirrte das Pflaster von Hufschlägen. Hurraruf, Peitschenknallen, lange Piken blitzten und Pistolenschüsse knallten. Die Kosacken, wie aus der Erde aufgeschossen, waren inmitten Berlins. Mit triumphirender Miene und Hurrarufen sprengten die Söhne der Steppe durch die volkreiche Stadt. Die eingelegte Pike vor sich, trieben sie schaarenweis die blassen, zähneklappernden Feinde durch die breiten Straßen. Welche Mittel der Vertheidigung bietet jede Stadt mit steinernen Häusern einer Armee: eine Stadt mit Brücken, Mauern, großen Gebäuden; bewaffnete Infanterieregimenter, achtzehntausend Mann, und der Feind — etwa dreihundert leichtbewaffnete Reiter, deren Piken kaum eine Stubenthür einrannten! Aber die Kosacken ritten als Sieger, nein als Triumphatoren durch die Straßen. Attacquen, Gemetzel, Aufspießungen vor den Augen von Tausenden von Zuschauern, die das unerhörte Schauspiel von den Fenstern aus jubelnd betrachteten; Wachen wurden überrumpelt,

Schaaren Gefangener zusammengetrieben. Der Generalmarsch wirbelte durch die Stadt, die Kasernen starrten von Bajonetten, Kanonen wurden auf den Plätzen, auf den Brücken aufgeführt, umsonst. Es war natürlich auf keine Eroberung der Stadt, sondern nur auf einen wirksamen Schreck abgesehen, und diese Wirkung ward vollständig erreicht. Die Häuser und die Stadt halfen den Franzosen nichts. Jubel, schallendes Gelächter begrüßte die Kosacken, wo sie sich von ferne zeigten, wo sie um die Ecke bogen; Einladungen näher zu kommen, Ausrufe getäuschter Erwartungen, wo sie in anderer Richtung weiter sprengten. Alles Philisterthum und alle bürgerliche Zahmheit, bei uns zu Hause und sorgsam gepflegt seit dem Erlöschen der alten bürgerlichen Freiheiten und Rechte im Mittelalter, waren an diesem Tage verschwunden. Mit Brandtweinflaschen und Gläsern standen die Bürger vor ihren Thüren, und wo Kosacken vorüber zogen, wurde ihnen zugetrunken und eingeschenkt. Händedrücke, Vivathochs, bis zu Bruderküssen. Wo sollte da der Muth den kühnen Wagehälsen ausgehn! Sie taumelten auf ihren Pferden und wenn sie stürzten, war es oft mehr die Wirkung des Brandtweins, als der feindlichen Kugeln.

Das Romanhafte zu erhöhen kam noch ein Umstand hinzu. Es konnte verwundern, daß die asiatischen Reiter sich in dem Gewirr der Straßen nicht verirrten, und ihnen der Rückzug nicht abgeschnitten ward. Wenn sie auch auf die Gunst der Einwohner rechnen durften und auf Winke und Führer, so fehlte doch die leichte Verständigung, und viele Antworten und Wegweiser

sind schlimmer als keine. Aber ihr Anführer, obgleich in Kosackenhosen und Kalpack, war kein Sohn des Don, sondern ein Berliner Kind, der erst vor den Thoren die weiten Hosen angethan, und die Pike in die Hand genommen hatte. Das ritterliche Abentheuer schlug vortrefflich aus. Man sagte, daß er während der Hetzjagd bei seiner Mutter in der Kronenstraße zu Mittag gespeist, indeß ein Paar Kosacken mit gefällten Spießen vor der Thür hingereicht hätten, ihm die nöthige Ruhe zu verschaffen. Solche übermüthigen Wagestücke, zu denen die Phantasie spornte, mehr als die Klugheit billigte, gehörten dazu, um den gesunkenen Muth der Nation wieder zu beleben. Doch kostete dieses Wagestück auch ein theures Opfer. Alexander v. Blomberg, der, brennend vor Ungeduld nach des Vaterlandes Befreiung, unter den Kosacken Dienste genommen, und mit ihnen hereingesprengt war, fiel durch einen der ersten Schüsse an der Stadtmauer. Noch wird die Stelle gezeigt. An Histörchen, zu denen die Erfindungsgabe der Berliner das Ihrige hinzugethan haben mag, fehlte es nicht. So hatte ein Kosack einen Franzosen gefangen genommen und führte ihn neben sich. Kein Strick, nur die Furcht band den Armen an das Pferd fest. Als der Kosack einen Augenblick absteigen muß, herrscht er den Gefangenen mit einem drohenden Blick an, daß er geduldig stehen bleibe. In dem aber blitzt die Hoffnung schnell auf. Als er den Kosacken an der Mauer beschäftigt sieht, schwingt er sich auf dessen Pferd und sprengt davon. Die Leute umher rufen, schreien und winken dem Kosacken, daß er eile, dem Schaden vorzu-

beugen. Der aber verrichtet gelassen sein Geschäft, und pfeift dann eben so gelassen seinem guten Pferde, das schon am Ende der Straße ist, nach. Augenblicklich macht dieses, unbekümmert um die Hackenstöße des Infanteristen, Kehrt und trägt sich und den Ranzionirten zu seinem Herrn zurück, der dann das treue Thier mit einem Kuß, den armen Franzosen aber mit dem Kantschu begrüßt. Die Franzosen hatten eine Kanone an der langen Brücke aufgepflanzt, und wollten einen Kartätschenhagel die Königsstraße hinabsenden, wo einige Kosacken unter vielen Einheimischen sich zeigten. Hier soll der Berliner Bürgermuth sich über die Kanoniere geworfen und ihnen die brennenden Lunten ausgetreten haben.

Es klingt unglaublich, aber die Kosacken, die am Morgen durch das kleine, unbesetzte Charitépförtchen eingedrungen waren, entkamen am Nachmittage wenig gefährdet, ich weiß nicht durch welches Thor. Der Schreck der Franzosen, unsere Freude und die Keckheit der Belagerer waren durch den merkwürdigen Tag auf gleiche Weise gestiegen. Von Bestrafungen und Repressalien war nicht die Rede. Die Franzosen dachten nur an ihre eigene Vertheidigung. Die Kasernen wurden zu Festungen, alle Thore verbarrikadirt, Pikets vor den Thoren, Batterien auf den Plätzen aufgestellt. Schon am folgenden Tage tummelten sich die Kosacken auf den Feldern und sprengten in schreckhaften Attaquen bald an dieses, bald an jenes Thor. Es wäre der Rathlosigkeit der Franzosen zu viel aufgebürdet, zu meinen, daß sie das kecke Spiel auch diesmal geduldet hätten. Die Kosacken drangen nicht mehr in die Thore;

aber vor denselben wurden lebhafte Scharmützel geliefert. Die Angreifenden neckten, noch trunken vom gestrigen Erfolge, in unglaublich kecker Weise, und der panische Schreck von gestern zitterte in den Gliedern der Vertheidiger. Das Prenzlower Thor war fest verrammelt, Schießscharten waren in die unschuldige Stadtmauer, nur gegen Zolldefraudanten aufgeführt, über Nacht eingehauen, Kanonen und Bajonette davor und dahinter. Ein ansehnliches Commando stand als Außenposten. Da zeigten sich Kosacken auf der Straße. Wie ein Sturmwind wirbelten sie in Staubwolken heran. Feuer! ward commandirt und es blitzte und krachte; aber die Arme der Feuernden zitterten, und die Kugeln zerfuhren wirkungslos in der Luft. Da, auf kaum dreißig Schritt Entfernung, halten die Reiter, und im Nu schwenken sie, und zerstieben mit einem lauten Gelächter in die Felder. Nur ein Graubärtiger spottet des Schreckens und der Verwunderung unter den Feinden. Allein sprengt er wie ein Blitz auf die erstarrten Franzosen, pikt sich mit der Lanze einen heraus, den er todt oder verwundet auf der Straße läßt, und hat Kehrt gemacht, und ist verschwunden, ehe eine neue Salve ihn erreicht. Das mag öfter vorgekommen sein. Wo aber jemals das, was hier den furchtbaren Auftritt mit eigenthümlicher Lustigkeit würzte? Dicht hinter den Pelotons der Franzosen standen, durch das enge Pförtchen hinausgedrungen, Einwohner von Berlin, Weiber, Lehrburschen, Schulknaben und Straßenjungen, die, unbekümmert um die hunderte bewaffneter Franzosen, in übermüthigem Jubel ihre Mützen in die Luft schleu-

derten und Hurra's und Vivathochs den Kosacken zuriefen. Das mußten die Reste der großen Armee ruhig erdulden! Wohl wandte sich ergrimmt über das Knabengeschrei ein Graubart um, und legte mit zornfunkelnden Augen seine Muskete auf einen der lautesten Knaben an. Aber er ließ es bei der Drohung bewenden; vielleicht weil er ein echter Krieger war. Doch hätte eine solche That bei der Erbitterung in Berlin über das Schicksal des ganzen Armeecorps entscheiden und für die Stadt eine furchtbare Katastrophe herbeiführen können.

Auch ein französischer Pulverwagen wurde in diesen Tagen von den Bürgern über die Schleusenbrücke ins Wasser geworfen. Die That blieb ungeahndet. Die Thore hielt man verschlossen; nur Fußgängern war der Durchgang gestattet. Aus dem Munde eines glaubhaften Mannes habe ich folgenden Zug. Er wanderte, den Gefahren trotzend, zu Fuß nach Potsdam. Ihn selbst focht man nicht an. Aber einige Schritte vorm Thore sieht er einen verwundeten Franzosen auf dem Bauche im Graben liegen. Ein Kosack steht daneben und bohrt langsam, wie ihn kitzelnd, die Pike ihm an verschiedenen Stellen in den Rücken, bis der Unglückliche unter furchtbarem Gebrüll verscheidet. Dabei lag nichts von Wildheit und Barbarei in dem gutmüthigen Gesicht des Mörders. Höchstens wie ein muthwilliger Knabe lächelte er, der einen Maikäfer zu Tode quält, ohne zu begreifen, was das Thier leidet.

Endlich ward aus dem Spiele ein Ernst. Die Franzosen zogen vor der Ueberzahl der Russen ab. Eine Convention zwischen beiden Theilen schützte Berlin vor

einem ernstlichen Blutbade. Seliger Tag der Befreiung und des Einzugs des Generals Czernitschef! Den nordischen Kriegern schlossen sich bei dieser Feier schon die eben gebildeten freiwilligen Jäger an. Die Glocken läuteten in Aller Brust. Väter, Mütter führten ihre Kinder hin, diesen Einzug mit anzusehen. Fromme Wünsche, seltsame Gelübde wurden gethan; das Herz schwamm in Wonne. — Die erste willkommene Einquartierung — die ersten freien Zeitungen, die ihren Einzug schilderten, dann die Extrablätter mit den Nachrichten von Siegen! Es war eine Zeit voll Morgenroth; glücklich, wer sie erlebte! Der Glanz bleibt unverlöschlich, auch wenn die Sonne nachher mit manchen trüben Flecken aufging.

Die Einquartierung! Wie man sich drängte nach den Quartierzetteln, wie die Patrioten auf die Büreaus eilten, und sich um das Vergnügen rissen, die Erretter bei sich aufzunehmen, zu bewirthen! Es war nicht jener eitle Kitzel, der wohl auch blasirte Pariserinnen auf die wildfremden Söhne der Steppe, die Krieger asiatischer Horden lüstern machte. Es war eine heilige Lust, das mächtige Gebot der Dankbarkeit, das in den ersten Tagen alle ökonomische Berechnung vergessen ließ. Freilich dauerte es nur Tage; wer möchte solche Selbstverleugnung aber auch auf die Dauer fordern! In großer Schnelligkeit waren kurze russisch-deutsche Lexica gedruckt, Gespräche in beiden Sprachen, daß man sich mit den theuren Gästen unterhalten könne. Die Kinder drängten sich, statt der Domestiken, ihnen Licht und Essen zu bringen, überselig, wenn die Fremden die mühsam er-

lernte, schüchtern vorgestotterte russische Phrase verstanden. Den lieben Gästen selbst kam es freilich wenig auf solche Verständigung an. Die deutsche Brandtweinflasche und die Schüssel Kohl waren ihnen verständlicher und lieber als alle russische Phrasen.

Die Kosacken wurden in der ersten Zeit nicht einquartiert. Ihr Beruf, die abgezogenen Franzosen zu verfolgen, erlitt keinen Aufschub. Scheute vielleicht ihr Befehlshaber in Berlin für die Sieger ein Capua? Möglich auch, daß man fürs Erste unsre Idee von einem Kosacken nicht durch die Wirklichkeit zerstören wollte. Zudem boten ihre Lagerungen auf den Märkten ein eigenthümliches Schau- und Paradestück. Alles eilte dahin, um das erhebende Schauspiel zu sehen: diese kriegerischen Söhne der Natur, unsere Erretter, auf ihren Lanzenspitzen die Freiheit tragend, nun hingestreckt auf dem kothigen Pflaster, da wo ihre Rosse Platz gefunden, den Kopf im Arm oder auf dem Sattel ruhend. Stiefeln, Hosen von Schmuz starrend, die Hände und die bärtigen Gesichter mit Krusten umgeben, die vor Sonnenbrand und Frost gleich schützen mußten. Und so unbekümmert und gleichgültig um die liebkosenden Blicke der Neugierigen und Verliebten. Mütter hielten mit freudethränenden Augen ihre Säuglinge in die Höhe, daß sie diese geschwornen Grundfeinde der Franzosen sähen, Väter und Schullehrer führten ihre Knaben und zeigten ihnen das, was sie hier einmal und dann nie wieder sehen würden. Wirklich, solche Naivheit der Gefühle hatte sich bei hellem Sonnenschein auf Berlins Märkten noch nicht zur Schau gegeben. Natürlich, es

war ihr Quartier; so wurde denn auch alles hier abgethan, was sonst die vier Wände umschirmen. Aber alles entzückte; von Mund zu Munde getragen, vergrößerte sich die kleinste Begebenheit zu etwas Wunderbarem. Solche Krieger, die rohen Kohl verschlangen, und lieber als gekochten, die auch, so verlautete es, rohe Talglichte mit Appetit verzehrten, mußten doch unwiderstehlich sein. Wie wurden Lebensmittel in Fülle ihnen zugetragen, ordentlich aufgedrängt. Die schönsten, zarten Damen fühlten sich beglückt, wenn ein Kosack aus ihren Händen eine Schüssel, ein Glas annahm. Daß sie aber lieber aus der Flasche tranken, und sie gewöhnlich, wenn einmal angesetzt, nicht eher von den Lippen ließen, als bis der letzte Tropfen geleert war, war ein schöner Zug ihrer Naturkraft und gemüthlichen Laune. — Und ihre Hosen nun vor Allem; was steckte nicht darin! Oft die Garderobe von zehn aufgespießten Franzosen. Der Kosack handelte mit dem Juden um die Beinkleider, die er auf dem Leibe hatte. Handels einig geworden zieht er sie aus; aber kein zartes Auge braucht vor der Operation zu erröthen; denn unter den grauen kamen braune Hosen zum Vorschein. Und er hätte das Experiment noch oftmals fortsetzen können, es wäre immer eine neue Tuchfarbe erschienen, ehe die Natur kam. Ueberhaupt hatten es in der räumlichen Oekonomie diese Krieger weit gebracht. Außer in den Hosen ruhte unter ihren Sätteln der ganze Schatz ihrer Beute von der Berezina bis zur Spree; natürlich nur der nicht versilberte.

Ich hatte als Kind schon Kosacken gesehen; 1805,

als die Russischen Hülfstruppen durch Schlesien nach Oesterreich zogen. Man hatte mich hingeführt, wie jetzt die Eltern ihre Kinder, damit ich etwas sehen solle, was ich in meinem Leben nicht wieder zu Gesicht bekommen würde. Das waren ausgewählte Kosackenpulke gewesen, echte Söhne des Don, lauter schöne stattliche Leute, in glänzend blauen Wämsern und faltenreichen Hosen. Sie starrten von Silber, und vom stolzen Kalpack auf ihrem Kopfe hing der rothe Beutel malerisch herab. Diese Kosacken, die ich hier sah, in ihren farblos grauen Mänteln, einer so, der andere so costumirt, kleine, alte, häßliche Leute, verdarben mir meine Illusion. Man sagte mir, unter ihren Mänteln wäre die schöne, blaue Uniform; sie zogen ihre Mäntel aus, die Uniform kam aber nicht zum Vorschein. Sie sagten, die rechten Kosacken würden nachkommen, aber meine Kosacken sah ich nicht. Nun wurden sie auch einquartiert. Wie da die Stimmen anders klangen, und die Stimmung bald eine andere ward. Zuerst kamen Nachrichten vom Lande herein, daß die Kosacken keine Engel seien. Sie hatten einen Hunger, um die Wirthschaftsvorräthe zu verzehren, so Mensch als Pferd. Man möchte ihnen den Brandtwein in Eimern vorsetzen, und Hafer und Heu werde mehr zertreten und zerstreut als verzehrt. Der Iltis sei ein bescheidenerer Gast im Hühnerstall und Taubenschlag als der Kosack, und selbst die Katze sei nicht sicher vor ihren Nachstellungen. Ein deutscher Commandeur hatte seinen Leuten streng das Plündern untersagt. Sie zogen durch ein Dorf. Als die Schaaren sich sammeln, kommt ein Kosack nachge-

sprengt, und schon von fern zeigt er jubelnd den Cameraden eine silberne Uhr. Donnernd reitet der Anführer ihm entgegen: „Schurke, hast du doch, gegen das Commando, gestohlen?“ — Gutmüthig schüttelt der Kosack den Kopf: „Nix gestohlen, Bauer schenkt mir.“ — „Was sagte denn der Bauer?“ — „Sagte nix“, war die Antwort, „weinte nur ein bißl.“ Anfänglich war man empört über den unpatriotischen Sinn der Leute auf dem Lande. Was brauchten die Russen anders zu sein als Feinde der Franzosen, damit sie unsere Freunde wären. Es dauerte indeß nicht lange Zeit, daß eine patriotische Hausfrau in der Stadt zur andern kam, und ihr Leid klagte. Die Kosacken verzehrten hier gerade so viel als in den Dörfern, und die Speisekammern in den Städten pflegen kleiner zu sein. Aus Vaterlandsliebe, und um ihnen eine Freude zu machen, setzte jede Hausfrau den lieben Gästen „Kapusta“ und immer Kapusta, d. h. Kohl, vor. Aber die Kosacken hatten inzwischen Sinn für Mannigfaltigkeit gewonnen, und wenn sie auch das Rohe noch liebten, so zeigten sie sich doch auch begierig nach Gekochtem, Gebratenem, Gesalztem und Gepökeltem. Aber was war ihr Heißhunger und ihr Durst gegen ihre Unreinlichkeit! Wenn von preußischer Seite wirklich eine Abneigung oder ein Haß gegen die Polen existirt hat, so kam er von den Beamtenfamilien, welche während der polnischen Besitznahme daselbst leben mußten. Unreinlichkeit, Unmäßigkeit und schlechte Wirthschaft sind Eigenschaften, die reinliche und mäßige Seelen mehr als die Sünde selbst verabscheuen. Die patriotische Liebe für die Russen

wich der Allmacht unseres Reinlichkeitsgefühls. Diese Betten, diese Wäsche, auf der Kosacken geschlafen, zerstörten alle Illusionen. Das hatten Franzosen doch selten hinterlassen. Es gab noch manche Gründe, weshalb die Götter zu gemeinen Sterblichen herabsanken. Ihr täglicher Handel mit den Juden hatte nichts Anziehendes, ob er doch sehr natürlich war, da man von den wackern Kriegern nicht erwarten durfte, daß sie ihre volle Beute in Natur mit sich schleppten.

Ihr melancholisches Volkslied:

Schöne Minka ich muß scheiden,

wurde zwar an allen Klavieren geklimpert, zum Beweis, daß sie auch zart fühlen könnten; aber man war recht froh, als sie fort waren. Ich sage nicht, daß die Begeisterung verraucht, die Dankbarkeit verschwunden war, man war nur froh, die schöne Idee wieder frei zu haben, ungestört von der Wirklichkeit, die in allen Verhältnissen Beschwerliches mit sich führt. Man gönnte auch Andern die Lust, welche man selbst eben genossen, und den tapfern Kriegern die frischen Blumenkränze, die wehenden Tücher, den Jubelruf, die an andern Orten sie erwarteten. Auch, und zumal, an ihren Siegen, welche unsre Zeitungen uns rasch zu melden jetzt keinen Anstand nahmen, erfreute man sich herzlich. Die erste Nachricht von einem glücklichen Gefechte zwischen der Russischen Avantgarde und dem französischen Nachtrab war uns das Signal, daß es nun immerfort so gehen müsse. Und das war nöthig. Wie wir vor einem Jahre gefürchtet, daß Napoleons Siegeswagen unaufhaltsam fortrolle, die Hand zerschmetternd, welche in

seine Speichen greifen wolle, so waren wir jetzt drauf und dran zu glauben, ein Sieg nach dem andern müsse ihn niederschmettern. So empfangen, so trunken von Glück und Beifall, was war es da den Kosacken zu verdenken, wenn sie, noch zwischen Spree und Havel, nur an Paris dachten. Einer, vor der kleinen Stadt Beelitz, fragte auf der Straße einen Bürger: „Ist das der Weg nach Paris?" worauf dieser antwortete: „Erst nach Beelitz, dann nach Paris." War es eine wirkliche Antwort, und kein Berliner Witz, so war sie doch sehr verbreitet und charakterisirte die Stimmung.

Noch erschien ein Tag, wo der Kosack auf Händen getragen wurde. Es war der Einzug des großen Russischen Corps in Berlin. Kein kleines Partheischauspiel mehr; es war eine große politische Begebenheit; ausgesprochen war es, daß wir unser Alles einwarfen in die Sache der europäischen Freiheit. Also officiell mit Glockengeläut, Fahnen, Deputationen und wehenden Tüchern wurden Russen und Kosacken eingeholt. Es war ein reiner heller Freudentag. In der langen Königsstraße Fenster, Thüren, Dächer gedrängt voll, hochfrohe Gesichter, Thränen der Wonne, ein Meer von Jubel. Es erinnerte der Festtag an jenen, feierlich schmerzlichen, als durch dieselbe Straße der geliebte König, der seinem Volke wiedergeschenkte, nach langer bitterer Trennung in Berlin einzog. Damals herrschte die Erinnerung, heute die Zukunft. Jener ein tief bewegtes Familienfest, dieser ein Tag der Verheißung. Alle verblichenen Farben strahlten in neuem Glanze auf; auch den Kosacken nickte man zu, auch ihnen galten noch einmal die gewehten

Tücher, die Hurra's, als wäre es das erste Mal. Auch war diesmal etwas von ihrer Seite gethan, dem Empfange zu begegnen. Sie hatten sich heraus geschmückt mit allem Seltsamen; und erschienen auch noch keine tscherkessischen Ritter im Schuppenpanzer, so sah man doch jetzt zum ersten Male Köcher, Bogen und Pfeile, die unsere Knabenherzen unendlich erfreuten. Wir meinten, solchen Waffen aus der Vorwelt ferngesunder Manneskraft müsse Napoleons Arglist und Tyrannei gewiß erliegen. Wir sahen gelbe Gesichter, braune, breite Mäuler und Backen, kleine Augen breit aufgeschlitzt, und in den tartarischen, baskirischen, kalmückischen Physiognomieen erschien Asien zum ersten Male bewaffnet in der Preußischen Hauptstadt.

Eines schönen Zuges eines der Russischen Generäle muß ich hier gedenken. Es war ein Name, der nachher auf dem Hämus zu den Sternen erster Größe aufleuchtete, um darauf in den Polnischen Sümpfen unterzugehen. General Diebitsch war, wie bekannt, im Berliner Cadettencorps erzogen. Er hing mit inniger Liebe an diesem Institut, an den Lehrern seiner Jugend. Beim Einzuge durch die Königsstraße verließ er plötzlich die Tête seines Corps, schwenkte seitwärts in die neue Friedrichsstraße und erschien unerwartet im Cadettencorps; er ließ die Lehrer einladen, die Lehrer riefen die Schüler. Ueberraschung, Freude, Aufmunterung für Jung und Alt. Sein Gedächtniß lebt hochgeehrt noch im Berliner Cadettencorps fort. Doch unter der Zahl der Lehrer vermißte Diebitsch Einen, den er und der ihn vorzugsweise geliebt. Der alternde, kranke Mann

war in seiner Wohnung zurückgeblieben, aber der General ruhte nicht, bis er auch ihn umarmt und Versicherungen der Dankbarkeit gethan, die keine leeren Worte blieben.

Es ist nicht hier bei den Kosacken der Platz, von dem Aufruf des Königs, von unsern Freiwilligen zu sprechen. Dieser Act der Erhebung eines zertretenen Volkes steht schon mit unverlöschlichen Schriftzügen in den Tafeln der Geschichte, als etwas eben so Großes und Einziges auf Seiten einer Nation da, als Friedrich mit Recht beide Namen an seinen königlichen knüpfte. Diese gewaltige Seite der Zeit, dies große historische Bild bedarf keiner Genrestücke, um verstanden zu werden. Aber es lief manches mit bei, was auch zur Charakteristik der Periode gehörte, und, trotz seiner gemüthlich komischen Seiten, der großartigen Thätigkeit keinen Abbruch that. Glücklicher Weise ist der Berliner Landsturm nie zur blutigen Thätigkeit gekommen; aber mit komischem Ernst wurde die Sache von Vielen betrieben, und unsern Gelehrten mit berühmten Namen erzählte man wunderliche Dinge nach. Von Fichte's, Schleiermacher's, Zeune's, Bernhardy's Anstrengungen in der volksthümlichen Bewaffnung gab es curiose Gerüchte, von denen übrigens die Hälfte wohl nur dem Berliner Witz ihre Entstehung verdankt. Director Bernhardy war, vielleicht weil er sein Gymnasium (das Friedrich-Werdersche) so trefflich regierte, zum Landsturmhauptmann ernannt; und, um seine Compagnie gut einzuexerciren, nahm er selbst zuvor Privatunterricht bei einem Unterofficier im Commandiren. Man sprach von einem

ganzen Professoren-Bataillon, das sich so privatim vorbereite. Die Lanzen des Landsturms überragten die längsten Kosackenpiken. Von einem Gelehrten wußte man, daß er den Homer noch einmal eiligst durchgelesen, um die echte, natürliche und volksthümliche Bewaffnung zu studiren. Er hatte sich einen Schild von dreifacher Rindshaut mit ehernen Buckeln und einem spitzigen Nabel fertigen lassen; auch einen Helm desselben Stoffes, glaube ich.

Zeune, den ich eben darum befrage, weist diesen Ruhm von sich und auf den seligen Fichte zurück. Er, als bei der Landsturm-Cavallerie, hatte sich, nach Homer, nur einen eschenen Speer vom Tischler hobeln lassen. Uns Knaben schien dies nicht ganz recht; unsere romantische Phantasie wollte im Mittelalter die echte deutsche Bewaffnungsart finden. Nicht in Leder, sondern in Stahl und Erz gingen die Ritter. Wenigstens Harnische von Blech forderte die Zeit. Schon mit dem Waffenstillstande war dieses ernste Spiel so gut wie vergessen. Dafür kam ein Neues — das Schanzen, welches mit nicht minderem Eifer betrieben wurde. Die schönen großen Schweden standen in ihrem Lager, das den neugierigen Berlinern ein Bild aus dem dreißigjährigen Kriege lieferte, bei Charlottenburg. Der Kronprinz Carl Johann besichtigte mit Lächeln die Schanzen, die die Berliner aufgeworfen, und soll geäußert haben, Conditoren könnten sie nicht zierlicher bauen. Zum Schanzen commandirt zu werden, war in den ersten Tagen eine Ehrensache. Wieder sah man Professoren, Räthe, angesehene Kaufleute für Staat und Stadt, den Spaten unterm Arm, einen Kober mit Lebensmitteln

an der Seite, zu den Thoren hinausziehen, um am Schafgraben zu schanzen. Dieser Eifer kühlte sich aber schnell ab. Schon am zweiten Tage gab es Remplaçants, die bald in den Zeitungen aufgefordert wurden, bald sich zu billigen Preisen dazu meldeten. Uns Knaben dünkte das sehr unpatriotisch. Ausser den kleinen Schanzen, die Berlin umkränzen sollten, erhob sich auf dem Tempelhofer Berge eine gewaltige Citadelle mit drei Umwallungen, eine über die andere hinausschauend. Trotz dem, daß hieran hunderte gefangener Franzosen arbeiten mußten, auch ein neues Schauspiel für die Berliner, mag das unnütze Werk ungeheure Summen gekostet haben. Es wurde mit Ernst betrieben, und die steilen hohen Erdwälle, mit Rasen ausgelegt, boten dem Auge einen erfreulichen Anblick. Man hätte sie späterhin, wenn auch nicht zu militairischen Zwecken, doch zur wirklichen Verschönerung der Stadtumgegend nutzen können. Das schöne eiserne Denkmal des Befreiungskrieges steht jetzt auf der Stelle der ehemaligen innern Umwallung, und der Berg hat seinen alten Namen des Tempelhofer mit dem des Kreuzberges vertauschen müssen. Das daran gebaute Tivoli ward keine Verschönerung eines Höhenpunktes, der, mit einer anmuthigen Aussicht auf die große Stadt, besser zu nutzen war.

Kleine Züge aus einer Zeit, die der Geschichte angehört, zu retten, ist die Aufgabe des Memoirenschreibers; die Fleischfarben bedürfen vielfacher Tinten. Auch das Geschwätz der Gevatterstuben kann da Bedeutung gewinnen. Als des Königs Aufruf an die Freiwilligen erschien, standen die Franzosen noch im Lande. Was

es galt, wußte jeder, aber es war nicht mit Worten ausgesprochen. Möglich doch war, daß man unsere Kräfte aufbot, und sie mußten den Franzosen dienen. Da — so erzählte eine alte Dame, die sich viel mit der Politik beschäftigte, und sie aus der echtesten Quelle, den „neuesten Beschreibungen", die Ernst Littfas drucken und in den Straßen ausschreien ließ, gewöhnlich schöpfte — da ließ sich Einer, welcher ein Freiwilliger werden, aber Bestimmtheit haben wollte, wofür, in Breslau bei der höchsten Person melden: „Ihro Majestät," redete er sie an, „ich bin bereit dero Aufruf mit Gut und Blut zu folgen, aber halten zu Gnaden, vorerst muß ich wissen, mit wem halten wirs?" Da antwortete der Gefragte nicht, sondern ging hinaus, und kam nach einigen Minuten wieder herein, nachdem er einen grünen Rock angezogen: „Grün sind wir, und grün werden wir bleiben," war nun die Antwort, aus der der Freiwillige mit Vergnügen entnahm, daß Preußen es nicht mit den Franzosen, sondern mit den Russen, welche grüne Uniformen tragen, halten werde. Hierauf ließ auch er sich grün einkleiden, nämlich als Jäger. Welche grobe Fabeln erträgt nicht der Volksglaube in einer friedlichen Zeit; in einer so wunderbaren Umschwungs ist ihm Alles glaublich. August von Kotzebue wollte, in seinem Russisch-Deutschen Volksblatte dazu auffordernd, eine Amazonenlegion zu Pferde organisiren, und es fehlte nicht an solchen, die es für möglich hielten. Und haben nicht wirklich mehr als eine Frau, in männlicher Kleidung versteckt, den Krieg mitgefochten, und mit ihrem Tode den Ernst ihrer Begeisterung besiegelt?!

Als die Kosacken weiterzogen, schickten wir ihnen unsere Wünsche nach; die Begeisterung sparten wir für das, was uns näher anging. Nur Einzelne noch ließen sich während und nach der Schlacht von Groß-Beeren in Berlin sehen. Viel Verwundete; ich sah einen Kosacken auf der Schwelle eines Hauses sterben. Das waren gewöhnliche Auftritte. Wie Berlins Schicksal während dieser Schlacht an einem Haare schwebte, schien die Menge kaum zu ahnen. Wäre sie für die Verbündeten unglücklich ausgefallen, unter welcher Gestalt wären die Rachegeister des französischen Stolzes über die Stadt, wo sie solche Schmach erfahren, wo die moralische Schmiede und Werkstatt zu ihren Niederlagen war, eingebrochen! Selbst das Landvolk jenseits der Gränze hoffte auf Berlins Plünderung und hielt Wagen angespannt, um mit den Siegern einzuziehen! — Erst der erschütternde Kanonendonner machte die Menge aufmerksam. Aber kaum, daß es vorüber, als der heitere Berliner Sinn und die Neugier in fast erschreckender Gestalt sich wieder einstellten. Vom Thore bis zum Tempelhofer Berge war bald ein langer Zug von Bauernwagen voll stöhnender Verwundeten. Aber längs dem Wege tausende von Berliner Bürgern in Familiengruppen. Alle wohl voll Antheil für die Leidenden und die Erretter ihrer Stadt; aber das hielt sie nicht ab, gemüthlich im Kreis gelagert, die mitgebrachten Würste, Semmeln und das vaterländische Weißbier zu trinken, als wäre es eben eine heitere Landpartie, wie jede andere. Bei ihrer Rückkehr aus Frankreich zogen die meisten Pulke nicht durch unsere Stadt.

III.

Mein Marsch nach Frankreich.

(1815.)

Der Aufruf und der Aufstand der Freiwilligen im Jahre 1815 in Preußen war nur eine Nachdröhnung der Volkserhebung im Jahre 1813. Gentz bewies, nach den ihm sehr unangenehmen Wartburggeschichten, daß die Freiwilligen damals überflüssig gewesen wären. Ich weiß nicht, ob man Preußischer Seits 1819 auf diese diplomatische Rüge geantwortet hat; aber 1815 schien auch der preußischen Regierung das Volk und seine Theilnahme noch nothwendig, es war noch der kräftige Nachhall desselben mächtigen Impulses. In den Schulen war nur eine Stimme. Wer konnte, sollte und mußte mit, darüber war keine Frage. Wen schwache Gesundheit, Eltern oder Vormünder nicht fortließen, wurde bedauert oder verhöhnt. Es war gewiß Spielerei mit im Spiel; wo aber fehlt die auch bei den ernstesten Fragen! Und sollte die Jugend, wo sie ihr als Tugend geboten wurde, nicht freudig zugreifen! Es war ein wonniges Gefühl, schon halb in militairischer Kleidung, mit rothgestreiften Beinkleidern, oder gar mit der grünen, wohlkleidenden

Jägeruniform, in die Classen zu gehn. Wie staunten die andern jüngern Schüler den künftigen Helden an, wenn er, die kleine Mappe, die alten Classiker unterm Arm, stolz durch ihre Reihen schritt! Wie anders, mit welchem Selbstgefühl blickte er den Lehrer auf dem Katheder an, der wohl von Aufopferung für's Vaterland sprach, aber er blieb zu Haus, und wir opferten uns; er redete von den großen Thaten unsrer Väter, wir wollten sie vollbringen. Seine Autorität war nur noch eine precaire; in wenig Tagen gehorchten wir einer anderen. Er hatte uns nichts mehr zu gebieten; das war schon ein Heldengefühl.

Gentz mag von dem kühlen Standpunkte aus, von dem er die Sache ansah, Recht gehabt haben. Materiell war der Volksaufstand nicht mehr nöthig, und daß es für Deutschland nicht mehr um die geträumte Freiheit und nationale Einheit sich stritt, hatten die Verhandlungen des Wiener Congresses verrathen. Nur nicht uns sechszehn- und siebenzehnjährigen Jünglingen. Wir träumten noch, wir waren noch berauscht; noch fühlte man nichts von Nachwehen. Die begeisterten Reden unserer Lehrer, die Nachklänge der Fichte-, Schleiermacher-, Arndtschen wissenschaftlichen Kriegsberedsamkeit, von allen Kathedern hallend, Körner's und Schenkendorf's Lieder, die Erzählungen der älteren Jünglinge, die 1813 und 1814 mit geblutet und mit gesiegt, alles das erhielt den Rausch lebendig. Wir schwelgten in Fouqué's Nordlandssagen, in seinem gründlichen Neufranzosenhaß. Die Ideen des Turnerthums waren mächtig, auch außerhalb der Hasenheide. Der Plumpsack, der dort jedem, welcher

durch ein Fremdwort die deutsche Sprache entweihte, drei Streiche versetzte, ging auch moralisch in der jungen Gesellschaft um. Jahn's Deutschthümlichkeit war uns kein Phantom, sondern eine Wahrheit, und wir hofften noch zuversichtlich auf die Realisirung unserer Ideen von einem deutschen Volksthume, wenn wir auch über das Wie? weder mit Anderen, noch mit uns im Reinen waren.

Dennoch war auch schon da in die preußische Jugend ein Misklang gedrungen. Ganz war es uns nicht entgangen, daß die Diplomatie der Nationalbegeisterung ein Schnippchen geschlagen hatte, und daß Andere das erndten wollten, was das Volk durch Opfer und Tapferkeit errungen hatte. Aber wir bewegten uns noch in einem engen Formelkreise. Unsere natürliche Freiheitsliebe war mit dem Franzosenhaß identificirt. In den Intriguen, die auf dem Wiener Congresse spielten, sahen wir nichts als eine Rückkehr zu der alten französischen Diplomatie, der wir nicht so wohl ihre Tendenzen, als ihre unvolksthümlichen Formen vorwarfen. Mit höchster Entrüstung betrachteten wir Deutsche es namentlich, daß so viel deutsches Blut auf deutscher Erde geflossen war, und doch wurde der Friede in französischer Sprache geschlossen.

Die Stimmung in der Jugend war durchaus ernst und religiös; christlich und durch die Vermittelung der Romantik sogar etwas katholisch. Nichts von lasciver Beimischung und ironischer Betrachtungsweise; diese hat erst der nachfolgende Druck in der deutschen Jugend hervorgebracht. Von der Seite fürchteten wir keine Reactionen, wie uns der Ausdruck überhaupt fremd war.

Nur die geheime, fremde, französische Hofsitte, das nicht deutsche Galakleid der Etikette, die gleisnerischen Schranzen, die vornehmen Riccaut de la Marlinieres, die wir überall wieder durch die Thürritzen dringen sahen, waren uns verhaßt. Daß ein Talleyrand sogar, in dem wir den leibhaftigen Bösen mit dem Klumpfuß sahen, in Wien mitsprechen, das große Wort führen durfte; daß Kaiser Alexander, nach dem herrlichen, heiligen Kampfe, mit Franzosen und Französinnen schön thun konnte, und die deutschen Fürsten vergingen nicht in edler Entrüstung!

Wir waren christlich romantisch, aber auf diesem Wege schon etwas fatalistisch gestimmt. Gottes Gerichte wirkten immer unmittelbar ein. Napoleons Rückkehr von Elba, die Zersprengung des Wiener Congresses, war ein sichtlicher Fingerzeig, daß Gott mit diesem Frieden in französischer Sprache nicht zufrieden war. Es mußte auf's Neue losgehen, ein letzter Akt, eine letzte Schlacht geschlagen werden, um einen andern Frieden in andrer Sprache, mit anderem Geiste und anderen Bedingungen zu schließen. Elsaß und Lothringen mußten wenigstens wieder deutsch werden; Vielen aber mochte die dunkle Idee von der Zerstörung des neuen Babels, von dem Untergange von Paris vor Augen schweben. Ein guter, glorreicher Ausgang war uns sicher; der Zauber war ja längst gebrochen, es kam nur darauf an, den Zauberer zu zermalmen, damit er nicht noch ein Mal spuke. So, voll sicheren Vertrauens auf den Ausgang, voll Ueberzeugung von der erneuten Nothwendigkeit des Volksaufstandes, von der göttlichen Mission, der wir folgten, schwuren wir Jüngeren zu den Fahnen.

Die Wirklichkeit forderte rasch genug nach solchen Träumen ihr Recht. Aus Büchern und Knabenspielen, aus der Mutter Obhut und den gebildeten Kreisen des bürgerlichen Lebens plötzlich mit sechszehn Jahren in das Treiben und unter die Gesänge und Scherze einer ausgelassenen Soldatesca versetzt zu sein, ist eine eigene Sache.

Ich hatte mir eingebildet, die Freiwilligen wären im Allgemeinen wie ich. Da glühte in Allen derselbe heilige Franzosenhaß, dieselbe Entrüstung über den verpfuschten, halben Frieden und eine wenigstens ähnliche Begeisterung für deutsche Volksthümlichkeit. Wenn ich auch zweifelte, daß Alle Fouqué gelesen hätten, so mußten sie doch Goethe und Schiller und den Straßburger Münster und die deutsche Geschichte kennen. Sie Alle konnte nur Haß und Liebe in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger geführt haben. Im Jahre 1813 hätte ich mich nicht getäuscht. Die freiwilligen Jäger waren damals die Elite der preußischen Jugend, alle mehr oder minder poetische Abdrücke von Theodor Körner.

Die Studirenden, Künstler, jüngeren Beamten, Oekonomen, bildeten in ihren Compagnieen große Hetärien, wo unter den Beschwerden der Märsche, im Getös der Waffen, Gesang, Scherz, geistige Erregung, gesellige Erinnerungen das Zelt- und Feldleben angenehm machten. Alle verstanden sich; aus der Heimath, der Schule hatten sie hundert Anknüpfungspunkte, und Poesie und Kunst warfen mannigfache Lichtstrahlen in die beschwerdevolle Wirklichkeit. Die Kameradschaften hatten

die edelsten Züge aufopfernder Liebe hervorgebracht. Die Todtmüden, vor Erschöpfung Taumelnden, in dunkeln morastigen Hohlwegen, auf dem Rückzug, Feindesstimmen hinter ihnen, vor ihnen, im Augenblick, wo sie sich in der Verzweiflung hinstrecken wollen, geschehe was da sei; in dem Augenblick stimmt ein Kamerad eine Melodie aus einer bekannten Oper an, eine Parodie auf ihre Zustände, und der grelle Gegensatz des damals und jetzt wirkt so erschütternd auf das Zwerchfell und den Muth anregend, daß die Lebenskräfte zurückkehren, die Andern in den Gesang einstimmen und die Kameraden sich wieder zum Marsche zusammenschaaren. So half damals die Poesie der Wirklichkeit. In Körner's Liedern haben wir das beste Symbol der damaligen Stimmung.

Anders war es 1815. Ich sprach von einer Soldatesca, in die ich trat. Allerdings hatten die Freiwilligen, welche sich beim Morgengrauen zu den ersten Exercirübungen auf dem Dönhofsplatze stellten, Elemente in sich, welche an Wallensteins Lager erinnerten. Die Freiwilligkeit hatte schon den preußischen Normalleisten angezogen. Es war nicht gerade eine gezwungene Freiwilligkeit, aber ein moralischer Zwang war eingetreten. Bekanntlich hatten die Freiwilligen des Jahres Dreizehn, fast allein aus den gebildeten, wohlhabenden Ständen, sich alle selbst equipirt. Aus eignen Mitteln wurden Jägeruniform, Lederzeug, Tornister, Mantel, Hirschfänger und Büchse angeschafft. Auf die Uniformität sah man nicht mit zu großer Aengstlichkeit. Die reitenden Jäger hatten sich ihre Pferde selbst gekauft. Die Einzelnen, die Familien, hatten große Opfer gebracht.

Aehnliches ist nie in der neuern Geschichte vorgekommen; wenn auch die Eitelkeit bei den „Opfern am Altar des Vaterlandes" mit ihr Spiel trieb, so waren diese Opfer doch allgemein, durch alle Stände, Provinzen, gleichmäßig verbreitet; und wenn man Preußens erschöpften Zustand, die Verarmung durch den Krieg, das Aussaugesystem der Franzosen, die gebotenen Abgaben zur Führung des Krieges in Anschlag bringt, außerordentlich. Reiche Familien rüsteten außer ihren eigenen Söhnen noch die ärmeren Bekannten aus. Bemittelte und Unbemittelte steuerten zusammen, um dürftigen Jünglingen Waffen und Kleidung zu verschaffen. Die Universitäten, Gymnasien sammelten unter sich, um ihre ärmeren Commilitonen auszurüsten. Unerschöpflich war namentlich der Eifer der Frauen. Auch der Zug darf nicht der Vergessenheit übergeben werden, als ein junges Mädchen, die nichts geben konnte, ihr langes, schönes Haar abschnitt, und den Erlös dafür beim Friseur, zur Bewaffnung der Freiwilligen darbrachte.

Auch im Jahre 1815 rüsteten die Freiwilligen, welche die Mittel dazu hatten, sich selbst aus; auch da wurden von Einzelnen und Familien Opfer gebracht. Wir erhielten dafür nie einen andern Ersatz, als den das eigene Gefühl uns gewährte. Aber, fürchtete man, daß die Opferlust geringer sein, und die Zahl derer, welche sich unter die freiwilligen Jäger stellten, unbedeutender ausfallen würde, als man des moralischen Eindrucks wegen wünschte? Genug, der Staat versprach alle die als Jäger auf seine Kosten auszurüsten, welche in den Jahren 1813 und 1814 in irgend einer Truppe

gedient und sich jetzt wieder unaufgefordert zum Dienst stellen würden. Die Lust an dem gerühmten, freieren Leben der Jäger lockte Viele an, die im früheren Sinne nicht dahin gehörten. Die Arbeit in der Werkstatt, die Monotonie hinter dem Ladentische und an dem Schreibetische war von Vielen schwer ertragen worden, welche in einem zweijährigen Kriegsleben zwar an Beschwerden, aber auch an Müssiggang und beständigen Wechsel sich gewöhnt hatten. Der Aufruf konnte ihnen nicht erwünschter kommen. Mehrere hörte ich hoch und theuer schwören, daß sie nie wieder in den armseligen frühern Zustand zurückkehren wollten. Kriege mußte es ja doch immer geben. Wie mancher wartete noch immer, daß Napoleon auch von Helena losbrechen werde, und griff auf die falsche Nachricht nach der alten Jägerbüchse, die ihm als trostreiche Erinnerung an der Wand hing.

Andere lockte das Versprechen, daß nach dem hergestellten Frieden jeder Freiwillige vorzugsweise bei der Anstellung in Civilämtern bedacht werden solle. Welches Mißvergnügen, wie viel Lebensverstimmungen und moralische Zerrissenheiten hat dies gewiß aufrichtig gemeinte Versprechen später hervorgerufen! Es war unmöglich, allen Erwartungen zu genügen. Das Bürgerthum wäre verzehrt worden, wenn der Staat für Alle, welche gedient hatten, Aemter schaffen sollte. Ich weiß nur zu viel traurige Beispiele, wohin die erweckte Arbeitsscheu, die Lust am Herumtreiben und die gespannten Erwartungen, die nie befriedigt werden konnten, Viele geführt haben.

In diesem bunten Gemisch der neuen Freiwilligen

konnte man leicht die, welche aus Staatsmitteln dazu gemacht wurden, heraus erkennen. Aber der grobe, grüne Commisrock und die schwere Muskete, statt der feineren Uniform und der zierlichern Büchse, waren nur ein äußeres Unterscheidungszeichen, das nicht immer mit der moralischen Unterscheidung zusammentraf. Ich habe wackere, treffliche, auch gebildete Kameraden unter den ersteren kennen und schätzen gelernt. Die Sprache lehrt, auch unter gleichmäßig Uniformirten, zuerst und bald den Menschen kennen. Zu kameradschaftlichem Zusammenleben war, so lange wir in Berlin die ersten Uebungen vornahmen, keine Gelegenheit; aber aus den ersten Unterhaltungen lernte ich viel, wovon ich keine Ahnung hatte. Wird man sich verwundern, daß ein sechszehnjähriger Neuling, der aus dem mütterlichen Hause nur in geistesverwandte Kreise gekommen war, über diese Sprache, Scherze, Lieder erschrak! Ich befand mich in einer neuen Welt, und die war höchst unbehaglich, zurückstoßend. Aber wie schnell übt die Gewohnheit ihre Macht. Das Pferd scheut vor den Eseln. Fouqué erzählte mir, wie vielen Verdruß seiner ritterlichen Natur die Erfahrung bereitet, daß die edlen Rosse seiner Schwadron, als er in einem Ort lag, wo die Esel zu Hause waren, sich schon in den ersten Wochen an die Kameradschaft gewöhnt hätten. Ja sie wieherten sich an, wenn sie sich begegneten, die Rosse ohne Scheu vor ihren noch edlern Reitern.

Soldaten denken, sprechen, scherzen, und — phantasiren überall ähnlich und über dasselbe Thema. Nur unter den berliner Freiwilligen war eine Ausnahme.

Die Ausstrahlungen des vornehmen, gebildeten Lebens haben, wie bekannt genug ist, hier die Masse berührt und über die Rohheit einen Firniß von Bildung gebreitet, den wenigstens Jünglinge, wie ich, nicht sogleich heraus erkennen konnten. Aufgeschnappte Theaterphrasen, absprechende Urtheile, vornehme Redensarten, Sentenzen in der sogenannten Sprache der Bildung hingeworfen, konnten mich über meine Umgebung täuschen. Doch nicht auf lange. Es waren viele gebildete junge Leute unter den pommerschen Jägern des berühmten „Regiment Colberg“, in das ich eingetreten war, aber als Neulinge traten sie schüchtern hinter den Veteranen zurück; man lernte sich erst später kennen. Die, welche den vorigen Feldzug mitgemacht hatten, führten, wie sich das von selbst versteht, das Wort; sie waren die Lauten, wir die Stillen. Wie schwanden meine Illusionen! Weshalb ging dieser mit, warum war jener nicht zurückgeblieben! Der aspirirte auf eine Schreiberstelle in einem Bureau, aber er mußte vorher gedient haben. Jener konnte es im elterlichen Hause nicht aushalten; oder er hatte überhaupt kein Haus und keinen Winkel, wo er hätte bleiben können. Ein Anderer hoffte auf eine reiche Braut, wenn er als Sieger heimkehrte. Alle waren voll Franzosenhaß, wie ich; aber ich leugne nicht, daß die Hoffnung auf gute Quartiere in Frankreich bei diesem Hasse mitspielte. Sie wollten dort, wie die Franzosen in ihrem Hause, wirthschaften.

Zeihe man mich keiner unpatriotischen Gesinnung, oder daß ich den deutschen Enthusiasmus, der die Freiwilligen hervorrief, verkleinern wolle. Ich schreibe nur

Züge aus der allgemein menschlichen Natur, die, wenn große Aufregungen vorüber sind, ihren Bodensatz von Gemeinheit deutlicher zeigt. Die Mehrzahl der Freiwilligen aus dem Befreiungskriege waren als Officiere in die Linie oder Landwehr eingetreten; nur ein geringer Rest derselben ergriff wieder die Jägerbüchse. Woher die andere Ueberzahl der Gedienten kam, habe ich bereits angegeben. Der jüngere, frischere Zuwachs mußte sich erst entwickeln, und er that es, oft im schönsten kameradschaftlichen Sinne. Ich ward Zeuge und betheiligt bei Zügen von Güte und Selbstvergessen, wie sie eben nur im Felde und unter Gefahren, wo die ursprüngliche Natur wieder siegreich über die angewöhnte heraustritt, zum Vorschein kommen werden. Nur geistige Erhebung, Begeisterung und Bewußtsein durfte man von unsern Freiwilligen im Ganzen nicht erwarten. Die wir dieser Eigenschaften theilhaftig waren, wir waren noch halbe Knaben, und in welcher Art die Begeisterung sich äußerte, davon werde ich später ein Beispiel geben.

Endlich waren Alle bekleidet, bewaffnet und nothdürftig einexercirt; wobei ich bemerke, daß mir, der ich nicht musikalisch bin, die Signale der Blaseinstrumente sehr schwer zu fassen wurden. Es ging mir indessen nicht allein so, und ich tröstete mich mit der Versicherung, die Veteranen mir gaben, daß im Gefecht nicht viel darauf ankäme; unter dem Donner der Kanonen und in der Hitze des Tirailleurgefechtes höre man nicht auf die Hornmusik. Jeder springe, schieße, laufe und wende sich, wie es ihm gut dünke, und wo er was zu treffen glaube. Eine treffliche Erklärung von einem Treffen.

Wir waren noch nicht Soldaten, als wir abgingen; wir dienten nur als Symbole des allgemeinen Willens: den Sturm und Drang von Dreizehn fortzuſetzen. Um den leuchten zu laſſen, beeilte man ſich, uns, wie wir waren, an den Rhein zu ſchaffen.

Es war ein ſchöner, es war ein heißer Maitag, als wir am frühſten Morgen auf dem Luſtgarten ſtanden, um ins Feld zu ziehen. So viel ich mich entſinne, ſangen wir nicht: „Friſch auf Kameraden!“ oder: „Der Sturm bricht los!“ Entweder drückte uns der Abſchied von den Lieben im Hauſe, oder der Anfang der militairiſchen Disciplin. Auch gab es auf dem Verſammlungsplatze ſelbſt noch mannigfache Abſchiedsſcenen. Die jüngeren Freunde und Schulkameraden, die nicht ſo glücklich waren, mit ziehen zu können für's Vaterland, ließen es ſich nicht nehmen, den glücklichen Freunden zum letzten Male die Hand zu ſchütteln, auf Sieg, frohes Wiederſehn und Treue in Leben und Tod uns den Bruderkuß zu geben, und wer irgend konnte, begleitete uns noch auf dem Marſche. Man leiſtete den Scheidenden alle möglichen Liebesdienſte, holte ihnen zu trinken, beſorgte Grüße, trug, wo es ſich thun ließ, ihre Sachen.

Den freiwilligen Jägern war, in Rückſicht auf ihre Jugend und zartere Conſtitution, der Vorzug ſchon im vorigen Kriege zugeſtanden worden, daß ihre Torniſter ihnen nachgefahren würden. Ein Vorzug, der uns dem Neide und Spotte der nicht ſo begünſtigten Landwehrmänner ausſetzte, und oft nichts half. Denn wo kein Vorſpann zu erhalten war, mußten wir die ungewohnte

Bürde auf die Schultern nehmen, und das gewöhnlich auf den beschwerlichsten, angreifendsten Märschen. Die humane Berücksichtigung war übrigens auch eine weise. Ein Theil der halben Knaben, die bis dahin nur leichte Schulmappen getragen, würde, wenn nicht unter der Last erlegen, doch schwerlich im gesunden Zustande bis Frankreich gekommen sein. Außer der schweren Armirung, dem Mantel über die Schultern gehängt, noch den schweren Tornister, mit seinen die Schultern, oder, noch schlimmer, die Brust pressenden Riemen auf langen Märschen im Sonnenbrand und Staub zu tragen, dazu gehört eine andere Schule, als aus der wir kamen. Wir gewöhnten uns in der Folge daran; aber ich, wie mehrere andere junge Leute, entgingen den Wirkungen nicht, welche eine zu schwere Belastung und Einschnürung auf den noch im Wachsthum befindlichen Körper hervorbringt. Beschwerden aller Art lernt eine ursprünglich gesunde Natur ertragen, aber ein zurückgehaltener Wuchs, eine blaßgraue Gesichtsfarbe stellte sich bei Vielen als Folge ein. Erst weit später verwand ich beide durch Fußreisen ohne Gepäck und mit Freiheit, und durch die reine Bergluft, die ich durch Monate in den norwegischen Gebirgen einathmete.

Mein Tornister war unter allen, welche auf die Wagen geladen wurden, der schwerste. Wer da weiß, was ein Tornister fassen kann, und was er bei einem Soldaten, der in den Krieg geht, fassen muß, wird sich freilich darüber nicht verwundern, wenn er hört, daß die mütterliche und schwesterliche Fürsorge zu den Hemden, Jacken, Schuhen, Bürsten, Tüchern, noch Chocolate,

Tafelbouillon, nützliche Anweisungen, und sonst viel Gutes und Wohlgemeintes hinzugefügt hatte; alles auf den Umstand berechnet, daß der Tornister immer gefahren werde. Ich selbst war der Meinung, daß im Kriege auch der geistige Mensch Nahrung haben müsse, und außer einer Karte und Schreibpapier hatte ich ein Buch mitgenommen. Ueber die Wahl eines solchen war großer Zweifel gewesen, da weder von meinen Lehrern noch Angehörigen Jemand wußte, welche Lecture zum Kriege am besten passe. Einige stimmten für das neue Testament; aber das konnte man allenfalls an jedem Orte finden. Ein gelehrter Anverwandter für den Horaz, weil er so sehr dünn sei, und in dem rohen Leben die Neigung für classische Studien erhalten dürfte. Aber ich war kein Classiker, sondern ein Romantiker, und wählte die Nibelungen, weil sie eine deutsche Nationallecture waren, vom Kriege handelten, und in der Zeuneschen Ausgabe, die ich wählte, auch nur dünn waren. Sie haben mich durch Deutschland und Frankreich begleitet, und ich brachte sie wieder in die Heimath zurück; ehrlich gesagt ziemlich so, wie ich sie mitgenommen hatte. Der Krieg der Sachsen und Burgunder schien doch eben so wenig wie der der Burgunder und Hunnen zu unserem mit den Franzosen zu passen. Ein anderer Kamerad hatte Schlegel's Epigramme gegen Kotzebue mit. Ob er sie mehr gelesen, als ich die Nibelungen, weiß ich nicht. Aber er war ein noch viel stärkerer Romantiker als ich, verwandt mit einem der Coryphäen der Schlegel-Tieck'schen Periode und gab mir in der Romantik noch Unterricht.

Ein großes Staubmeer hüllte uns ein, sobald wir aus dem potsdamer Thore die Chaussée betreten hatten. Der Abschied sollte uns erleichert werden, indem der Staub die Rückblicke auf Stadt und Gegend verbot. Die Ordnung, wenigstens Reih und Glied, hörten sogleich auf, die Bekannten suchten sich; ein freundliches Gespräch trat ein. Unsre Freunde aus der Stadt, die uns begleiteten, gingen bunt unter und mit uns. Diese Zwanglosigkeit beim Marsch, auf die ich nicht gerechnet, erschien mir als ein froher Anfang; es war aber nichts besonderes, indem es bei allen Militairmärschen nicht anders hergeht. Reih und Glied sind bei einem langen Marsche auf der Landstraße, wo Wagen, Reiter, Fußgänger oft unterbrechen, dieser und jener verweilen muß, auch bei preußischer Disciplin nicht inne zu halten. Um gute Sänger, einen beliebten Erzähler oder Lustigmacher drängt sich Alles. Solche Lustigmacher sind unschätzbar in einer Compagnie, sowohl für die Soldaten als für die Officiere. Auch in den untersten Sphären der militairischen Disciplin gilt das mens agitat molem.

Ich bin ein tüchtiger Fußreisender geworden, und noch jetzt ist eine Fußreise meine Lust; aber als ich Soldat wurde, war es weder meine Lust noch meine Stärke.

Zwei Mal wurde gerastet, in Schöneberg und in Zehlendorf. Es war ein heißer Tag. Schon da wankten die Kräfte; man warf sich auf den bestäubten Rasen, zwischen Disteln und Nesseln in die Chausséegräben. Ein — zwei Meilen von Berlin, und wie schon so ganz anders war das; ich hatte etwas erlebt! Die Freunde,

die zu den Unsern zurückkehrten, baten wir, ihnen ja alles zu erzählen, was uns begegnet sei. Mit welcher Erquickung und mit welchem Gefühl setzte ich zum ersten Male die Feldflasche an den Mund, die hier noch mit altem Franzwein gefüllt war. Sie wanderte umher. Man letzte sich zum letzten Male an traulichen Gesprächen über die Heimath; die frohen Spiele, die Schelmereien und Schwänke der Schulzeit wurden noch ein Mal ins Gedächtniß gerufen.

Der Weg von Zehlendorf bis Potsdam wurde mir sehr schwer. In meinem Tagebuche steht: „ich glaubte, ich würde nicht weiter fortkommen; aber es ging." Meine Feldflasche zerbrach, indem sie an den Hirschfänger schlug; der Verlust war zu verschmerzen, da ich mir in Potsdam eine andere kaufen konnte, aber der schöne, alte Wein tröpfelte auf die Straße. Das war Vergeudung; also trank ich schnell den Rest aus, um gleich nachher darüber besorgt zu werden, daß ich nach starker Erhitzung getrunken hatte. Um diese Versündigung gegen die diätetischen Regeln, welche in meinem Hause sehr streng beobachtet wurden, wieder gut zu machen, mußte ich einige Zuckerstücke schnell verschlucken und stark laufen. Oft dachte ich später mit Lächeln daran, wenn wir, durchglüht vom heißen Tagesmarsch, mit lechzenden Zungen, an einem Quell vorüber kamen, und die Jäger sich rottenweis hinwarfen, um frisches, oft auch nur sehr getrübtes Wasser zu schlürfen. „Dem Soldaten schadet das nichts," sagte mir lächelnd ein alter Landwehrunterofficier, als er mich das erste Mal zaudern sah.

Vor der Stadt wurden meine Kräfte noch einmal hart geprüft. Es hieß, der Kronprinz, (nachmals König Friedrich Wilhelm IV.) wolle die einziehenden Jäger mustern. Zwei Jägerdetachements klopften und bürsteten und rieben den berliner Staub von ihren Kleidern und Schuhen vor der Glinickeschen Brücke. Während wir uns selbst kaum mehr fortschleppen konnten, mußten wir die Tornister von den Wagen holen und an die Schultern schnallen. Die neue Last wirkte homöopathisch; die neue Anspannung verscheuchte die vorige Abspannung. So ward es möglich, daß ich den weiten Weg von der Brücke bis in die Mitte der Stadt zurücklegte. Aus der Musterung ward nichts. Vermuthlich war es nur ein Kunstgriff unserer Anführer gewesen, ihre Mannschaft in möglichstem Glanze in der zweiten Residenzstadt einzuführen.

Zum ersten Male, ein Quartierbillet in der Hand, mich in ein Quartier einweisen zu lassen, war auch eine neue Empfindung. Ein ermatteter Reisender freut sich schon auf das Wirthshaus, und seine Phantasie malt es sich so freundlich und bequem aus, als möglich. Aber sein Wille und sein Geld können es sich wenigstens zur Hälfte schaffen, wie er Lust hat. Der Soldat greift in einen Lotterietopf, und ist immer der süßen Hoffnung, einen großen Treffer zu ziehen. Wenn er sich auch in der Regel täuscht, hindert ihn das nicht, das nächste Mal wieder zu hoffen. Die Hoffnungen sind freilich verschiedener Art. Einer hofft auf gutes Fleisch und starke Kost, auf Bier und Wein, weshalb die Quartiere bei Brauern, Bäckern, Fleischern für die besten gelten;

andere auf hübsche Gesichter und gefällige Gesinnungen. Meine Hoffnung ging in der Regel auf ein eigenes Zimmer, wo ich mich ausruhen und nachher schreiben könnte. Sie wurde fast immer getäuscht. Uebrigens ging es bei diesem Glückstopf wie bei so manchen andern zu. Unsere Waisenknaben, die vorausgeschickten Fouriere, hatten über die Beschaffenheit der Quartiere vorher Erkundigungen eingezogen, und man mußte sich mit ihnen gut stellen, um aus ihrer Hand einen Treffer zu ziehen.

Unser vier, Befreundete vom Gymnasium, fanden in einem gebildeten Haushalt freundliche Aufnahme. Potsdam war noch halb Berlin; man betrachtete uns wie halbe Angehörige, wie Kinder von Freunden. Zum ersten Male lagerten wir auf einer Streu; und meine Besorgniß, daß ich, gewohnt in die Nacht hinein zu arbeiten, auf dem fremden Lager nicht früh, wie es bei den Märschen nöthig ist, einschlafen würde, erwies sich, wie so manche andere, als unnütz.

Schon um 3 Uhr am nächsten Morgen waren wir auf den Beinen, und zogen frisch und munter um 4 Uhr auf dem Wege nach Brandenburg. Auf dem anmuthigen Punkte von Baumgartenbrück war noch eine Abschiedsscene. Der letzte Freund, der uns begleitet, trennte sich hier von uns. Mit schwerem Herzen; auch er fühlte sich gedrungen mit ins Feld zu ziehen. Er war bereits als Volontair der Colombschen Husaren eingetreten, schon beritten und exercirte mit, als man zu seinem Schmerze fand, daß seine Augen zum Cavalleriedienste zu schwach waren. Zwei nahe Verwandte und zwei Schriftsteller, deren Namen nach zehn bis zwanzig

Jahren oft mit einander genannt wurden, nahmen damals auf der Brücke von Baumgartenbrück von einander Abschied, ohne zu ahnen, daß sie auf andern Kriegslagern, als denen mit blanker Waffe, sich noch oft begegnen würden. Der Scheidende war Ludwig Rellstab.

Der Marsch von Potsdam bis Brandenburg, 5 Meilen auf der Chaussée, war für unsere jungen Kräfte ein angreifender. So lange der Himmel trübe war, und der Boden vom Morgenthau feucht, fühlten wir die gestrige Anstrengung weniger; als aber mit dem heißen Tage der Staub aufwirbelte, wurde er sehr beschwerlich. Man hatte uns Hoffnung gemacht, auf der Mitte des Weges Wagen für die Schwachen und „Marauden" zu finden; vermuthlich war es nur eine hingeworfene Lockung, um uns munter zu erhalten. Ich versuchte nachher ein anderes Mittel; ich unterhielt mich eine halbe Stunde mit dem Schlegelianer über deutsche Literatur. So steht wenigstens in meinen Briefen, d. h. wie ein guter Deutscher damals nur schreiben durfte, über teutsche Literatur. Wer deutsch schrieb, verrieth laue Gesinnung, eine Hinneigung zum Modernen, vielleicht gar zum Franzosenthum.

Die Chaussée — wir, wie sich versteht, nannten sie nur Kunststraße — windet sich vor dem alten Brandenburg in einem großen Umwege durch die Havelwiesen. Man kann die malerischen Thürme, Zinnen, Giebel, schon mit der Hand greifen und muß noch stundenlang marschiren. Das erhöhte hier, wie es noch oft geschah, die Mühseligkeit.

Mein Quartier-Zettel führte mich in eine abgelegene,

schlechte Gasse, vor ein Haus, das dahin gehörte. Ein zusammengedrückter, niedriger Thorweg, Verfall, Schmutz, Mist auf dem Flure, sagten voraus, was meiner in der einzigen bewohnbaren Stube warte. Der Wirth war ein Ackerbürger; es roch überall nach einem Geschäfte, das auf dem Lande für die Sinne nichts störendes hat, wohl aber in den Mauern und der Luft einer engen Stadt. Die ärmlich aussehende Frau brachte mir in einer zerbrochenen Untertasse etwas Rührei, und ein Getränk, das vielleicht als schlechtes dünnes Bier, aber nicht unter seinen Namen: Koffent der Mehrzahl meiner Leser bekannt sein wird. Ich forderte Wasser; die Frau sah mich verwundert an: sie tränke nie in ihrem Leben Wasser! Also etwas optimatischer Stolz auch in dieser Hütte! Schon hatte ich den Entschluß gefaßt, mich in ein Wirthshaus einzuquartieren, als ein Kamerad und Schulcumpan, mit dem ich in Potsdam auf einer Streu gelegen, eintrat, und mich versicherte, im Vergleich zu ihm, sei ich fürstlich einquartirt. Dazu blickte die Maisonne jetzt freundlich durch das eine Fenster; die Gesichter der Wirthsleute wurden auch freundlich, ich entschloß mich zu bleiben, dankte aber für den Kaffee, den sie mir kochen wollten, und ging mit meinem Freunde aus, um die Stadt zu besehen und in einem Garten ein freies Vesperbrod einzunehmen. Doch nicht eher, als nachdem ich Büchse und Riemzeug gereinigt und geputzt hatte. Amt bringt Verstand und die Noth frische Kräfte. Freilich in den Nibelungen las ich nicht an jenem Abende.

Nachdem ich, gekräftigt durch eine Milchsuppe und

Kartoffeln, mich auf mein Strohlager in Mitten der Stube, wo die ganze Familie wohnte und schlief, geworfen, erwachte ich schon um zwei Uhr nach einem köstlichen Schlafe, um Schlag drei Uhr auf dem Sammelplatz zu stehen. Der Marsch des dritten Tages war nicht minder beschwerlich. Nachdem wir bei Plaue auf einer Fähre über die breite Havel gesetzt waren — die Brücke war damals noch aus der Zeit des unglücklichen Krieges abgebrannt, — entfernten wir uns von der Chaussée, um zwar über lachende Wiesen, wo es sich vortrefflich marschirte, aber auch durch tiefe Sandwüsten mühsam unsern Weg fortzusetzen. Der dritte Tag zeigte uns erst, wie angegriffen wir waren; an den beiden vorhergehenden hatte uns die Aufregung der Nerven es vergessen gemacht. Die Nachzügler nahmen kein Ende. Eine neue Feldflasche und etwas Wein, die ich mir in Brandenburg gekauft, mußten meine sinkenden Kräfte aufrecht erhalten. Eine Schreckenspost wartete unser an den Thoren der kleinen Stadt Genthin, die unser Ziel sein sollte. Man wies uns noch eine Meile weiter in ein abgelegenes Dorf. Dies selbe Schicksal traf uns, immer zu meinem großen Verdruß, in der Folge sehr oft, da den Etappenstädten das Recht zusteht, die ihnen zugewiesenen Truppen in ihre Dörfer zu verlegen. Meinen Kameraden war die Verweisung in Dörfer gewöhnlich erwünscht, weil die Rationen in den Städten knapp zugemessen waren, in den Dörfern es dagegen vollauf zu essen gab. Ich litt nie in Quartieren an Hunger, dagegen fürchtete ich die vollgepfropften Bauerstuben, wo oft neben der zahlreichen Familie des

Wirthes noch drei bis sechs, wo nicht gar zehn Jäger herbergen, sich behaglich machen, essen und schlafen mußten. Ich war daher für die Städte: „eine gute Stube ist dem vollauf Essen vorzuziehen."

Der Weg nach unserm Dorfe war ein Sandmeer. Schon an den ersten Hecken fielen Mehrere um. Die Anführer mußten ein Auge über die gelöste Ordnung zudrücken. Die Wohnung bei unserm Kossäthen Peter Libe entsprach meiner obigen Schilderung. An Essen fehlte es nicht; denn ein mächtiger irdener Napf mit Grützsuppe, eine Schüssel mit Rührei, Brantewein, Butter, Brod und Koffent drückten den Tisch. Dazu freundliche, ehrliche Gesichter und — Ende Mai ein geheizter Ofen! — Was ist Glück, was Comfort? Liegt es nicht überall im Conventionellen? Der Bauer in Norddeutschland sucht den Trost für alle Mühen seines armseligen Lebens in einer warmen Stube. Er heizt im Sommer seinen Ofen und freut sich, daß er es kann. Und wir finden, daß man die Hitze wie die Müdigkeit überwinden kann. Wir schliefen dicht am Ofen, denn es war der einzige freie Platz, süß und fest bis an den Morgen.

Es war ein Sonntag und ein Rasttag. Er that uns Allen Noth. Wie Vieles mußte hier schon an unserer Kleidung und unserem Rüstzeuge in Ordnung gebracht werden, und wir glänzten doch erst vor drei Tagen in neuer Equipirung! Das fällt bei allen Militairmärschen vor; leider aber hatte die Begeisterung in Berlin der merkantilen Speculationslust keinen Abbruch gethan, und man hatte den Freiwilligen für schweres Geld zwar sehr zierliche, aber sehr lockere Waare ver-

kauft. Schon in Potsdam hatten wir die Handwerker in Thätigkeit setzen müssen, um das beschädigte Riemzeug wieder zu repariren.

Ich benutzte diesen Rasttag zu einem ersten Briefe nach Hause. Es war nur ein Dintenfaß im Dorfe, das mußte der Cantor leihen. Dies wiederholte sich in den meisten Dörfern; meine Briefe fangen daher gewöhnlich an: „der Cantor muß seine Dinte wieder haben, ich muß daher schnell schreiben." Wegen meines Vielschreibens ward ich sehr aufgezogen, Schreiben schicke sich eigentlich nicht für einen Soldaten, hieß es; und meine Briefe tragen immer die sichtlichen Spuren des Geräusches einer überfüllten Bauernstube und der Störungen meiner Kameraden. Die Nibelungen durfte ich da gar nicht vorbringen.

Wir besuchten am Morgen die Kirche, verließen sie aber ohne Erbauung. Ein alter rationalistischer Prediger eiferte gegen den Reichthum. Ob dazu Anlaß im Dorfe war, weiß ich nicht; mir schien es aber weit nöthiger, gegen das Franzosenthum zu eifern. Zu seinem Zwecke ließ er einen Todten auferstehen, den Lazarus; versicherte aber zugleich, Lazarus sei nicht wirklich auferstanden, er würde nur so gesprochen haben, wenn er auferstanden wäre. Wir wollten Wunder haben, darauf war damals unser ganzer Sinn gerichtet, was Wunder, daß wir unzufrieden fortgingen und uns eigentlich freuten, daß die Bauern bei der Predigt schliefen. Eine ganz andere Erbauung wartete unser am Abend.

In dem Officier, welcher unser Detachement nach dem Rheine führte, hatte ich einen älteren Schulkame-

raden aus einer Privatschulanstalt wieder erkannt. Er war ein liebenswürdiger, gemüthlicher Mann, dem nur leider seine Wunden, die er als Cavallerist im vorigen Kriege erhalten, eben so wenig als seine bürgerliche Praxis, — er hatte ein großes Gut verwaltet — die nöthige Lebensklugheit schon beigebracht hatten, deren ein Anführer junger Leute und eine militairische Obrigkeit bedarf. Er war noch Enthusiast vom Jahre Dreizehn, er glaubte noch die Freiwilligen von damals vor sich zu haben, welche Bildung und Idee mit ihren Officieren außerhalb des Dienstes gleichstellte. Dagegen wäre nichts zu sagen gewesen, daß er mich und einige Freunde in den herrschaftlichen Park zu einer heitern Abendunterhaltung einlud. Der Zufall führte noch andere hinzu. Es war wohl mehr als Zufall, daß es gerade die Gebildetern des Detachements waren. In jeder großen Masse werden sich die geistiger Geweckten bald von selbst zusammen finden. Die Lebensklugheit fordert aber, daß sie es nicht merken lassen, keine Verbrüderungen schließen und jedes aristokratischen Auftretens sich enthalten. Bedarf der geistige Vorzug äußerer Zeichen? Daß wir diese Lebensklugheit nicht beobachteten, sollte bald nur zu üble Folgen für uns haben, obwohl wir doch in der Mehrzahl ohne Willen und Bewußtsein in unser Unglück gingen.

Unter zwei herrlichen Lindenbäumen saßen wir am Abende und sangen vaterländische Lieder, von Körner, Arndt. Der Gesang erfreute den patriotischen Gutsherrn, den Kammerherrn von B . . . . ., und er sandte uns Getränke und Erfrischungen. Unser Wohlbehagen

wuchs mit dem Austausche der Gesinnungen und den geleerten Flaschen. Da ward erzählt und wieder gesungen von den Thaten des letzten Krieges und den Thaten der Vorzeit. Da trat Einer auf und declamirte von Schiller, Goethe und Kotzebue; ich erinnere mich, auch die Glocke kam an die Reihe. Als der Mond aufging, war unsere Seele voll heiligen Vaterlandsdurstes; wir zogen unsere Hirschfänger, traten in einen Kreis, wölbten ein Dach über den leeren Raum mit unsern Klingen, und schworen mit thränenden Augen — ich weiß nicht mehr eigentlich was, aber gewiß war darunter, daß wir dem Vaterlande und der deutschen Sache und dem Könige treu bleiben und dafür unsere letzten Blutstropfen vergießen wollten. Das hatten wir freilich alle schon geschworen und gelobt, aber der Augenblick wollte doch sein Recht. Es wäre ein traurig Leben, wo man es ihm verweigerte. Wir sanken uns in die Arme, wir drückten uns Brüderküsse auf, und zur ewigen Besiegelung des herrlichen Momentes gaben wir unserm Bunde den Namen des Hermannsbundes.

Nie war ich so froh, so begeistert in mein Quartier gekehrt, nie warf ich mich so selig auf mein Strohlager. Der Rausch war auch am Morgen noch nicht verschlafen. Die Mehlsuppe als Frühstück schien uns zu nüchtern darauf. Als wir zu früh auf dem Sammelplatz ankamen, trat der Hermannsbund zuerst ins Leben, indem er in corpore — diesmal jedoch ohne Officier — ins Wirthshaus ging und sich sechs Portionen Kaffee bestellte. Aber das war schon ein böses Omen, daß die rauchenden Kaffeekannen erst aufgetragen wurden, als das Heraus

abermals zum Antreten rief. Das erwartete Detachement war angekommen, und wir mußten, ohne den Kaffee zu trinken, abmarschiren!

Burg, eine alte Stadt, unser nächstes, nicht zu entferntes Nachtquartier, steht besonders gut in meinem Tagebuche notirt, weil ich hier bei einem wohlhabenden Bäcker zum ersten Mal eine eigene Stube erhielt und man mir — Waschwasser ungefordert brachte. Wichtiger wäre für meine Kameraden gewesen, daß man uns hier das erste frische Fleisch vorsetzte. Ich machte mir nicht viel daraus.

Der Hermannsbund fand sich sogleich Nachmittags nach dem Appell wieder zusammen und suchte einen schattigen Gesellschaftsgarten auf, wo die gestrige Freundschaft und Begeisterung bei einigen Flaschen Wein aufgefrischt wurde. Aber mir wollte es nicht recht in den Sinn, daß dieselben, welche gestern beim Mondenscheine die Schwerter entblößt und für deutsche Art und Wesen geschworen hatten, jetzt mit der hübschen jungen Aufwärterin sich so lose und handgreifliche Scherze erlaubten. Ich schrieb's dem Weine zu; denn deutsch schien es mir damals nicht. Mein Officier, ein hübscher junger Mann, gefiel mir dagegen immer mehr — und, beiläufig gesagt, der jungen Aufwärterin schien er auch zu gefallen. — Sein Körper war mit Wunden bedeckt, die ihn zum Cavalleriedienst untauglich machten; dies hatte ihn aber nicht abhalten können, wieder bei der Infanterie Dienste zu nehmen. Er erzählte uns, wie der Officier der ostpreußischen Jäger — denn unser Marschcorps bestand aus drei verschiedenen Detachements, — ihn, weil er

sich zurückgesetzt geglaubt, und um anderer Kleinigkeiten willen, heut auf Pistolen, auf drei Schritt Distanz, gefordert habe. Aber unser Führer hatte geantwortet: Wenn es Sitte sei, sich mit Pistolen um die Ohren zu schlagen, finde er die Ausforderung ganz gut. Wenn man sich aber auf Pistolen schießen wolle, verrathe die Ausforderung einen sehr schlechten Schützen. Im Uebrigen sei der Krieg da, um mit seinen Kameraden um die Wette seinen Muth den Feinden gegenüber zu zeigen, nicht um sich Einer mit dem Andern zu schießen. Wenn noch Pulver übrig sei nach der Besiegung der Franzosen, stehe er ihm bereit, wo und wann und wie nahe es sei. Das gefiel mir, aber so recht deutsch kam es mir doch nicht vor.

Am folgenden Tage wieder eine getäuschte Erwartung. Mein Herz schlug vor Wonne, als ich die altersgrauen Thürme von Magdeburg vor mir sah. Die Sonne brannte auf den mir endlos dünkenden Elbflächen, über die damals noch nicht einmal eine Chaussée führte; aber die Aussicht, mit der man uns schmeichelte, einige Tage in der alten, historischen, deutschen Stadt zu liegen, belebte meine Kräfte. Wie wollte ich sehen, den Dom, die heiligen Gräber der Kaiser, wie studiren, ausruhen und ins Theater gehen. Statt dessen hieß es: noch anderthalb Meilen weiter in ein Dorf, vorher abgestäubt, die Tornister aufgepackt und im Parademarsch vor dem General Hirschfeld defilirt! Nun kam mir Magdeburg gar nicht besonders schön, alt, ehrwürdig, ja nicht einmal so außerordentlich fest vor.

Der General musterte uns auf einem Platze hinter

der Citadelle und sprach einige freundliche Worte zu den Jägern: sie sollten sich nicht, als Vertheidiger für das große Vaterland, zu kleinen Zänkereien und Streitigkeiten hinreißen lassen. Eine gute Warnung, aber es sollte ein böses Omen werden. Ernster schlichtete er den Streit der drei Officiere, welche die drei Detachements anführten. Allerdings schien unser Lieutenant, als der jüngste unter ihnen, bevorzugt, da er bisher auf dem Marsche den Oberbefehl geführt hatte. Der General hob dies Verhältniß auf und gab jedem Anführer das Recht, nach eigenem Willen zu handeln. Uns und unserem Officier konnte nichts Erwünschteres kommen. Das Zusammengespann erweckte nur gegenseitigen Neid, aber keinen Vortheil. Doch wie lachte unser Herz auf, als der General mit sehr deutlicher Anspielung hinzusetzte: er habe schon manchen Bramarbas gekannt, der sich mit Jedem habe schlagen wollen, aber vor dem Feinde wäre ihm das Herz in die Hosen gefallen.

Der Esprit de corps hatte wohl einen Sieg erfochten, aber die Musterung und das magdeburger Straßenpflaster unsere letzten Kräfte aufgezehrt. Der Stolz war mit einem Male dahin, als wir aus dem Thore hinaus waren, und die Trotzigsten kamen mit Bitten, daß man sie auf die Wagen nehme. Die Bitte mußte, da für 130 Mann nur ein Wagen da war, welcher für die Tornister bestimmt war, Allen abgeschlagen werden. Wir stürzten in eine Schenke, um uns wenigstens durch Bier zu stärken. „Da sahen wir recht klar," steht in meinem Tagebuche, „den Vortheil solcher Verbrüderungen, wie unsere, ein; denn einer unserer Vorsteher, Namens

Ritter, ein schöner, großer und recht gebildeter junger Mann, besorgte für uns Hermannsbrüder das Bier in der gedrängt vollen Schenke, ohne daß Einer von uns sich darum zu kümmern hatte." Wir sollten bald noch klarer sehen lernen. Ein ander Mal hatte derselbe hülfreiche Freund zwei große Butten saure Milch geschafft, und unter einer schattigen Rüster lagerten die Hermannsbrüder auf schönem Rasen und aßen umschichtig mit zwei zinnernen Löffeln die erfrischende Kühlung. Auch unser Anführer und der von dem zweiten Detachement, welcher sich zum Hermannsbunde hielt. Es mag ein recht anmuthig Bild gewesen sein, schwerlich aber ein tröstliches für die, welche in der Sonne liegen mußten und keine saure Milch hatten.

Im Dorfe Erxleben war unsere Station. Welch ein anderes Dorf als die wir in unsrer Mark verlassen hatten! Hier strotzte alles von Ueppigkeit. Welche Häuser, Scheunen, Rinder. Verwundert stieß ich meinen Freund, den Schlegelianer an, und sein poetisches Uhrwerk ging los:

Sagt mir nichts von gutem Boden,
Nichts vom magdeburger Land!

Da vertheilte der Officier vor der Fronte die Billette. Der Fourier überreichte ihm eines für zwölf Mann beim reichsten Bauer des Ortes. Aller Blicke sahen mit Neid darauf; sie sahen im Geist die Speckseiten im Rauchfang, die Würste, Eier, Butterfässer und Bierkrüge. Zum Ueberfluß stand der wohlgenährte Wirth, mit seinem wohlhäbigen, glänzenden Gesichte schon bereit, um seine lieben Gäste, die der Hauptmann ihm be-

zeichnen sollte, selbst in sein Haus zu führen. Vielleicht ich allein hatte keine besondere Lust. Verhungern würde ich nirgends, aber in einer Bauernstube unter zwölf Kameraden war schlechte Aussicht auf Ruhe. Der Officier musterte seine Leute: „Ein Quartier für zwölf Mann! Der Hermannsbund trete vor!“ — Ein dumpfes Schweigen, finstere Blicke ringsum. Wir zogen zu dem reichen Manne, selbst reich, und sahen sie nicht mehr.

Noch hörte ich, was der Abend und die finstere Nacht ausbrütete. Ich war weit weg. Obgleich unser Wirth ein Herr der Herrlichkeit war, und Speck, Schinken, Bohnensuppe, Butter, Brod, Eier, Bier und Buttermilch auf dem langen Tische strotzten, obgleich er mit Stolz erzählte, daß sein Haus sechs Mal abgebrannt wäre, und er wäre doch nicht arm, obgleich er seinen Sohn als freiwilligen Jäger zu Pferde bei der Garde eingekleidet hatte, blieb ich doch nicht über Nacht in diesem vortrefflichen Quartier. Mein Freund, der Schlegelianer, hatte einen Freund in Magdeburg, der gleichfalls Schlegelianer, aber außerdem Feldwebel bei der Artillerie war. Dieser hatte einen Kanonier hinausgesandt, um meinen und seinen Freund einen Tag zu sich einzuladen. Die Sache ließ sich leicht machen, da am nächst folgenden Tage Ruhetag war und der Weg von Magdeburg aus nach dem nächsten Etappenorte nur kurz. Auch ich ließ mich leicht überreden, mit nach Magdeburg zu gehen, besonders da mein Officier mir außer dem Urlaub auch bewilligte, meine Sachen inzwischen auf seinen Wagen zu legen. Leicht geschürzt betraten wir nun den Rückweg nach der Stadt, und die zwei Tage

dort waren mir eine um so willkommnere Episode, als ich in jenem zweiten Schlegelianer einen Schulkameraden erkannte und volle Muße hatte, Magdeburgs Merkwürdigkeiten zu besehen. Wir verließen die Stadt nach zwei Tagen vollkommen befriedigt.

Ein schöneres Dorf, finde ich geschrieben, hätte ich nie gesehen als das Dorf Alvensleben, welches wir am Abende des nächstfolgenden Tages, und damit den Rastort unseres Detachements, erreichten. Die untergehende Sonne beleuchtete die anmuthig in Grün und zwischen kleinen Anhöhen gelegenen Höfe, aber uns beiden allein Ankommenden begegneten seltsame Blicke, mürrische Antworten. Mit Mühe konnten wir in dem großen Dorfe uns nach unserm Quartiere durchfragen. Die Jäger waren vortrefflich bewirthet worden, man hatte ihnen einen Ball gegeben, und zum Dank dafür wurde den Alvenslebenern am Morgen vor'm Aufbruch ein stürmisches Vivat gebracht. Warum sah man uns so seltsam an?

Der Sturm brach los; nämlich am folgenden Morgen. Mein Auge schwelgte in dem duftigen Wiesengrün, in der Pracht des Maienkleides; so hatte ich es noch nicht gesehen. Blaue Berge am Horizont und in der Ferne der alte Vater Brocken. Sollte meine Seele nicht froh sein, und was hatte mein Körper zu klagen! Kein Staub, kein Sonnenbrand, und in unsern Taschen Butterbrod und Blutwurst in Fülle, welche uns unsre guten Wirthe zur Zehrung auf den Weg mitgegeben hatten. Ja überall trafen wir gute, prächtige Menschen, mit Leib und Seele deutsch, obgleich sie so lange Zeit

westphälisch gewesen waren. Das erfrischte mein Blut und erleichterte mir die sauren Wege. Es ist auch in der That ein merkwürdiger Unterschied zwischen dem Bauerngeschlecht in der Mark und jenseits der Elbe. Mager, gedrückt, unterwürfig, an die Dürftigkeit gewöhnt, und hier groß, voll, frei, gerad aufblickend. Aber jene magern, gedrückten, unterwürfigen haben doch eine zähe Lebenskraft, die von den Wettern nicht niedergeschlagen wird, so wenig als ihr Haidekraut und ihr Buchwaizen. Die strotzenden goldenen Waizenfelder wirft ein Hagelwetter um.

Eine alte Warte auf der Höhe scheidet das Preußische vom Braunschweigischen. „Von da an wird die Gegend herrlich.“ Unter der Warte lagerten wir; Einige aber oben auf der Höhe. Warum sonderten sich die andern Kameraden von uns? Der Sturm war losgebrochen; er tobte auf der Höhe. Flüche, grimmige Gesichter, geballte Fäuste; ja es wurden die Hirschfänger gezogen. Was ist das? — Man verzog grinsend die Gesichter. Wir wollten hinauf. Man ließ uns nicht hinauf. Getümmel, Flüche, Drohworte, überall Emeute. Und gegen wen? — Gegen den Hermannsbund. Man hatte taktvoll operirt; denn wir, nichts von dem Gewitter ahnend, lagen hie und da zerstreut, und die Angriffe erfolgten auf die Einzelnen, die nun verhindert waren, sich unter einander beizuspringen, ja ohne daß Einige genau wußten, was eigentlich vorgehe.

An diesem Tage, unter der Warte zwischen Alvensleben und Helmstädt, wurde der Hermannsbund vernichtet. Nicht von den Feinden des Vaterlandes, son-

dern von denen, die mit ihm streiten sollten für dasselbe. So fiel auch Hermann selbst, nicht von der Hand der Römer, sondern der seiner eigenen Landsleute, die in blinder Wuth seine vorigen Verdienste vergessen, entweder weil sein Einfluß ihre Freiheit wirklich beeinträchtigte, oder weil sie es glaubten. Wir waren darin von Hermann verschieden, daß unsere Verdienste noch in der Zukunft lagen. Unsere Thaten hinter uns bestanden in sechs Portionen Kaffee, die wir nicht ein Mal getrunken hatten, in einigen Krügen Bier und Schüsseln Milch, die wir zusammen genossen, und in dem Quartierbillet zu Erxleben, das uns den Hals brach. Was vielleicht noch in Alvensleben beim Balle vorgefallen war, und der Wuth gegen uns den letzten Stempel aufdrückte, weiß ich nicht.

Blut ist nicht geflossen, aber der Streit gedieh bis zu den äußersten Gränzen, wo Schmäh- und Schimpfreden in Thätlichkeiten übergehn. Unsere Vorsteher erhoben umsonst ihre Stimme; selbst unser Officier mußte sich das Härteste sagen lassen und hatte seine Autorität verloren, vielleicht im Bewußtsein seiner Schuld. Der Streit ward unter der Warte nicht ausgeglichen, sondern zur endlichen Ausmachung für die nächste Etappe verschoben. Hier in Helmstädt ward vom Commandanten ein Gericht bestellt, welches, so viel mir erinnerlich, unsern Officier zu kurzem Arrest verurtheilte. Ob und wie die Rädelsführer der Emeute bestraft wurden, ist mir aus dem Gedächtniß entschwunden, und ich finde auch in meinen Briefen keine Notizen darüber.

Somit war der Hermannsbund aufgelöst. Der

Commandant sprach zu uns einige vernünftige Worte, daß wir alle, als Söhne des Vaterlandes und durch unsern Schwur, vereinigt wären, für dasselbe zu leben und zu sterben, daß wir insgesammt daher schon einen großen Bund bildeten, und es bedürfe keines kleinen, um uns an unsere Pflicht zu mahnen. Wir sollten die kleine Spielerei sein lassen im Angesicht der großen Sache, und indem er den Hermannsbund hierdurch auflöse, sollten wir nicht mehr daran denken. Nichts desto weniger fehlte es nicht an Hecheleien und Schmähworten Seitens unserer roheren Genossen gegen die Einzelnen, welche so glücklich oder unglücklich gewesen, ihm anzugehören. War Einer von uns maraude, begegnete ihm ein Unfall, so wurde der „Hermannsbündler“ wieder hervorgeholt. Man recitirte beim Marsche die beliebten Frage- und Antwortspiele: „Wer hat gestern in den Schoten gelegen?“ und der Chor antwortete mit unendlichem Jubel: „ein Hermannsbündler.“ Die Neckereien gingen in den Ernst über und dauerten noch während des Feldzuges fort.

Wer mag es tadeln, daß die Gebildetern den Drang fühlten, in der roheren Masse zusammen zu halten. Aber jedes auffällige Sonderungsbestreben erweckt den Neid, wo eine gesetzliche Gleichheit stattfindet. Diese wollte und durfte ihr Recht fordern, wo die Verbindung uns sogar Vortheile gewährte, die den Andern dadurch entzogen wurden. Eine unverzeihliche Unbesonnenheit beging aber unser Anführer, weniger dadurch, daß er sich uns anschloß, als daß er die Verbrüderung in einem Dienstactus anerkannte und uns dabei schein-

bar bevorzugte. Er war unser Vorgesetzter, älter als wir und mußte aus seinen Dienstjahren wissen, was sich in der Disciplin schickt. Wir mußten, sehr unschuldig, sein Versehen büßen, ohne ihm doch um deshalb grollen zu können. Es war ein Vergehen aus überströmender Güte für uns.

Die Gegenden, durch die wir jetzt nach Westphalen marschirten, waren freilich reizend im Vergleich zu denen, die wir verlassen; aber an Regentagen hatten sie dafür auch so viel Beschwerliches, als wir noch nicht erlebt. Der fette Boden klebte an den Füßen, und ein einziger Hohlweg, durch den wir mit Sack und Pack eine Höhe erstiegen, konnte die ganze Colonne in Unordnung bringen. Saure Milch und schlechtes Bier brachten außerdem die Krankheit hervor, welche Xenophon von seinen Soldaten in der Anabasis mit so unvergleichlicher Naivetät und Anschaulichkeit schildert. Einmal mußte ich mich auf den hochbepackten Torniſterwagen legen lassen, um nur fortgebracht zu werden. Es war die eigenthümlichste Art zu fahren. Bei jedem Ruck war Gefahr, daß ich hinunter geschleudert wurde, und ich war in einem Zustande, daß ich kaum die herausstehenden Stangen fassen konnte, um mich fest zu halten. Aber auch im halbwachen Zustande lehrt die Noth das Gleichgewicht halten. Ich schlief sogar und fiel nicht herunter.

Vor Braunschweig wurde unsere Hoffnung wie vor Magdeburg getäuscht. Wie hatte ich mich gefreut auf Heinrich des Löwen Fußtapfen, wie auf das Theater, die Mumme, wie mein Freund, der Schlegelianer, auf

die Vieweg'sche Buchhandlung und die Leihbibliotheken (wir sagten: Leihbüchereien); aber auch hier wollte man uns nicht haben, ja nicht einmal ausruhen lassen. Es hieß, ein früherer Jägerzug habe Schlägereien gehabt, und ein Mann wäre von ihnen erstochen worden. Entrüstet verwünschten wir die Braunschweiger, und um sie recht zu strafen, bürsteten und putzten wir uns nicht, sondern marschirten mit unsern, von Lehm starrenden Schuhen und Kleidern, und ohne Jemand eines Blickes zu würdigen, durch die Straßen.

Die Hitze wurde immer drückender, furchtbare Gewitter entluden sich fast jeden Nachmittag; wir brachen daher in der Regel schon in der Nacht auf, um vor der Tageshitze unsere Station zu erreichen. Aber so kurz die Märsche waren, im Vergleich zu denen im Brandenburgischen, so beschwerlich wurden sie durch die Beschaffenheit des Weges. Der fette Lehmboden war tief aufgelöst, der Fuß glitt aus bei jedem Schritt und fand keinen festen Grund. Dazu das hügligte Terrain und fast immer Hohlwege. Oft mußten wir uns gegenseitig halten, Viele stürzten hin, und die kleine Armee kam in der Regel in völlig aufgelöstem Zustande ins Quartier.

Endlich ward mein sehnlicher Wunsch erfüllt, wir blieben in einer Stadt. Und in welcher Stadt! In der alten, berühmten Bischofsresidenz Hildesheim. Mein Herz schwamm in Wonne, als ich ihre vielen Thürme in der Morgensonne vor mir liegen sah und durch die gewölbten Doppelthore in ihre gethürmten Mauern zog. Den Anblick von Hildesheim nenne ich

„ehrfurchtgebietend"; ich weiß nicht, ob die Stadt noch jetzt so aussieht, und ob meine damalige Anschauungsweise heute Stich halten würde; aber der Eindruck ist mir durchs Leben geblieben, auch der von Nürnberg und Goslar hat ihn nicht zurück gedrängt. Zwischen den Häusern mit Giebeln und Thürmen, die wie Burgen ausschauten, und an denen ich mit Entzücken die Jahrhunderte zählte, führte mich mein Quartierbillet endlich in die Eckemäkerstraße, welche dem vollen Ideal einer alten Stadt entsprach; denn von beiden Seiten sprangen die Stockwerke immer weiter in die Gasse, bis die Dächer oben, sich beinahe berührend, kaum einen Weg für den Regen, für das Sonnenlicht aber nur eine Spalte offen ließen. In diesem heiligen Dunkel, in diesen ehrwürdigen Gemächern sollte ich Glücklicher Nro. 1228 beim Schuster Bissing wohnen! Treppauf, treppab, über Galerieen und durch Winkel trat ich endlich an die Thüre, wo man mir sagte: „hier ist Ihr Zimmer." Ich mußte mich zwei Kopf tief bücken, um hinein zu treten, und obgleich ich etwas in die Tiefe fiel, stieß ich doch wieder an die Decke, als ich mich aufrichten wollte. „Die Wohnung war ein Hundeloch" steht in meinem Tagebuche. Dennoch hatte diese Wohnung zwei Thüren, von denen die eine nach einem Orte führte, dessen Atmosphäre nicht die angenehmste Nachbarschaft ist, und diese beiden Thüren, ohne Schloß, gingen immer aus ihren Angeln und standen sperrweit auf. Um dies zu verhindern, setzte ich einen Schemel vor; da ich aber nur einen in meinem Zimmer hatte, so stand mir die Wahl frei, ob ich die Thür nach dem

geheimnißvollen Orte oder nach der zugigten Treppe schließen wollte. Wenn ich mich nun zugleich hinsetzte, natürlich, da ich müde war, so wurde ich dort kühl angefächelt, hier athmete ich den durchdringendsten Parfum ein. Dazu brachte man mir ein Mittagbrod, welches ich, auch wenn ich hungrig gewesen wäre, kaum hinuntergewürgt hätte. Aber die Leute waren „recht gut gesinnt". Das mag mich getröstet haben; doch nicht so sehr, daß ich nicht am Abend mein Quartier verlassen und mich im breiten Bette eines Kameraden besser gebettet hätte. So ward meine Hoffnung auf ein Quartier in einer alten Stadt und eine eigene Stube darin erfüllt.

So viel ich konnte, besah ich natürlich Hildesheims Merkwürdigkeiten, und vor allem seinen durch die Legende und die Kunst reich ausgestatteten Dom. Aber noch interessanter war, was ein Schneider, bei dem ich eine Reparatur an meiner Uniform vornehmen ließ, mir von der Entstehung Hildesheims erzählte, von dem blühenden Rosenbusch, an dem Kaiser Karl der Große seinen Rosenkranz vergessen, und der deshalb noch blühte, als Karl die ganze Gegend, in tiefen Schnee gehüllt, wieder sah, worauf er eine Kapelle darüber baute, aus der der Dom wurde, und in ihm blüht noch der Rosenstrauch! Und die in Erz getriebene Säule des Bischof Bernward, auf der die ganze Leidensgeschichte Christi eingegraben steht! Und wie herrlich, berühmt, reich die Stadt gewesen. Ich schlürfte gierig jedes Wort meines freundlichen Schneiders ein, der vielleicht eben so froh war, jemand zu finden, der seine alten Geschichten für neue

nahm. Es war eine schöne Zeit, wo man an Legenden glauben konnte. Wir zwangen uns dazu.

Wir näherten uns Westphalen. Die Physiognomie des Landes ward eine andere; in jeder Hügelkette, jedem alten Wege suchte mein Auge schon nach Römerstraßen und nach Cherusker- und Sachsenfußtapfen. Es that indeß nicht gut, diese Sehnsucht und dies Ruhen laut werden zu lassen; eben so wenig als es räthlich war, sein Entzücken über die Schönheit der Gegenden zu äußern. Ein Freund bei einem andern Detachement vergaß einige Mal, daß die Kameraden von anderem Stoff waren und nach anderem Stoff verlangten: „Das ist wieder eine Hauptgegend!" Unglückseliger Ausruf, der ihm durch seine ganze Kriegerlaufbahn einen Spottnamen zuzog: „Da kommt die Hauptgegend!" Auch ich mußte mein vieles Schreiben verbergen; man sah darin hermannsbündlerische Tendenzen! Uebrigens gab sich das bald von selbst. Wenn man in der Nacht, noch halb schlaftrunken, aufbrechen, durch morastige Wiesen und kothige, tiefe Wege marschiren mußte, hinschlagend, verirrt und, wenn man kaum des Morgens von der Sonne getrocknet war, von ihr wieder verbrannt wurde, so forderte der Schlaf vom Tage sein Recht. Dann aber galt es Putzen, Flicken, das Riemzeug blank poliren, zuweilen Exerciren, auch Wache stehen, außerdem aber — essen. Meine Wirthe verwunderten sich, wie wenig ich verzehrte; dabei könne der Soldat keine Kräfte gewinnen. Noch war es der moralische Impuls, das Jugendfeuer, was mir Kräfte gab.

Die Leine war passirt, wir näherten uns der Weser;

ich mit Ehrfurcht, die heiligen Gegenden des Teutoburger Waldes, des Schlachtfeldes Idistaviſus zu betreten. Wir Alle lagen plötzlich auf einer Höhe, hingeſtreckt am Boden, nicht um einen Römerfußtritt, aber möglicherweiſe um einen Ort, wo auch die Römer vor uns ſo mögen gelegen haben. Eine kleine Quelle rieſelte ſeitwärts aus einem höheren Thongeſchiefer und über die Straße weg. Es war wieder ein heißer Tag, und die Quelle ward beinahe ausgetrunken, als das Horn heftig ſchmetterte und der Feldwebel uns zum Antreten in Reih' und Glied rief. Alles ſprang auf, die Höhe hinunter. Wir ſahen die Thürme, die geſprengten Werke der Citadelle von Hameln vor uns. Es war nicht aus Reſpect vor der Stadt, wo der Rattenfänger gehauſt, weshalb wir die militairiſchen Honneurs machen ſollten; ſondern ſie galten einem Oberofficier, deſſen Reiſekaleſche auf der Straße hielt, und er war ausgeſtiegen, um uns zu muſtern.

Es war eine edle kriegeriſche Geſtalt, die an unſern Reihen vorüberging, in einem ſchlichten Ueberrock, auf dem Kopfe die einfache Landwehrmütze, ohne Adjutanten und militairiſche Begleitung. Aber ſeine Haltung, das würdevolle, männlich ſchöne Geſicht, ſeine ſtrengen, aber doch freundlichen Augen, übten eine unwillkührliche Autorität auf uns, auch wenn wir ſeinen hiſtoriſchen Namen nicht erfahren hätten. Der General hielt eine kleine Anrede, in den kurzen Sätzen und ſchlagenden Worten, wie ſie auf den Soldaten am beſten wirken; aber die gebildete Sprache, der feine Ton, wirkten auf Einige noch mehr. Natürlich war die Rede eine An-

feurung zur Ausdauer, zum Muthe; er rief uns ins Gedächtniß, welche Ehre es jetzt sei, ein Preuße zu sein, wo unser Vaterland, noch durch die außerordentlichsten Opfer eines außerordentlichen Krieges erschöpft, auf's Neue sein Bestes, sein Alles zu dem großen Zwecke hingebe. Ein donnerndes Lebehoch! scholl dem General von jedem Detachement nach. „Lebt wohl, Colberger!" rief er uns nach, als er wieder in den Wagen stieg.

Es war der General Borstell. Eine der unangenehmsten Episoden des ruhmwürdigen Krieges entfernte ihn vom Kampfplatz, um in Berlin dem Gerichte über ein Verfahren entgegen zu gehen, das heut, wo die Leidenschaften nicht allein abgekühlt, sondern verschwunden sind, keiner Rechtfertigung mehr bedarf.

Schon Morgens um acht waren wir in Hameln; aber der Tag war zum Schlafen bestimmt, indem wir in der Nacht den weiten Marsch nach Lemgo antreten sollten. Wir mußten am Tage übrigens noch den Schlaf der vorigen Nacht nachholen, eine kaum zu lösende Aufgabe. Ohne etwas von der Stadt gesehn zu haben, traten wir um neun Uhr an. Es war ein drückend schwüler Abend. Während wir noch versammelt standen — unsere Tornister lagen schon auf dem Wagen, und leider diesmal auch unsere Mäntel; in Betracht des schwierigen Nachtmarsches hatte man es erlaubt — brach ein furchtbares Gewitter los. Der Commandeur ließ uns auseinander gehn, um in den Häusern abzuwarten, bis die erste Fluth sich ergossen hätte. „Es war die merkwürdigste Nacht meines Lebens", steht in meinem Tagebuche; und kaum erinnere ich mich heut einer ähn-

lichen. Ich mit mehreren Kameraden fanden ein nothdürftiges Unterkommen im Flure eines Kaufmanns. Man brachte uns eine Lampe und einige Schemel. Sonst schloß man sich von uns ab. Der Zugwind durch die Thürritzen drohte die Lampe jeden Augenblick zu verlöschen, aber die Blitze leuchteten fast ununterbrochen, das Wetter schlug gegen Thüren und Fenster, als spotte es ihrer Ohnmacht, und der Donner schien auf dem Boden des Hauses seinen Sitz zu haben. Es war eine peinliche Stille unter uns Allen; auch die Ausgelassensten und Rohesten schwiegen.

Endlich, gegen zehn Uhr, rollten die Donner fort, der Regen ließ nach, wir traten wieder an und marschirten, um unsern ungeschwächten Muth, vielleicht uns am meisten, zu beweisen, unter lautschallendem Gesange durch die Stadt über die Weserbrücke. Nur die in der Ferne noch zückenden Blitze zeigen uns den berühmten Strom in gelbem Lichte. Ich hätte gewünscht in rothem. Er mußte doch noch etwas vom Römerblute gefärbt sein. — Kaum waren wir drüben, als der Regen, der nicht aufgehört hatte, wieder stärker wurde. Auch hatte er die Luft nicht abgekühlt, und ein neues Gewitter zog heran. Längs der Weser ging unser Weg, der elendeste Weg, den uns bald nur noch die zückenden Blitze zeigten. Bald sah Keiner mehr den Andern. Jeder hastete nur, um nicht in Wildniß und Nacht zurückzubleiben, sich der dunkeln Masse, die vor ihm sich bewegte, anzuschließen. Es ging durch Dick und Dünn. Hier stieß Einer auf eine Höhe und fiel, dort andere in die Gräben; sie sahen wie Fußsteige aus. Hier glaubten

wir eine Brücke zu finden, und wateten und wateten durch angeschwollene Bäche. Dann und wann gossen freilich die Blitze ein schauerliches Licht über die Gegend und unsere Verwirrung aus; aber die darauf folgende Dunkelheit verwirrte uns nur noch mehr. Der Regen floß in Strömen, Niemand hatte mehr einen trockenen Faden am Leibe und der Schlamm ward immer tiefer. Mehreren blieben die Schuhe stecken. Jetzt erhob sich der allgemeine Unwille in dumpfem Gemurre, in wilden Flüchen. Man verwünschte den Einfall, des Nachts zu marschiren. Keiner kannte seinen Nebenmann, keiner wußte, von wem er einen Kolbenstoß bekam, oder wen er durch unwillkührliche Wendung in den Koth stieß. Ein alter Soldat, der zehn Jahr gedient hatte, versicherte doch, keine solche Nacht erlebt zu haben.

Ich hielt mich, mit aller Nervenanstrengung, so gut es ging, beim großen Haufen; aber eine Stunde schleppte ich mich fort, ohne den Trost zu haben, irgend Jemand um mich her zu erkennen. Endlich verrieth ein Ausruf mir die Stimme eines Freundes, es war der Schlegelianer. An der Seite eines Freundes und Geistesverwandten marschirt sich auch in solchem Trübsal leichter. Ob wir aber von Novalis und Tieck sprachen, während wir bis an die Knie im Schlamm wateten, kann ich nicht mehr angeben.

Ein Häuflein Mißvergnügter hatte sich gesammelt. Man sah in der Ferne ein Licht. Das Complott war fertig, wir verbanden uns, keinen Schritt weiter zu gehen, sondern in dem nächsten Dorfe einzukehren. Es war ein sehr natürliches, und kaum ein strafbares

Complott, denn von einem Marsch und Befehlen war nicht mehr die Rede. Zufällig fand sich aber auch unser Officier dazu und approbirte unsern Entschluß. Wir stürmten in das Dorf und in das Haus, von woher das Licht kam; es war das Wirthshaus, aber im selben Augenblicke war es von den aus der Dunkelheit tauchenden Gestalten vollgepfropft. Der Schlegelianer, ich und Einige suchten ein anderes Haus. Da kam gerade der Nachtrab an, welcher zufällig in Ordnung geblieben war und nichts davon wußte, daß Vortrab und Centrum bereits zersprengt und verkrochen waren. Er nahm uns in seine Mitte, und in umgekehrter Ordnung bildeten wir nun den Vortrab. Wir wollten keck unser Glück ertrotzen. Aber in meinem Tagebuche steht: „War der vorige Weg schön, so war dieser schlecht." Wie das möglich, bin ich heut nicht mehr im Stande zu erklären. Wir blieben bei jedem Schritte im fettigen Schlamme stecken. Uns zur Linken lag eine hohe Hecke, davor ein tiefer Graben. Ein Blitz verrieth uns, daß Häuser dahinter lagen, er zeigte uns zugleich, wie viel wir unser beisammen waren. Ein Sturm mußte gewagt werden. Schon das in den Graben springen war eine schwierige Aufgabe, wegen des abschüssigen, durchweichten Lehmrandes. Die meisten fielen, um nur zu dem Ziele zu gelangen, daß sie bis an die Hüften im Wasser standen. Nun wurden die Hirschfänger gezogen und wir hieben, so schwer es ging, eine Bresche in die hohe und dichte Hecke. Aber mit dem Durchbrechen der Schanze war sie noch nicht gewonnen. Der Erste rutschte, wie ihn auch die Andern stützten und hoben, zwei Mal

zurück. Endlich hatten zwei die Höhe gewonnen; die andern faßten sich, Einer an die Rockschöße des andern, und so ging es vorwärts, immer bergauf, in stockpechfinsterer Nacht, bis ich, am Rockschoß des Schlegelianers, plötzlich, statt des weichenden Lehms, gedielten Boden unter mir fühlte. Wir waren im Flur eines Hauses, aber eben so schnell verging uns der gewonnene Raum wieder, denn wir standen wie die Häringe aneinander gepöckelt. Das war ein seltsamer Anblick, als die Bauerfrau Licht angemacht hatte und das Feuer auf dem Heerde aufflackerte, die erschreckten Gesichter der kaum aus dem Bette aufgesprungenen Familie, im Hemde Alle, barfuß, und wir vom Regen triefend, mit Koth Gesicht, Haare, Kleider beschmiert; Räubern ähnlicher als Soldaten. Wir selbst staunten uns verwundert an, denn jetzt erst erkannten wir uns, oder erkannten uns nicht. Denn da war ein buntes Gemisch aus Jägern und Soldaten der verschiedenen Regimenter.

Indeß verständigte man sich bald. Alle konnten nicht im kleinen Häuschen bleiben. Der Bauer führte uns mit einer Laterne in das nächste Gehöft, und Kolbenschläge an die Thür weckten hier die armen Bewohner auf, die aber sogleich gute Miene zum bösen Spiel machten. Verirrte Soldaten sind besser als Räuber. Licht und Feuer ward angezündet, der Ofen geheizt; wir zogen uns aus, und der Bauer und seine Frau trockneten unsere Kleidungsstücke. Ohne Spuk konnte das Abentheuer an den Ufern der Weser uns unmöglich begegnet sein, und ich bin überzeugt, daß der Schlegelianer und ich an mögliche Einflüsse und Nach-

wirkungen des Rattenfängers von Hameln dachten. Nachdem wir uns mit Wasser, Brod und Butter erquickt, warfen wir uns auf eine frische Streu und ruhten, so gut es ging, bis drei Uhr Morgens. Die guten Leute wollten nichts für ihre freundliche Aufnahme annehmen. Der nächste Tagesmarsch war möglicher Weise noch verwirrter. Es regnete noch und war noch heiß. Niemand wußte, wo die andern lagen, wann sie aufbrechen würden; in der Verwirrung war vergessen worden, die Stunde des Abmarsches anzusagen. So brachen wir vom Nachtrab um einige Stunden früher als die andern auf; aber während wir in einem Wirthshause frühstückten, waren sie uns wieder voraus, und um sie einzuholen, und weil wir uns noch völlig erschöpft fühlten, mietheten wir unser Acht einen Leiterwagen bis Lemgo.

Als wir durch einen Wald kamen, stürzten plötzlich mehrere Personen, theils in bürgerlicher Kleidung, theils in weißen, rothen und blauen Uniformen auf uns zu. Nicht wie zum Angriff, sondern wie selbst in großer Unruhe. Es waren sächsische Officiere, aus Lüttich auf ihr Ehrenwort nach jenem beklagenswerthen Vorfall entlassen. Sie waren von den Jägern und Landwehrmännern eines andern Detachements — ich will den Namen nicht nennen, da er jetzt in Preußen einen sehr ehrenwerthen Klang hat — unterwegs angegriffen worden, und flüchteten zu uns, vor den Schimpfreden, den Stein- und Kothwürfen unserer wüthenden Kameraden. Es war ein trauriger Anblick, Ehrenmänner, Officiere, die nur politisch eine andere Ansicht gehabt hatten, in

dieser hülfeflehenden Stellung vor uns jungen Freiwilligen zu erblicken. Sie hätten nicht nöthig gehabt uns ihre Unschuld zu betheuern, und sich auf unsern General Borstell zu berufen, der, wie wir, ein Pommer, von derselben überzeugt, sich ihrer mit Hintansetzung von allen Rücksichten, angenommen habe. Es war eine Sache der Ehre, Hülflosen beizustehen, ein erster Akt der Selbstthätigkeit. Wir sprangen vom Wagen und nahmen sie in unsere Mitte. Die Büchsen wurden in den Arm genommen, und den —schen Jägern eine ernste Stirn gezeigt. Zum Ernste waren diese nicht aufgelegt. Sie begnügten sich mit Schimpfreden gegen die Sachsen, mehr aber noch gegen uns, als ihre Beschützer. Die Rivalität zwischen den Pommern und den —schen Jägern, die schon immer bestand, ging von nun ab in unangenehme Streitigkeiten über. Die Officiere nahmen den gerührtesten Abschied von uns, und versicherten, die Pommerschen Jäger fortan im besten Andenken behalten zu wollen. Wahrscheinlich leben noch Viele von ihnen. Ich weiß keinen Namen, bin aber im Leben vielleicht schon Manchem von ihnen begegnet, ohne daß wir uns erkannt haben.

In Lemgo ward abermals eine Erwartung getäuscht, ich aber allein trug die Schuld; denn weshalb erwartete ich, weil Herder einige Zeit hier gelebt und einige seiner Schriften hier erschienen waren, in der Stadt ein kleines Weimar oder wenigstens Dessau zu finden! Der verrückte Uhrmacher, bei dem ich wohnte, wußte von Herder auch kein Wort. In der kleinen Stube, die man uns Zweien anwies, war nicht ein Mal

ein Schemel; er meinte, ein Soldat sitze auf einem Koffer weit zweckmäßiger als auf einem Stuhle. Das mag sein, aber in einem Bette, wo kaum Einer bequem liegt, konnten zwei nicht schlafen. Uns Stroh zu geben, sagte er, wäre gegen seine Ehre und sein Gewissen.

Am folgenden Tage ward ich indeß durch die „himmlischen Gegenden" auf dem Marsch nach Paderborn belohnt. Ich sah dort zu beiden Seiten des Weges Berge über Berge, „bis in den Himmel emporragend." Für ein sechszehnjähriges Auge ist der Himmel näher. Die herrlichen Buchenhaine, die Waldströme, in die Schluchten rauschend, Mühlen treibend, Wasserfälle bildend, waren für mich etwas ganz neues. Das war der Teutoburger Wald. Daran haben vielleicht auch andere nicht gezweifelt, aber in den großen Steinstraßen, welche im Lippe-Detmoldischen die Gebirgszüge durchschneiden, sah ich unverkennbar Römerstraßen. Hätte Varus sie gehabt, er hätte vielleicht seine Legionen nicht so ganz verloren. Der erste Hinunterblick vom Gebirge hinter Detmold, vor Lippspring, auf das flache Land, war für uns Alle ein überraschender. Die achtundzwanzig Jahre haben ihn nicht verlöscht; die Thürme des noch drei Stunden entfernten Paderborn glänzten uns lockend entgegen. In Paderborn sah es freilich sehr alt, still, feierlich, katholisch aus, was mich sehr freute; mein Quartier bei einem bigotten Rademacher war aber kaum besser als das in dem auch bischöflich gewesenen Hildesheim. Nicht daß gerade mein täglich wiederkehrendes Abendbrod, Eier und Salat, mich verdroß; aber das Bette war doch zu schlecht, und obgleich

ich mich nur darauf und meinen Mantel darunter legte, konnte ich doch der hüpfenden Kleinen wegen die ganze Nacht kein Auge zuthun. Ich eilte, ehe der Tag graute, auf den Versammlungsplatz, und schlief noch dort eine Stunde auf der steinernen Schwelle einer Kirche. Aber auch das hat nichts geholfen, die stillen Wünsche meiner guten Wirthe in Erfüllung zu bringen. Es erschien keine Vision, die mich bekehrte. Der Rademacher und seine Frau hatten den Kopf geschüttelt, daß ein so blutjunger Mensch schon in den Krieg ging. Das käme, meinten sie, von der Verführung in den Schulen und vom Lutherthum. Aber sie waren doch, meiner Jugend wegen, freundlich gegen mich und bereiteten mir schon in der Nacht einen stärkenden Kaffee.

Das Städtchen Gesecke, wo wir den nächsten Rasttag hielten, nenne ich in meinen Briefen: „das deutsche Venedig, wenn Mistpfützen Kanäle wären." Aber mir kam es barbarisch vor, daß man die alten Mauern, die noch im dreißigjährigen Kriege Gesecke zu einer tüchtigen Festung gemacht, abtrug, um die Wege zu bessern. Soest mit seinen alten Mauern und Thürmen, „die wahrhaften Burgen glichen", hatte meinen ganzen Beifall, und wir erhielten, unser Vier, beim Apotheker im Schwan, das beste Quartier der Stadt; eigentlich durch eine unerlaubte List, welche ältere Kriegskameraden sich mit dem gefälligen Bürgermeister erlaubten. Allen war es aber in der Stadt wohl ergangen; ihr ward dafür beim Ausmarsch ein dreimaliges Lebehoch gebracht. Unna war wieder für uns eine herrliche Stadt. Solche verfallene Mauern,

mit Thürmchen daran klebend, hatte ich noch nicht gesehen. Und welcher Unrath, welches Gestrüpp machte sie noch malerischer!

Nun waren wir in dem schönsten Theile Westphalens; ich werde bei der Schilderung meines Quartiers, in dem Dorfe Vorhall bei Hagen, poetisch. In der Stube sitzen meine Kameraden und spielen am Tische, wo ich schreibe, Karten. Wie kann man „Hund" spielen, wo draußen „die herrliche, unbeschreibliche Gegend" lacht! Keine märkischen, keine sächsischen Dörfer sind es mehr, es sind die weit zerstreuten westphälischen Meierhöfe. In einem solchen abgehegten Sitze, nach uralter deutscher Weise, liege ich mit noch fünf Kameraden. Zweihundert Schritt entfernt liegen erst die nächsten einquartirt; die Uebrigen sind ein bis zwei Stunden weit ab; alle im Umkreise einer Quadratmeile zerstreut! Wir sind zum ersten Male auf uns selbst beschränkt, wie diese westphälischen Bauern. Kein Hornsignal dringt zu uns. Es ist ein schönes grünes Thal. Am Abhange eines Berges liegt romantisch hinter dem Gebüsche die Stadt Hagen. Nahe daran, auf dem Gipfel eines hohen, steilen, felsigten Berges, der die ganze Gegend beherrscht, eine Warte, der letzte Rest eines alten Schlosses. Dicht am Gehege unseres Hofes fängt schon der Laubwald an und steigt empor, bis unser Auge nur noch ein dunkelgraues Meer erblickt. Jenseits ist die Gegend lieblicher. Die Hügelketten erheben sich in Altanen, nur von wenigem Gebüsch bedeckt, bis auf den höchsten Höhen wieder ein dichter dunkler Wald gegen den blauen Horizont abschneidet.

Wasser sieht das Auge nicht; aber das Ohr hört es. Es sickert und rieselt aus allen Vertiefungen und Schluchten hervor, in hand- bis ellenbreiten Strömen, es wässert die duftigen Wiesen, es plaudert und schwatzt so lieblich versteckt unter dem Grase, und dort blickt es neckisch vor als ein kleiner Wasserfall.

Ich athmete Waldeinsamkeit. Die alte, freie, germanische Natur rauschte um mich, nach der ich kaum gesucht hatte; denn ein verrosteter Rittersporen in einem vermoderten Steinhaufen wäre mir damals lieber gewesen. Mein Wirth, der starke, breitschulterige, blonde Mann mit den blauen Augen und dem freundlichen Gesichte und dem biedern Händedruck, das war ein deutscher Westphale, wie er dem Varus und dem Kaiser Karl ins Antlitz geschaut haben konnte. Die Gebirgsluft machte ihn frei. Er war auch wohlhabend. So schlecht die Stube war, so trefflich war für unsre Leiber gesorgt: Pumpernickel und weiß Brod, wie unser Kuchen, fette Milch, Käse, Butter, Branntewein, alles in Ueberfluß. Das Nachtlager war duftendes Heu mit reinlichen Laken und Kopfkissen, das beste, das ich je auf einem Dorfe gehabt. Am folgenden Tage war hier Ruhetag. Nur Einer von uns Sechsen brauchte, in procura der Andern, zum Appell; wegen der Entfernung ritt er auf unsers Bauern Klepper dahin. Wir Andern gingen mit diesem — es war gerade Sonntag — in die Kirche. Es regnete stark. Ueberall, wo wir untertraten, herzliche Gesichter; man schüttelte uns die Hände, man brachte uns volle Gläser. Nach der ziemlichen Predigt konnte ich mich nicht enthalten, auf den Berg und auf

die hohe Warte zu steigen. Die Aussicht durch die Luke ins Thal war sehr schön. Ich zum ersten Male auf einer Burg, und sah zum ersten Male durch ein Fenster, wodurch so mancher Raubritter auf seine Beute mochte ausgeschaut haben! Schade nur, daß mein Freund, der Schlegelianer, nicht mit mir war. Es war aber, unbeschadet der Rittergefühle, ein wirklich reizender Anblick auf das waldige, wiesenreiche, üppige Thal, welches die Ruhr in vielfachen Windungen durchschlängelte. Ich pflückte hier die ersten Erdbeeren.

In diesen zerstreuten Gebirgs- und Walddörfern mußten die Bauern sich ihre Einquartirung selbst abholen, und sie auch wieder nach den Sammelplätzen bringen, denn ohne Boten war es für einen Fremden unmöglich, in dem Geschlinge von Berg und Thal, durch die lebendigen Hecken und über die durchwässerten Wiesen, auch nur den richtigen, geschweige denn den nächsten Weg zu finden. Unser trefflicher Wirth hatte, unsere sechs Torniſter auf dem Rücken, uns über Berg und Thal, durch Waldpfade, wo wir auch nicht die Spur eines Weges sahen, vorgestern in sein Gehöft geführt; heute leitete er uns durch die Nebel des grauenden Tages ebenso bis auf den Versammlungsplatz. Nie schieden wir Alle so gerührt, mit so kräftigem Händedruck von einem Wirthe. Auch er war Soldat gewesen. Gern zeichne ich hier seinen Namen Ludwig, zur Erinnerung für mich, auf.

Daß die Städte des Wupperthals, die schon damals wie aneinandergekettet lagen, Barmen, Schwelm, Gemarke und endlich Elberfeld, einen wunderbaren

Eindruck auf die jugendlichen Sinne hervorbringen mußten, braucht kaum gesagt zu werden. Die Sonne schien in das grüne Thal auf die rührigen Menschen, auf die Regentropfen, die auf den seltsamen, schieferbekleideten, reinlichen Häusern hingen. Dies Klappern der Mühlen, diese Emsigkeit, und dazu die erste dunkle Nachricht von einem großen Siege unserer verbündeten Heere, stimmten die Gemüther zu erhöhter Freudigkeit. Einer nannte Elberfeld gar ein deutsches Paradies! Ein bewegtes bürgerliches Leben begegnete uns hier; neben dem kaufmännischen Treiben, politische Gespräche, Hoffnungen und Befürchtungen. Besonders war meine Wirthin eine eifrige Politikerin, mit Leib und Seele Preußin. Aber zugleich eben so eifrige Protestantin; sie eine Reformirte, der Mann ein Lutheraner: „aber wir sind doch einig." — Sie haßte die Katholischen; das kam mir damals seltsam vor. Waren protestantisch und katholisch Gegensätze, wo die moralische Weltordnung nur zwei Partheien gestattete, solche, welche die Franzosen haßten, und solche, welche mit ihnen schön thaten oder sie entschuldigten? Letzteres warf sie den Katholischen in Elberfeld vor. Mir unbegreiflich. Dagegen war mir ganz begreiflich, daß die lebhafte Frau einem Katholiken wollte eine Ohrfeige gegeben haben, weil er in ihrer Gegenwart Napoleon gelobt hatte. Und dafür ein Injurienprozeß, und sie war gestraft worden! Mir wollte das auch nicht recht zu Sinn. Aber üble Nachrichten von unserer Armee waren durch die Stadt verbreitet. Es verlautete von einer dreitägigen Schlacht. An den ersten zwei Tagen wären die

Alliirten, am dritten die Franzosen geschlagen worden. Die Berg'schen Truppen wären fast ganz vernichtet und die Feldherren auf beiden Seiten gefallen. Aber das waren nur dunkle Gerüchte.

Wir veränderten in Elberfeld unsere Marschroute. Es ging nicht nach Düsseldorf, sondern links ab über Monheim nach Köln. Unschön waren seine Ufer, aber doch ergriff mich ein wunderbares Gefühl beim ersten Anblick des Vater Rhein. Ein erstes Glas vaterländischen Weines, hier gewachsen, benetzte die Lippen. Aber es schmeckte mir fast wie Claudius. Beim nächsten Nachtmarsch hörten wir aus der Gegend vor uns eine Kanonade. Verwundert blickten wir uns an. Sollten die Franzosen gesiegt haben, sollten sie mit Sturmesflügeln bis an den Rhein vorgedrungen sein! Bald kamen Reisende vorüber, die uns wunderbare Kunde zuriefen. Da hielt ein Reiter an, ein Courier, mit einem Extrablatt in der Hand. Sieg! ein großer Sieg, eine ungeheure, blutige Schlacht war geschlagen. Wellington und Blücher hatten gesiegt und lebten. Die Kanonenschüsse waren das Freudenfeuer. Freude, Jubel, Vivats und Gesang unsererseits; so marschirten wir mit neuen Kräften dem anbrechenden Tage und den Thürmen von Köln entgegen, die wie ein Wald aus dem gelbröthlichen Himmel immer höher emporragten.

Auf der Fähre, die uns über den Rhein setzte, hörten wir Näheres von der Schlacht und dem Siege, die noch keinen Namen hatten, aber alles noch mit Mährchen vermischt. Das Ufer stand gedrängt voll. Man sah uns verwundert, Viele sahen uns, unserer

Jugend, vielleicht auch unseres verwüsteten Aufzuges willen, mitleidig an. „Wozu das noch!“ hörten wir murmeln. „Sie kommen zu spät“, sagte achselzuckend ein junger Kaufmann; „es ist Alles entschieden.“

Es war aber noch viel zu thun, eine große Nachlese. Die Armee hatte ungeheure Verluste und war erschöpft. Unsre Ordre lautete deshalb, in Eilmärschen ohne Rasttage über Aachen nach Lüttich aufzubrechen. Nicht ein Mal in Köln ward uns der Allen sehr benöthigte Ruhetag gegönnt. Konnten wir die älteste, herrliche Stadt unseres Vaterlandes nicht besichtigen, so wollten wir wenigstens ihren Wein trinken und auf den Sieg der deutschen Sache anstoßen. Hell klangen die Gläser, einer Zukunft entgegen, von der wir uns die wunderlichsten Vorstellungen machten.

Der Nacht- und Morgenmarsch hatte uns so ermüdet, daß wir nicht allein nicht die heilige Stadt Köln, ja nicht ein Mal den Dom besehen konnten, sondern daß uns beim Anstoßen selbst die Augenlider zusanken, und die letzten Gläser sich unwillkührlich senkten, bevor wir sie an die Lippen gebracht. Mein schmales Bett theilte ich nachher mit einem Feld- und Schulkameraden, der, wie er versicherte, in ein gar zu abscheuliches Loch gelegt worden, während ich diesmal ein ziemlich gutes Quartier bei einem Speisewirth Rothmüller erhalten hatte. Ich finde nicht allein seinen Namen, sondern die Nummer des Hauses und den Straßennamen verzeichnet, ein Zeichen, daß es mir hier wohl erging oder gefiel; denn nur die Quartiere, wo mir sehr behaglich oder sehr unbehaglich zu Muthe

wurde, habe ich aufnotirt. Sollte also zufällig noch ein Speisewirth Rothmüller, oder ein solches Speisehaus, Kölner Hausnummer 1092, auf dem Salmenack existiren, so stelle ich dem freundlichen Leser in Köln, den es interessiren sollte, anheim, sich das Haus bei einem gelegentlichen Spaziergange anzusehen, — es wird nicht grade die Facade der cour royale oder des Hôtel Belle-Vue haben — rathe ihm indeß, nicht von den großen weißen Bohnen zu fordern, davon mir eine ganze Schüssel vorgesetzt wurde. Es ist eine neun und zwanzigjährige Erinnerung, aber ich weiß sehr deutlich, daß der Wirth zu seinem Erstaunen, als er sie fortnahm, nur am äußersten Rande eine Lücke bemerkte. Es sei doch ein Lieblings- und Nationalgericht! Ich versicherte erröthend, die Bohnen wären vortrefflich, aber ich nur zu erschöpft, um ihren Werth zu würdigen.

Gern hätte ich dem Kameraden noch die Hälfte meiner Hälfte des schmalen Bettes abgelassen, und auf der Seite die ganze Nacht gelegen, wenn ich mir dafür nur eine Stunde Schlaf mehr erkaufen können. Denn schon nach drei Stunden mußten wir aufbrechen, um uns gegen 1 Uhr in der Nacht zum Abmarsch zu stellen. So bedurfte man unser im Felde! — Hunger, Durst, die Strapazen der Märsche, das hätten wir alles ertragen gelernt, und ertragen; nur nach mehr Schlaf sehnte sich der Leib. Ein sechszehnjähriger Leib, das bedenke man wohl. Wenn ich die Tagesmärsche, welche wir auf dem Hinmarsch zurückgelegt, jetzt auf der Karte verfolge, auch die spätern in Frankreich selbst, und sie mit den ordnungsmäßigen Militäretappen vergleiche, so

darf ich mich verwundern, wie so junge, ungeübte Soldaten sie aushielten. Dazu die wenigen Ruhetage, und oft, wenn wir todtmüde ankamen, noch die Verpflichtung, Nachtwachen zu beziehen. Rechnete man noch immer auf den moralischen Impuls, der Alles ausgleichen müsse, oder hielt man uns für durchaus nothwendig, um den Krieg zu Ende zu bringen?

Man lernt Schlafen und Wachen in der großen Schule des Lebens, wie so vieles andere, was im Alltagsleben für unmöglich gilt. Alexander schlief ruhig, ich glaube vor der Schlacht von Gaugamela, und Egmont und viel hundert andere, minder berühmte Männer eben so sanft und fest vor ihrer Hinrichtung. Auch viele meiner Kameraden, freilich die schon viel Leben hinter sich hatten, aber der Meinung waren, es müsse genossen werden, so lange es frisch ist, konnten die Nächte nach beschwerlichen Tagesmärschen wachen und noch mehr, und beim Marsch am nächsten Morgen waren sie so wohlgemuth und theilten ihre Erfahrungen und Abentheuer der Nacht in einer Sprache mit, die uns Novizen erröthen machte. —

Verdrossen und schlaftrunken traten wir an auf dem Sammelplatz, und noch lag es schwer auf meinen Augen, als wir durch die öden hohen Straßen und die alten Thore marschirten. Die Mauern und Thürme schienen mir riesenhaft groß und als wollten sie kein Ende nehmen. Die Phantasie oder Gespensterträume haben mit gesehen, denn nach Frankreich nahm ich die Vorstellung mit, daß es sammt und sonders Römerwerke wären. Der erste Tagmarsch war bis Düren

angesetzt, fünf gute Meilen; aber durch Mißverständnisse und schlechte Boten wurden auf einem Umwege sieben Meilen gemacht, und auf der letzten waren unsre Kräfte so erschöpft, daß unser fünf sich einen Bauerwagen miethen mußten. Man strich uns vom Rheine ab die Rasttage, dafür wurden uns noch Wagen für unsere Tornister zugestanden. Das war zwar Erholung für Rücken und Brust, aber keine Entschädigung für den entbehrten Schlaf. Wir kamen daher bittweise ein, uns wenigstens in den Nächten ausschlafen zu lassen, und die Bitte wurde in so weit gewährt, daß wir von nun ab nicht vor drei des Morgens aufbrechen sollten.

Wer heute in zwei Stunden von Köln nach Aachen fliegt, klagt über die Monotonie des langweiligen Weges. Dem Jägerdetachement, welches in Staub, Sonnenbrand und Regen drittehalb Tage auf diesem Wege marschiren mußte, kam er gewiß nicht weniger langweilig vor; und man nehme hinzu, daß wir hinter uns einen Marsch von nahe an achtzig Meilen hatten, abgetrieben und abgerissen waren, an Kleidern und Schuhen und vielfachen kleinen Verlusten, welche sich nur mit Zeitaufwand und in größeren Städten ersetzen lassen. Ich zählte meine Verluste im Briefe nach Hause auf, und finde darunter viele blanke Knöpfe, mein Taschenmesser, ein schon schmerzlicherer Verlust und, der allerempfindlichste für einen Kurzsichtigen — meine Brille! Ich seufzte nach einer Stadt, die Mehrzahl meiner Kameraden nach dem Kriege. Nicht gerade wegen des Krieges selbst, sondern weil man im Kriege

mehr Erholung hat, als auf solchem Marsche. Unsere Veteranen bestätigten das. Ein solches Hundeleben hätten sie 1813 und 1814 nicht geführt. Es gab wohl auch Strapazen, manchmal ärger, aber sie kamen nur als Intermezzo's, und man wußte doch, wofür es war. Es gab immer Unterhaltung, Abwechselung; Furcht und Hoffnung würzten die Anstrengung und die Seele war in einem beständigen Rausche.

Wie es bei Magdeburg und Köln der Fall war, marschirten wir auch nur durch Aachen. Wirklich, auf unsere historische Bildung hatte man bei Entwerfung, oder Ausführung unserer Marschroute wenig Rücksicht genommen. Es ging gerade durch Aachen nach Lüttich zu. Fortwährender Regenhimmel und Regengüsse. Die gepflasterten Chausséen thaten unsern Füßen sehr weh; die Nachrichten von den Verlusten unserer Armee, die an und für sich groß, durch das Gerücht und von Munde zu Munde gehend, noch größer wurden, trugen nicht dazu bei, uns heiterer zu stimmen, als der Himmel war. Namentlich sollte unser Regiment Colberg die Hälfte seiner Leute verloren haben; darunter auch viele freiwillige Jäger, welche, glücklicher als wir, früher auf dem Kampfplatz angelangt waren, und, ehe sie noch das Spiel des Krieges erlernt, dessen fürchterlichsten Ernst erfahren hatten.

In jeder Viertelstunde begegneten uns Züge langsam fahrender Wagen mit Verwundeten, die in die Lazarethe von Aachen, Köln und Düsseldorf geschafft wurden. Die Feldlazarethe und die in den nächstgelegenen belgischen Städten waren sämmtlich überfüllt.

Eine traurige, beschwerliche Reise, und wie weit, um Pflege und Heilung zu suchen! Ich erinnere mich nicht, daß uns der Anblick anders ergriffen hätte als mit dem Mitleidsgefühl, welches jeder gut Gesinnte Leidenden zollt, und zumal Leidenden, die als Opfer für die gemeinsame Sache gefallen sind. Wunden und Tod schienen unsern jugendlichen Gemüthern als zur Sache gehörig, und darum nicht so absonderlich und schreckhaft; lange Kreuz- und Quermärsche ohne Noth, Putzen und Paradiren aus Eigensinn, schlechte Quartiere, unnützes Frühaufbrechen und zu wenig Schlaf, diese Verdrießlichkeiten des Lebens fanden uns weit empfänglicher und aufgeregter als die eigentlichen Krisen und Katastrophen. In die Schrecken der Lazarethe hatten wir freilich noch nicht geblickt, den Pesthauch kaum geathmet, wenn die Thüren geöffnet worden, um in die Krankensäle frische Luft zu lassen, und die verderbte, von Leichenschweiß und den letzten Seufzern Sterbender geschwängerte, dringt heiß wie Höllenbrodem, wie der Athem verpesteter Sümpfe heraus. Wenige von uns hatten auf die Reihen von Marterbetten gesehen, die dort aneinander gereiht stehen, Marterbetten vielleicht um der Qualen willen, die jeder selbst an sich erduldet, mehr aber, wenn er den eigenen Schmerz überwunden, an den blassen, verzerrten Gesichtern, an den Todesseufzern seiner Nachbarn, wenn in jeder Stunde ein eben Gestorbener, an den vier Zipfeln des Leichentuches gefaßt, hinausgetragen wird, und auf das noch von seinem Todesschweiß gefeuchtete Bett wartet schon ein anderer, der bis da auf Stroh, vielleicht auf der harten

Diele hat liegen müssen! Es giebt etwas noch Entsetzlicheres für den Verwundeten, die Eiskälte, die Gleichgültigkeit der Aerzte und Chirurgen. Von den Krankenwärtern, wer erwartet es anders; entweder Verworfenheit, Elend, Armuth zwang sie zu dem Dienst, den jeder flieht, der ihn nicht aus Tugend sucht, oder er wird von Gefangenen mit Schauder und Widerwillen versehen! Aber von Männern der Wissenschaft, Männern, denen ihre Studien Humanität eingeflößt haben müssen, erwartet der Kranke Theilnahme, sorgsame Erkundigung, treue Pflege. Daß auch das jugendliche Träume bleiben müssen, wenigstens nach einer Schlacht von Waterloo und Bellealliance! Nicht alle Wundärzte in einem blutigen Kriege können Männer sein, welche durch langjährige Studien Humanität gelernt haben; man ist zufrieden, wenn man Arme genug findet, um zu schneiden und zu verbinden. Und die wissenschaftlichen Wundärzte, denen die Verwundeten zugezählt, vielleicht sogar zugemessen worden, nach Karren, Wagen oder Kahnladungen, haben nicht Zeit zu verweilen bei dem Einzelnen. Es ist ihre Pflicht sogar, eine entsetzliche Pflicht, schnell fortzueilen von dem einen zum andern; denn hielten sie sich zu lange bei dem ersten auf, so stirbt indessen vielleicht der zehnte oder der hunderte! Nicht ein Fall, eine Verwundung, die sie besonders interessirt, nicht ein Kranker, dessen Gesicht und Wesen ihr Mitleid in Anspruch nimmt, darf die Pflichtgetreuen besonders fesseln; vor ihren Messern sind Alle gleich. Und doch nicht ganz gleich. Der General geht dem Gemeinen vor, die Rangordnung gilt bis zum Tode.

Auf den Wagen mit blassen Gesichtern lag auch vielleicht einer meiner nähern Bekannten. Er ist seitdem ein namhafter, ausgezeichneter Gelehrter geworden und Professor an einer Universität. Damals war er ein Gymnasiast wie ich, wegen seines Fleißes nicht allzu berühmt, aber wegen seiner Neigung und Anlagen für die Mathematik der Mathematikus genannt. Wir sämmtlich, in unserer Classe, nicht von denselben Anlagen und noch weniger Eifer für die arithmetischen und mathematischen Studien erfüllt, ließen ihn für uns lernen, Fortschritte machen und — antworten. Der Lehrer, selbst ein ausgezeichneter Mathematiker, war auch ganz damit zufrieden gewesen, und ein stiller Pact hatte obgewaltet, daß wir uns gegenseitig nicht genirten. Dem Lehrer war seine Wissenschaft zu lieb und zu heilig, als daß er sie uns, die wir unwürdig uns gegen sie sträubten, hätte aufdrängen sollen. Meine Mathematik ist viel zu gut für die Jungen! pflegte er zu seinen Vertrauten zu sagen. Uns überließ er unsern Gedanken und Spielereien und für sich und seinen Lieblingsschüler war die mathematische Stunde ein Privatissimum, in welchem Beide wetteiferten die Wissenschaft weiter zu fördern. Seltsam! wie unser Freund uns in der Mathematik vertrat, sollte er uns auch in der offenen Feldschlacht vertreten. Ich weiß nicht mehr, durch welche günstige Umstände er um ein Paar Wochen uns voraus zur Armee gekommen war; genug, kaum nach den ersten Exercitien machte er die Schlacht mit. Im Tirailliren auf einer kleinen Anhöhe stehend, wird er in dem Augenblicke, wo er die Büchse wieder ladet,

von einem französischen Tirailleur unten an der Hecke so getroffen, daß die Kugel ihm unter dem Kinn eindringt, einige Zähne fortnimmt und zur Backe wieder hinausgeht. Während er umsinkt, rächt ihn sein Partner. So möchte ich nämlich den zugetheilten Bundesbruder beim Tirailliren nennen, der mit mir hinter demselben Gebüsch, demselben Stamm oder Graben versteckt, sein Gewehr nicht eher abschießen soll, bis ich meines wieder lud. Beide sind eine Person im Gefecht, beide umschichtig Schild und Waffe, beide sollen wenigstens immer eine geladene Büchse haben. Daß das Soll nicht immer das Ist ist, ist eine Sache für sich. Unseres Freundes Partner war auch unser Freund; er streckte durch einen glücklichen Schuß den französischen Tirailleur, der vergebens in die Hecke zurücksprang, todt nieder. Dieser Rächer ist auch ein bekannter Mann geworden. Nach dem Feldzug ward er Demagog, dann Philhellene, er versuchte in Attika die Akropolis zu stürmen; später Hauslehrer bei Niebuhr in Rom, dann deutscher Lehrer in London, ist er jetzt Professor an einer Universität in Nordamerika, Herausgeber des Amerikanischen Conversationslexicons und ein sehr geachteter Mann. Ich habe keinen Grund zu verschweigen, daß es Dr. Franz Liber ist in New-Boston. Und wenn ich weiter nachdenke, habe ich auch keinen Grund, den Namen unseres freundlichen Lehrers in der Mathematik zu verschweigen, es war Dr. Nordmann, von dem ich nicht weiß, ob er noch am Leben ist, und ebensowenig den Namen seines Lieblingsschülers, jetzt des Mineralogen Neumann in Königsberg, ein alter noch

befreundeter Schulkamerad, von dem mich nun über zwanzig Jahre getrennt haben, dessen Sein und Wesen eben so eigenthümlich und dessen Jugendgeschichte sogar der Art romantisch zu nennen ist, daß er seinen Freunden einen Liebesdienst erzeigte, wenn er sie niederzuschreiben sich entschlösse.

Der Mathematikus ward vom Schlachtfelde von Fleurus fortgetragen und lag bald auf einem jener offenen Wagen, welche mit Schwerverwundeten wie er überfüllt, ungeschützt vor Sonnenbrand und Regengüssen, ihren langsamen Weg nach dem Rheine antraten. Wo man sich seiner annahm, mußte man ihm durch Federposen die Flüssigkeit einflößen, um seinem sonst gesunden Körper Nahrung zu geben. Ich weiß nicht wo es war, daß ein Chirurg die Revue über einige Hundert Verwundeter abhielt; er war darunter. Der Wundarzt öffnete ihm leicht mit dem Finger den Mund, und mit einem lauten, kalten: „Incurable!" ließ er ihn wieder fallen und wandte ihm den Rücken, um zum nächsten überzugehen. Unser Freund sah schon im Geist die Grube gegraben, in die er, mit wie vielen andern! geworfen werden sollte. Und er fühlte sich doch noch so frisch, so viele Lebenslust in sich. Er knirschte die Zähne zusammen, er hätte können den kaltherzigen Wundarzt in seine Arme packen, er hätte ihn gern in die Grube mit sich hinabgerissen. Zum Glück gilt der Ausspruch eines Wundarztes in der Preußischen Armee nicht für so unfehlbar wie das Verdict einer Jury in Frankreich und das Wort des Papstes in Rom. Es war damals auch Untergebenen erlaubt, an den Aus-

sprüchen ihrer Obern zu zweifeln, wo es die Rettung eines Menschenlebens galt. Der „Incurable" ward auf seine, oder auf die Fürbitte Anderer noch nicht in die Grube geworfen, sondern, ich glaube, in einen Kahn gepackt und nach Düsseldorf geschickt, wo er unter der sorgfältigen Pflege edler Menschen und minder beschäftigter Aerzte in Zeit von einigen Wochen vollkommen wieder hergestellt wurde. Er versicherte uns oft nachher, das Wort: „Incurable!" von den Lippen des Chirurgs dröhne ihm noch, Nachts und Tages, in den Ohren, und dabei bemeistre sich seiner eine Wuth, die ihn, den sehr ruhigen Mann, wie es sich bei einem Mathematiker von selbst versteht, zittern mache.

Seltsame Gegensätze! Mit den letzten Wagen, die voll Verwundeter aus Lüttich uns entgegen kamen, strömte eine Masse von Gesindel, eigentlich Gassenbuben, uns in der Stadt entgegen, um — bei den Soldaten zu betteln! Aber in welcher Art! Sie schossen, was man „Kobolds" nannte, Purzelbäume; mitten im Koth der Chaussee wälzten sie sich, mit Armen und Beinen Rad schlagend, oft mehrere Minuten vor uns her und streckten dann ihre schmutzigen Hände nach einigen Sousstücken aus. Ich glaube nicht, daß ihr Lohn die Arbeit lohnte.

Lüttich, ich sah es seitdem nicht wieder, hat einen ernsten Eindruck auf mich zurückgelassen; seine engen, hohen, gewerbreichen Straßen wurden noch düsterer durch das Regenwetter und trugen für mich den ehrwürdigen Charakter einer Reichsstadt; nur schade, daß die Leute nicht mehr Deutsch sprachen, und auch keine

Lust zu haben schienen, es zu lernen. Weil ein neuer Transport von 2000 Verwundeten erwartet wurde, erhielten wir weder hier Quartier, noch den verheißenen Ruhetag, mußten vielmehr über die Maas in ein erstes wallonisches Dorf, bei dem berühmten Seraing, deutsch Serning.

Das war eine neue Welt für mich. Andere Sprache, Gebräuche, Lebensart, Wohnung, Nahrung. Ich entsinne mich wenig mehr davon, als daß mein bischen Französisch mit ihrem bischen Französisch in seltsame Collisionen gerieth. „Wir sprechen nicht französisch, wir sprechen nur wallonisch", wiederholte oft genug meine Wirthin, aber zur Belohnung dafür, daß ich mir doch Mühe gab, mich mit ihr in Freundlichkeit zu verständigen, was nicht alle meine Kameraden thun mochten, setzte sie mir, als ich von meinem Strohlager erwachte, eine Schüssel schöner Kirschen hin, eine Erquickung, die mir bis heute lebhaft im Gedächtniß blieb. Dafür aber bestand meine ganze Abendmahlzeit in einer Schüssel Salat, über die etwas aufgelöster Speck gegossen war, was nicht viel ist für den Hunger, wenn man erwägt, daß ich kein Mittagsbrod gegessen hatte, weil die Wirthin mir erklärte, das sei nicht Sitte, wenn man erst um 3 Uhr ins Quartier komme. Auch die herkömmlichen Eier, die ich mir zu den grünen Blättern erbat, verweigerte sie, denn das sei auch nicht Sitte. Ich muß gestehen, daß mir die wallonische Sitte nicht gefiel.

Desto mehr gefielen mir die Ufer der Maas. Sie sind gewiß von großer Schönheit an vielen Punkten, mir aber, der ich dergleichen noch nicht gesehen, er-

schienen sie entzückend. Obgleich wir auf dem nächsten, glücklicherweise nur kurzen Marsche bis Huy die Tornister tragen mußten, weil alle Wagen für die Verwundeten gebraucht wurden, und dazu noch 40 Patronen, der noch umherstreifenden Franzosen wegen, erquickte sich doch mein Geist und Leib an dem Anblick. Von Huy bis Namur ertrotzten wir uns einen Kahn, und das schönste Wetter begünstigte die schöne Wasserfahrt. In meinem Briefe schwelge ich in Schilderung der grauen Felsenufer, mit üppigem Grün bekleidet, der Burgen und modernen Schlösser, die auf den Höhen kleben und zwischen den Felsen, in den Schluchten malerisch angenestelt sind, der lachenden Wiesen, die sich bei jeder Felsöffnung präsentiren. Ich bin verdrossen, daß dieser halb französische Fluß, die Maas, so viel schöner mir vorkommt, als der alte deutsche Rhein bei Köln. Auch einen so prachtvollen gothischen Dom als den von Huy, hatte ich mir außer Deutschland nicht als möglich gedacht. Aber in wahre Begeisterung breche ich beim Anblick von Namur aus, das im vollsten Sonnenlichte mit seiner hohen Burg uns entgegen strahlte, und mein einziger Trost dafür, daß es in der französisch sprechenden Fremde so schön sei, ist mir der, daß die Franzosen bei ihrem letzten Vordringen in Belgien die Burg von Namur nicht inne hatten.

Es war allerdings eine schöne Wasserfahrt, und noch heute steht sie mir lebhaft vor dem Sinne. Aber gegen zwei hundert Jäger in einen Kahn gesperrt, ohne Küche, Keller und Speisekammer, und ohne einen Bissen Brod im Brodsack, und vom Morgen bis gegen Abend

ohne anzuhalten, der brennenden Junisonne ausgesetzt, das ist gerade kein Vergnügen, welches sich mit einer Rheinfahrt auf dem Dampfboot vergleichen läßt. Aus Hunger tranken wir das Maaswasser, und ich glaube, zuletzt hätte ich alle grauen Felsen hingegeben für ein Stück Weißbrod. Mit Dankbarkeit erinnere ich mich dafür meines recht guten Quartiers bei dem Ackerbürger Macedoine in Namur, wo es Bier, Weißbrod, Eier und Käse zum beliebigen Gebrauche gab und Betten, die der Belgischen Reinlichkeit Ehre machten.

Wo unser Regiment stand, wußten wir nicht, es wußte es Niemand. Noch herrschte überall die Nachdröhnung der ungeheuern Schlacht, welche der Politik wohl eine bestimmte Richtung gab, aber in allen administrativen Dingen die äußerste Verwirrung zurückgelassen hatte. Wie Japhet seinen Vater, wurden wir hinausgeschickt unser Regiment uns zu suchen. Aber noch waren die Wege unsicher, oder es hieß, daß sie es wären von den versprengten, umherstreifenden Franzosen. Um deshalb mußten wir in Namur uns wieder mit andern Jägerdetachements vereinigen, was gewiß hinreichende Sicherheit verschaffte, aber auch sehr viel Unbequemlichkeit. Jeder von uns, und unsere Führer nicht minder, hätten gern die Sicherheit fahren lassen, um lieber auf Gefahr eines kleinen ersten Abenteuers auf eigene Hand zu marschieren.

Es war ein drückend heißer Juniustag, als wir erst Morgens um 7 Uhr Namur verließen, um nach Charleroi zu marschieren; der denkwürdigste Marschtag im ganzen Feldzuge für mich, ob auch gleich von Be-

gebenheiten nichts sonderliches vorfiel. Es war mein Geburtstag, und ich wurde siebzehn Jahr alt auf — dem Schlachtfelde von Bellealliance! Ja, auf diesen Feldern, auf diesen Straßen zwischen Namur, Wavre, Sombref, Gemappes und Charleroi war die große Schlacht geschlagen worden, die Europa's Schicksal noch ein Mal entschied, und auch unseres: wir waren um etwa zehn Tage zu spät gekommen. Vor zehn Tagen waren dort Blücher und die Preußen, von Napoleon überfallen, nach tapferer Vertheidigung, Schritt für Schritt weichend, geworfen worden; dort hatte der Herzog von Braunschweig seine Heldenseele ausgehaucht, dort Wellington mit seinen Engländern und Schotten die französische Cavallerieattaque ausgehalten; von dorther waren Blücher und Bülow wieder gekommen am Entscheidungsabende, und die wilde Flucht und Verfolgung war über diese Felder getost. — Ja, wer das alles gewußt hätte! Die Lüfte erzählten es nicht wieder. Die Sieger und die Besiegten waren fort, auch die Landbewohner, die davon Zeugen gewesen. Es war ein großes Stück Geschichte geschehen, aber uns dröhnte es nur als Gerücht in die Ohren. Die Namen Quatrebras, Fleurus, Waterloo und Bellealliance, sie existirten wohl, aber noch in ihrem tiefen Dunkel. Ueberall fehlte die ordnende Hand, welche die Fäden des Geschehenen erst zur Geschichte wob, und wir gingen fast stumpfsinnig, wo nicht gleichgültig über Gegenden, wo jeder Fußtritt classisch war. Hätte es schon eine Geschichte gegeben, mit wie andern Augen würden wir Städte, Dörfer und Flecken angesehen haben.

Und doch, war das nicht ein entsetzliches Bild — und ich sah nie ein ähnliches — so weit unser Auge reichte niedergetretene Kornfelder! Wie auf den Boden gestampft die goldenen Aehren, die Büsche durchschossen, zerrissen, die Weidenbäume an den Gräben niedergebeugt. Hier am Rande das Erdreich aufgewühlt, dort wie geglättet; nichts in seiner vorigen Ordnung. Hier hatten tausend Mal tausend Hufe den Acker zerrissen und die Regenströme nachher die Verwüstung nicht wieder verwischt. In diesem Graben, hinter diesem Walle hatten Leichen gelegen; es stand nicht an einer Tafel geschrieben, aber der Instinct sagte es. So dunkel war der Boden von dem eingesogenen, vertrockneten Blute. Hier hatten Flüchtige sich am gebrochenen Baumast über den breiteren Graben geschwungen, aber die weite Ebene drüben verrieth, daß sie den verfolgenden Reitern doch erlegen waren. Links und rechts vom Wege frisch aufgeworfene, breite Erdhügel. Wie viel Hunderte, Freunde und Feinde mochten darunter schlummern! Hie und da standen noch auf den niedergetretenen Feldern einzelne Aehrenbüschel, aber geknickt. Ihr herabhängender Fruchtbüschel hatte Blut getrunken.

Die menschlichen Leichname waren schon fortgeschafft und der Mutter Erde übergeben. Nur eine dürre Hand fanden wir am Wege. Die brennende Sonne hatte die Fleischtheile vertrocknet. Wem mochte sie gehört haben? Einem Freunde, einem Feinde? Unfern davon, wo ihr Eigenthümer sie dem Staube und den Würmern hinterlassen, ruht jetzt *ein Bein* unter einem Marmordenkmal, und alljährlich am Schlachttag von

Waterloo kommt der ehemalige Besitzer dieses Beines dahin mit seiner Familie, aus England oder gar aus Irland, um in ernster Feier des heißen Tages zu gedenken, als er das theure Glied verlor. Von Lord Pagels (Marquis Angleseas) Beine wußten wir damals nichts. Aber Pferde, in der Sonne geröstete, von den Krähen umschwärmte, hier grisliche rothbraune Fleischmassen, von Fliegen und Insecten bedeckt, dort schon abgezehrte Gerippe lagen noch viele weit umher zerstreut. Noch hatten die Kräfte nicht gereicht, diese Spuren der Vertilgungsschlacht verschwinden zu machen, und der Geruch war abscheulich.

Denke man sich eine glühende Julisonne, die auf einer weiten Ebene drei Tage schon hinter einander schien, die tausende verwesender Pferde über der Erde, und unter ihr in leichten Gruben noch mehr Tausende von Leichen, und das so fort Meilen weit, und kein kühlender Luftzug, aber Staub so weit die Chaussee reichte, von den Marschierenden, den Rossen und Wagenrädern aufgewühlt! Es war eine pestilenzialische Luft, und unsere Zunge klebte an dem Gaumen.

Ein ernsthafter Ernst müsse uns da erfüllt haben, wird man denken. Ich entsinne mich dessen nicht, noch finde ich etwas davon in meinen Briefen verzeichnet. Der Durst, die Erschöpfung, der Staub, der Sonnenbrand lenkten die Aufmerksamkeit immer wieder auf uns selbst zurück. In einem halb zerstörten Flecken, wo wir einen Augenblick rasteten, nicht eigentlich um zu rasten, sondern weil der Weg sich verstopfte, gelang es einem von dreien, eine Flasche Wein für schweres

Geld zu erhalten. Zu dreien vertheilt war es für jeden ein Tropfen auf ein heißes Blech gegossen. Aber man erzählte uns von den Schrecken der vorangegangenen Tage, wie jenem, als er aus dem brennenden Hause floh, ein Sparren auf den Rücken fiel, und hätte er nicht einen Bettsack getragen, so wäre er erschlagen worden. Jener war wirklich zu Schaden gekommen. Drüben in der Mühle hatte eine Paßkugel der Müllerin den Kopf vom Rumpfe genommen! O es gab viele Geschichten, die gewiß tragisch waren für den, den sie betrafen; daß dieser Ort, wo die Leute nur dafür Sinn hatten, aber das verhängnißvolle Fleurus war, aus dessen brennenden Straßen unsere Truppen, namentlich unser Regiment, Schritt für Schritt kämpfend, blutig hinausgeschlagen worden, ohne seine Ehre zurück zu lassen, das erfuhren wir erst, als wir hinaus waren! Die Weltgeschichte muß vor dem Privatschmerz zurückstehen.

Knöpfe, Flintenkugeln, Bänder, Fetzen, was umher lag und einst Herren gehört hatte, die wahrscheinlich nichts mehr auf dieser Erde besitzen konnten, und was Plünderer, Todtengräber und Maraudeure sogar als werthlos bei Seite geworfen hatten, wurde noch aufgerafft, aus Pietät oder der Seltsamkeit wegen; doch um meist auf dem nächsten Marsche wieder fortgeworfen zu werden. Andere freilich trieben mit Gegenständen, die etwas mehr Werth verriethen, einen Handel. Das war die Stimmung der Meisten, als wir über das Schlachtfeld von Waterloo marschierten.

Die Stadt Charleroi sah halb verwüstet aus. Wenige ganze Fensterscheiben, eingestoßene Thüren, ein-

gerissene Mauern, Fetzen und Lumpen umhergestreut. Ein Theil der Bewohner war entflohen, in den bewohnten Häusern war mehr Einquartirung, Gesunde und Kranke, als sie fassen konnten. Wir mußten deshalb noch eine Stunde weiter in ein Dorf, dessen Namen ich vermuthlich falsch gehört oder aufgeschrieben habe, Mont sur Marchienne (?), dessen Bewohner aber merkwürdiger Weise nicht geflohen waren und sogar noch Lebensmittel hatten. Es ging uns dort wider Erwarten gut und ich finde in meinem Tagebuch die Bemerkung: „Die Wohnungen in den französischen Dörfern sind überhaupt gut, eigene Stuben, Steinpflaster (?), wahre Königswohnungen (?!), nur die Leute so heuchlerisch freundlich, höflich und über unsere Ankunft erfreut, daß man ihnen hinter die Ohren schlagen möchte." — Das nähere Verständniß dieser Stelle ist mir verloren gegangen.

Wir marschierten, jetzt in südlicher Richtung, nach Beaumont. Auf dem Wege dahin ward erst die eigentliche französische Gränze betreten. Es war dies ein eigenes Gefühl; zum ersten Male in Feindes Land. Es sah aber dort nicht anders aus als in Belgien. Aus der Stadt Beaumont kamen uns die Fouriere mit der Hiobspost entgegen, wir könnten dort nicht bleiben, da neun Zehntheile der Einwohner geflüchtet wären. Indessen war ich auf unsern Torniſterwagen, wo sich ein leeres Plätzchen fand, geschlüpft, und fuhr mit demselben in die wüste Stadt hinein, da unser Detachement, dem wir vorausgeeilt waren, noch nicht ankam. Dort war die helle Verwirrung. Der vor kurzem erst be-

ſtellte Commandant des Ortes wußte nicht, wo unſer Regiment ſtand. Er vermuthete aber: vor der etwa fünf ſtarke Lieues ſeitwärts liegenden Feſtung Maubeuge, und rieth an, einen Fourier nach dem Lager zu ſchicken, und Erkundigungen und Befehle einzuholen. Unſer Führer, der nun auch mit dem müden Detachement nachgekommen war und ſah, daß hier nichts zu haben war, ſandte zwei Fouriere voraus, den einen nach Maubeuge, den andern nach dem drei Stunden entfernten Dorfe Beauru, wohin man uns aus Beaumont wies, vermuthlich nur um uns los zu werden.

Während der Officier mit dem Detachement nach dem letztgenannten Dorfe aufbrach, blieb unſer Torniſterwagen zurück, da die Pferde durchaus etwas zu beißen und zu brechen haben mußten. Wahrſcheinlich hat ſich das gefunden. Da wir aber, — man nannte uns „Torniſterdrücker" — dieſelbe Empfindung mit den Pferden theilten, durchſtreiften wir die Stadt, um auch für unſern Hunger etwas aufzufinden. Ich weiß nicht, ob die andern glücklicher waren, aber ich fand für Geld und gute Worte weder einen Biſſen Brod noch Obſt; nichts war zu erhalten als ein Glas Franzbranntwein für den leeren Magen.

Hungrig, durſtig und nach mancherlei Fährlichkeiten auf dem ſchlechten Landwege, der an vielen Stellen durch aufgeworfene Schanzen und Verhecke geſperrt war, erreichten wir endlich vor Abend Beauru und die Unſern, aber — das Dorf war leer! Alle Bewohner, des Schloſſes und der Hütten waren mit ihrer fahrenden Habe, mit Vieh und Vorräthen, geflüchtet. Nicht

eine Katze schien zurückgeblieben, kein Bissen Brod, kein Mehlkasten, kein Huhn, kein Faß und keine Flasche. Um das zu finden, hätten wir allerdings nicht nöthig gehabt, Beaumont mit Beaury zu vertauschen.

Das waren üble Aspecten. Es war 6 Uhr Abends geworden. Thier und Menschen konnten nicht weiter, und wenn sie weiter gekonnt hätten, wohin? Wahrscheinlich war es in den andern Dörfern nicht besser. Es hieß, die Bauern seien in den Wäldern umher bewaffnet, und beabsichtigten Ueberfälle auf die vereinzelten Detachements. Deshalb ward verboten, in den verlassenen Häusern sich zu legen; vielmehr sollte ein großes Bivuak in der Mitte des Dorfes bezogen werden. Der heitere Abend war dazu wie geeignet.

Aber mit dem Bivuakiren ist es nicht abgethan; man muß auch essen, um zu leben, und zu essen war nichts da, wohl aber zu plündern. Die Frage war nun: Plündern oder Essen suchen?! Die Versuchung zum Plündern war zu lockend. Ordentlich aufgefordert wurden wir dazu durch die Situation. Die bösliche Verlassung der Dorfbewohner gab uns ein Recht, uns in den Besitz ihrer Hinterlassenschaft zu setzen, da sie durch ihren Eigensinn, uns nicht empfangen zu wollen und durch die Steigerung desselben bis zur Pflichtwidrigkeit, daß sie ihre Effecten mitnahmen, uns um das nach allen Kriegs- und Friedensrechten zukommende Quartier mit Beköstigung brachten. Ja sogar eine Pflicht hatten wir gegen unsern König, dem wir treues Aushalten geschworen, zu Wasser und zu Lande, alles zu thun, um uns zu erhalten, also zu plündern. End-

lich hätte uns ein Jurist sagen können: was wir da sahen, wären res derelictae, gehörten zur Zeit Niemandem, also demjenigen, der sie fand und sich aneignete. Endlich aber, und das war der Hauptgrund: es war doch eine gar zu interessante Sache zu plündern; da zu plündern, wo es sich gewissermaßen von selbst machte. Man hätte sich später ein Gewissen daraus gemacht, wenn man die Gelegenheit unbenutzt verstreichen lassen. Ich bin überzeugt, daß die Mehrzahl der Jäger die Sache von diesem Gesichtspunkt aus auffaßte; die eigennützige Absicht war nur Nebensache. Konnten die Meisten doch kaum fortschleppen, was sie ohnedies hatten, und schon in Huy hatten wir einen Theil vom Inhalt unserer Tornister fortgeworfen, um ihn tragbarer zu machen. So ging es auch schon in den nächsten Tagen mit vielen der Beutestücke.

Also wir plünderten. Was denn? — Ich ließ mich von einer Strömung in die Kirche ziehen, wo die Verwüstung und Zerstörung deutlich genug dafür sprach, daß vor uns Andere dagewesen waren; vielleicht schon in verschiedenen Partheien. Alles war aufgebrochen, abgerissen. Daß man von Kostbarkeiten hier nichts mehr fand, brauche ich doch nicht zu sagen. Fetzen, Scherben, Lumpen, Trümmer lagen umher; zwischen dem Stroh und Mist waren die Blätter aus den Kirchenbüchern umhergestreut. Das einzige wohl erhaltene waren die Strohstühle und eine schöne Kirchenfahne. Also hatte wenigstens der Fanatismus hier nicht mitgespielt. Die Kirchenstühle trugen wir ins Freie, damit unsere Wohnung unter freiem Himmel doch wenigstens etwas häus-

lich eingerichtet sei; auch einige irdene Schüsseln, die, Gott weiß wie, in sein Haus gekommen waren. Was meine Kameraden plünderten, das weiß ich nicht; ich aber fand dicht unter der Kanzel — Quinti Curtii Rufi historiam Alexandri Magni in einer hübschen kleinen Amsterdamer Ausgabe. Wie diese in die Kirche gekommen, weiß ich noch weniger als die Herkunft der Teller und Schüsseln. Das erste lateinische Buch, was ich seit Berlin zu Gesicht bekam, bei einer ersten Plünderung in Feindes Lande, und in einer Kirche und unter dem Altar! Das war zu viele Lockung für einen Scholar, und zumal einen, der den Curtius kurz vorher durchgelesen hatte und sehr lieb hatte. Und hätte ich mein letztes Hemde fortwerfen müssen, um für ihn Platz zu machen, diese Beute konnte ich nicht aus der Hand geben. Es fand sich im Tornister noch ein Raum neben den Nibelungen für den Curtius, und ich trug fortan durch Frankreich auf meinem Rücken die drei größten Helden der Welt: Alexander den Großen, den gehörnten Siegfried und den großen Attila. Bis auf die kleinen Reibungen, die in jedem Menschenleben vorkommen, besonders aber im kleinen Raume eines Tornisters, vertrugen sie sich ganz gut. Leider ging mir Quintus Curtius Rufus bei der Rückkehr in die Heimath verloren.

Es war meine einzige Beute; ich sage nicht Ausbeute. Ich war aber so zufrieden, daß ich nicht nach Mehr verlangte. Nicht ein Mal in die andern Bauerhäuser oder in die Gemächer des Schlosses folgte ich den Kameraden, die von daher alles Mögliche schleppten, wahrscheinlich nur aus Muthwillen; denn es war für uns von nicht viel mehr

Nutzen als die Kirchenstühle und der Curtius. Gemalte und vergoldete Tassen, Wasserkaraffen, Porzellanschüsseln, Teller, Sauciren; hellpolirte Feuerzangen, Fußschemel mit Tapisseriearbeit, Rasirmesser, Damenkleider und Hüte, gestickte Pantoffeln, alles in einem mit Poltereien und Kehricht verstopften Bodenwinkel aufgefunden, lag weit im Kreise umher auf dem Rasen ausgebreitet, recht um uns zu höhnen. Es war nicht das, was wir nöthig hatten. Die Franzosen in Moskau fanden zwar nicht Brod, Fleisch und Wein, aber doch Chocolate, Marzipan und Eau de Cologne. Eine Tafel Chocolate wäre uns von mehr Werth gewesen. Erinnere ich mich recht, so wurden übrigens diese Herrlichkeiten, die uns nichts nützten und die wir nicht mitnehmen konnten, später wieder zusammengepackt und auf Befehl der Officiere in das Schloß zurückgetragen. Eine vandalische Zerstörungswuth hat wenigstens nicht stattgefunden. Die Soldaten hatten ein Mal die Freude gehabt, auf vergoldetem Porzellan zu essen.

Ja, wer so glücklich war zu essen! Der Curtius in meiner Tasche füllte nicht die Leere in meinem Magen. Unsere praktischeren Kameraden hatten sich beim Plündern kurz gefaßt oder in schnell geschlossenen Brüderschaften in das Plündern und in das Kochen getheilt, dem natürlich eine andere Operation vorangegangen war, an die ich noch nicht gedacht hatte. Hell loderten einige Feuer, kupferne Kessel hingen darüber, und die praktischen Soldaten krüllten grüne Schoten aus, schälten Mohrrüben, die den Zwirnsfaden freilich sehr ähnlich sahen, und Kartoffeln, die nicht viel größer

waren, als große Erbsen. Bringst Du auch was zu, so kannst Du auch zugreifen, hieß es. Ich hatte Stühle und irdene Schüsseln gebracht. Man lachte mich aus, und mit Recht. Buttle Kartoffeln und pflücke Schoten!

Das war etwas Neues und gewiß nichts Uninteressantes. Ich ließ mich in den Schloßgarten weisen, wo alle diese Naturherrlichkeiten zu finden wären. Aber vermuthlich verweilte ich zu lange bei der Aussicht vom Schloßaltan, denn ich finde in meinen Briefen die Schönheiten des französischen Gartens mit ausführlicher Liebe geschildert: die Rosen- und Himbeerhecken, welche die Terrassen umschlossen, die malerischen Buchenhecken, welche in Gleichstrichen (soll „Parallellinien" heißen) den tiefern Schönheitsgarten von dem Nutzgarten trennen, die hohen Ulmen, durch welche die Abendsonne ihr Gold flimmern ließ. Wahrscheinlich um deswillen kam ich zu spät in den Küchengarten. Eine frühe Warnung für den künftigen Schriftsteller, sich nicht in landschaftlichen Schilderungen gehen zu lassen. Es schadet immer der natürlichen Wirkung.

Hier war die sehr empfindliche Wirkung: ich fand weder Kartoffeln noch Schoten. Wie ich auch mit dem Hirschfänger buttelte, eine höchst ungewohnte Arbeit für ihn und mich, es wollten keine Knollen, nicht einmal erbsengroße, zum Vorschein kommen. Ich besuchte die Schoten; die Sperlinge selbst hätten nichts mehr gefunden. Dazu trat die Dunkelheit ein, und plötzlich, als ich zu den Kartoffeln zurückkehrte, wo ich ihn einstweilen stecken gelassen, war auch mein Hirschfänger verschwunden. Alles Suchen und Fragen darnach war

umsonst, und die immer tiefer werdenden Abendschatten verboten das erstere bald von selbst.

Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen. Eine leise Vermuthung, daß ihn mir Jemand aus Muthwillen oder aus gewinnsüchtiger Absicht bei Seite geschafft, — nicht gestohlen, aber vielleicht in die Schoten geworfen — stieg mir erst später auf. Ein Schwert muß der Soldat haben, wenn er es auch nicht braucht. Man bot mir sogleich einen Cavalleriesäbel zum Kauf an; er war erst vor einer halben Stunde im Schlosse erbeutet worden. Was sollte ich mit einem Cavalleriesäbel, der mir zwei Ellen auf dem Boden nachschleppte. Man wußte aber sofort weitern Rath. Andere Kameraden, die unterwegs Beute gemacht und damit einen einträglichen Handel trieben, hatten eine ganze Auswahl erbeuteter Pallasche von gehöriger Breite und Länge; zum künftigen Kartoffelbutteln vortrefflich, sonst aber aller Zierlichkeit ermangelnd und auch einer Scheide. Wie gesagt, ein Soldat muß ein Schwert haben, und ich mußte für schweres Geld einen Pallasch kaufen, der seinem Besitzer nichts gekostet hatte. Lange Zeit ging ich mit einem blanken Schwerte, den Franzosen gewiß ein entsetzlicher Anblick, bis mir ein Schuhmacher unserer Compagnie für Geld und gute Worte eine Scheide fertigte.

Der Pallasch stillte so wenig als der Curtius den Hunger. Meine satten Kameraden wollten nun aber auch trinken. Die Brunnen waren nicht vergiftet, wenigstens hat es die Erfahrung gelehrt, aber Soldaten sind nicht Hydropathen. Die Keller und Remisen waren

umsonst durchsucht, kein Krug, kein Fäßchen war zu finden gewesen. Sollten denn aber der Schloßherr und seine Familie solche Barbaren gewesen sein, daß sie nur Wasser tranken! Wie, oder hätten sie auch die Brandweinfässer und Weintonnen in die Wälder gerollt! Das schien unmöglich! Aufs Neue ward alles durchsucht und ein ungeheurer Haufen von Stallstroh, der in einem Seitenhofe bis an die Fenster des ersten Stockwerks reichte, schien uns mehr als verdächtig. Ein Dutzend Arme, Füße und Mistgabeln arbeitete lustig in dem Haufen. Er ward zusehends kleiner und ein „Victoria! Hurra! Wir habens!" scholl durch die Lüfte. Ein volles Faß ward auf den Hof gerollt; man schlug den Boden ein, und — wir hatten uns nicht getäuscht, das Faß war ganz voll von gutem, unverdorbenen Essig.

Ich glaube, man hat ihn auslaufen lassen. Eine solche boshafte Täuschung rechtfertigte wohl eine solche Strafe.

Mit einem Gefühl, als hätte ich einen tiefen Trunk aus dem sauren Fasse gethan, warf ich mich auf mein Bund Stroh und schnallte den Gurt enger um meinen Leib, als ein Lärm entstand. Ein ausgeschicktes Piket, um anderswo Brod zu requiriren, war auf eine Uebermacht bewaffneter Bauern gestoßen und kam zurück, um Succurs zu holen. Einige Dreißig wurden nun mit geladenen Büchsen ausgesandt, unser Lieutenant an der Spitze. Während diese fort waren, kehrte glücklicherweise um 9 Uhr Abends ein Oberjäger, der mit vier Jägern wenigstens einen Korb mit Brod aufgetrieben hatte, zurück. Bei der Theilung fiel ein kleines Stück

auf meinen Magen, wenigſtens eine Erinnerung an das Frühſtück vom Morgen um 3 Uhr. Um 10 Uhr etwa brachte die größere Patrouille, vor der die bewaffneten Bauern ſich zurückgezogen hatten, auch einige Lebensmittel, Brod, Butter, Hühner. Es reichte gerade zum Lohne für die Mühe der dabei Betheiligten und wir hatten das Vergnügen des Zuſehens.

Die Sterne flimmerten prachtvoll an dem großen, über uns ausgeſpannten Zelte. Es war eine wonnige, ſtille Sommernacht. Nur die Lüftchen ſpielten in den Büſchen, nur das Zirpen der Graſemücken, nur das Kniſtern des Strohs und das Aufſchnarchen von Dem und Jenem unterbrach eine Stille, wie ſie ſich eigentlich zu einem ſolchen Tage nicht ſchickte. Doch wurden Einige noch gegen Mitternacht wieder aufgeweckt durch die Rückkehr der nach Maubeuge vorausgeſchickten Fouriere. Ich war unter denen, welche die ſeltſame Meldung, nicht eben geeignet, uns für die Mühſeligkeiten des Tages zu entſchädigen, mit anhörten. Der Obriſt von Tippelskirch, welcher in dem Lager vor Maubeuge befehligte, hatte den Fourier groß angeblickt: „Was, noch mehr Jäger! Wozu kommen ſie denn? Was wollen ſie denn? Wollen ſie im Frieden fechten?“ —

Darum — von Berlin bis nach Beaumont! Darum auf eigne Koſten equipirt, gehungert und Beauru geplündert! Ich ſah nur verdrießliche Geſichter. Einmal waren wir in den Krieg gezogen, nun wollten wir auch Krieg haben und nicht umſonſt nach Hauſe kehren. Der Obriſt von Tippelskirch ſprach nur das aus, was Gentz ſpäter ſagte. Die Befehlshaber waren indeß anderer

Meinung, und obschon in dieser Nacht, vom 30. Juni zum 1. Juli, allerdings der eigentliche Krieg beendet war, dauerte der uneigentliche doch noch einige Monate fort und auch dieser hatte schon Monate lang aufgehört, als man erst im späten November es für nöthig achtete, uns nach Hause zu schicken!

Das war ein wüstes Erwachen am Morgen. Ueber dem Himmel lagerte ein feuchtes Grau. Mein blankes Schwert in der Hand streifte ich durch die Stätte der Verwüstung und besah mir jetzt beim natürlichen Tageslicht, wie ein französischer Edelhof, sein Dorf und seine Kirche aussieht. Die Aspecten waren trüb und die Geister gedämpft. Hungrig, kein Frühstück, der Krieg zu Ende, und doch der drohende Anfang von einem Mittelding zwischen Krieg und Frieden, von dem gar kein Ende vorauszusehen war; und eine Trennung stand uns bevor. Brüderlich waren von Berlin aus die beiden Jägerdetachements des ersten Pommerschen Regiments und des zweiten, unseres Colbergischen, miteinander marschirt. Vielfache Freundschaftsbande verstrickten die Einzelnen, auch im Ganzen war die Einigkeit zwischen den Compagnien und ihren Führern stets erhalten worden, und der Bund hatte uns eine gewisse moralische Stärke gegen Dritte gegeben. Hier, in Beauru, sollten wir uns trennen. Das erste Regiment stand im Lager vor Maubeuge, seine Jäger mußten dorthin. Wir hatten die Anweisung, über Avesnes nach Landrecy aufzubrechen, vor welcher Festung die Colberger standen.

In einer Stunde, und ohne Frühstück, sollte die

Trennung vor sich gehen. Im Schloßhofe stand noch die Tonne mit Weinessig; sie mußte also doch nicht ganz ausgeschüttet sein. Mein Magen verlangte durchaus etwas, ich trank daher herzhaft den sauern Trank und füllte noch meine Feldflasche damit, als mich freundlich ein Arm berührte. Es war der Schlegelianer, der mich zu einer Morgensuppe einlud. Wie, weiß ich nicht, aber er hatte es mit einem Gefährten zu Stande gebracht: eine warme Suppe von Brod, Wasser und Pulver, die wir aus den schönsten Porzellantassen von Sevres tranken.

Es war unser Abschiedsmahl. Der Schlegelianer gehörte zum ersten Regiment, er mußte nach Maubeuge. Wir Colberger, die den weitern Weg hatten, brachen zuerst auf. Compagnie gegen Compagnie, das war ein Abschied, ein wahrhaft rührender, fast ein homerischer, erst die Führer, mit Reden, Händedrücken, Umarmungen, Salutiren, dann die Jäger einzeln. Zum Schluß ein Hurra, das in die Wolken ging, und so lange wir uns noch sahen, ein Tzackot- und Tücherschwenken und gegenseitiges Zurufen.

Vor Avesnes machten wir Nachtquartier in einem Dorf, das noch bewohnt und ziemlich wohlhabend war. Bei einem Bäcker erhielt ich ein gutes Quartier, Erholung für den gestrigen Tag, sogar die Erquickung, die Heinrich IV. jedem Franzosen am Sonntage gönnen wollte, ein Huhn, nicht im Topf, sondern am Bratspieß. So etwas war mir selbst im gelobten deutschen Vaterlande nicht begegnet. Aber die „verfluchte Freundlichkeit" meiner Bäckersleute war mir zuwider. Sie konnten

nicht genug nach Ludwig XVIII. fragen, und sich über den Erfolg unserer Waffen freuen. Das kam mir höchst widerwärtig und heuchlerisch vor. Was ging uns Ludwig XVIII. an! Diese Stimmung war schon damals bei unserm Heere die vorherrschende. Mit gar großer Verachtung sahen wir einige Hundert königlicher Garden an, die uns auf ihrem Rückwege von Gent irgendwo begegneten, und, sich am Rockzipfel der Sieger haltend, damals noch mit sehr demüthiger Miene, nach Frankreich zurückkehrten, um bald im legitimistischen Uebermuth zu vergessen, daß der Sieg unser und die Schmach die ihre war. Dunkel entsinne ich mich auch einer Liste, die, auf hohen Anlaß, unter den Officieren unserer Armee damals umging. Beiträge sollten gesammelt werden zu einem Ehrengeschenk für irgend einen Legitimistensohn, um ihm einen Degen zu verehren. Freiwillig gezwungen hatten schon Viele ihren Namen und den kleinsten Beitrag darunter gesetzt, als ein Officier (es thut mir leid, daß ich seinen Namen vergessen) den Muth hatte, darunter zu bemerken: was uns ein Ehrengeschenk für einen Franzosen angehe, dessen Sache nicht die unsere wäre. Wenn Preußische Krieger Söhnen von Tapfern einen Degen verehren wollten, so sei uns in dem Augenblick Niemand näher, als die Familie des tapfern Zastrow, der an der Spitze der Colberger bei Fleurus den Heldentod gestorben. Er unterzeichnete das Doppelte der bisher gezeichneten Gaben, und von diesem Augenblick an stockte die Sammlung für den französischen Legitimisten. Vielleicht sind die einzelnen Umstände, wie ich sie erzähle, nicht ganz

genau, denn ich erzähle nur nach einer neun und zwanzigjährigen Erinnerung; aber der Sinn, der sich darin ausspricht, lebte auch damals schon unter uns. Wir waren gute Deutsche und haßten die Franzosen gründlich; aber die krankhafte Erscheinung des französischen Legitimismus kam uns verächtlich vor.

Die Festung Avesnes, durch die wir am nächsten Morgen marschirten, lag in Trümmern, ich glaube in Folge einer Pulverexplosion. Hinter dem Dorfe Mareille trafen wir endlich auf unser Regiment, welches zum Theil hier in einem abgesonderten Lager, zum Theil in der engern Umschließung vor Landrecy campirte. Die Festung wollte noch von keiner Uebergabe wissen. Der damalige Major Schmidt, jetzt Commandeur unseres Regimentes, musterte uns, schickte uns jedoch noch vorläufig nach dem gedachten Dorfe zurück, um uns erholen und unsere Schäden ausbessern zu können, ehe auch wir das Lager bezögen. Das Dorf war sehr freundlich, auch wohlhabend, trotz der Nähe eines Belagerungsheeres; auf den üppigen Wiesen im Thal und auf den Hügeln weideten, ungefährdet von unsern Soldaten, die fettesten Rinderheerden, die Milch war köstlich, und auch uns ließen unsere wohlgemuthen Wirthe in dem vortrefflichen Käse sich satt essen, der als Delicatesse selbst in den Straßen von Paris ausgerufen wird. Es ging uns überhaupt sehr gut dort, ja ich befreundete mich mit meinen Wirthen trotz dem, daß der alte Großvater mich fast müde machte mit seinen Fragen nach Ludwig dem Achtzehnten, und meine Wäscherin nicht genug schimpfen konnte auf die Revo-

lution und die Jacobiner und die rothen Mützen und Freiheitsbäume von ehemals. Sie habe ihren Kindern immer vorausgesagt: „Gebt acht, daraus wird nichts.“ Es waren wirklich gute Bourbonisten, fromme Katholiken, freundliche Menschen, ihre Milch war ein Nectar, ihr Käse eine Ambrosia, aber unsere defecte Equipirung, wo Sattler, Schneider, Schuhmacher, Waffenschmiede, Optiker noth thaten, ließ sich mit Käse und Milch nicht abthun.

Mit Sack und Pack mußten wir täglich mehrere Mal in das ungefähr eine halbe Stunde entfernte Lager, um unsere allmäligen Vervollkommnungen zu Soldaten darzuthun, und staunten die neuen Dinge ebenso an, wie wir als Neulinge angestaunt wurden. Hier war es zuerst, wo uns der vollständige, officielle Bericht von der blutigen Schlacht, die für Preußen von nun an den Namen von Belle Alliance führen solle, vorgelesen ward. Es geschah auf Befehl aus dem Hauptquartier; sonst hielt man es für sehr unnütz, uns von der Lage der Dinge in Kenntniß zu setzen, und unsere Wissenschaft beschränkte sich immer nur auf Gerüchte; häufig auf solche, die wir erst durch die Vermittelung der französischen Bauern erhielten. Im Jahre 1813 war es anders gewesen; man hatte die Freiwilligen für werth gehalten, wenn auch nicht mitzustimmen, doch mitzuwissen, was Alle so anging, daß sie ihr Alles dafür eingesetzt hatten. So hatte also das diplomatische Princip schon damals um sich gegriffen, welches das Volk wieder nur als Maschine wollte betrachtet wissen.

Nach jener frohen Botschaft wurde ein sehr trau-

riges Gericht abgehalten. Die Mehrzahl der jungen uneingeübten Freiwilligen hatte sich tapfer in dem mörderischen Gefecht von Fleurus gehalten; aber nicht Alle. Wenigstens hatten Einige, aus einer Stadt, die ich nicht nennen will, nach der Schlacht die Sache der Verbündeten für dermaßen verloren gehalten, daß sie auf ihrem Privatrückzuge sich bis Köln verirrten! Nachdem man ihnen dort auf der Landkarte bewiesen, daß dies nicht der Weg nach Frankreich sei, waren sie zwar wieder beim Corps eingetroffen, ihr Empfang war aber sehr unfreundlich gewesen, und ihr heutiges Gericht vor der Fronte des Regiments ein äußerst beschämendes. Jugend, Unkenntniß der Wege und der Sprache, um sich zurecht zu fragen, wurden kaum als Entschuldigung zugelassen, um einige vor der härtesten Strafe zu schützen. Die unglückliche Sache kam glücklicherweise bald in Vergessenheit.

Endlich wurden auch wir ins Lager commandirt. Es lag auf einem grünen Anger, an einem mit Hecken umschlossenen Garten. Das bunte frohe Gewimmel, die Strohhütten, Wachen, Kochfeuer nahmen sich ganz lustig aus; aber die Arbeit, uns ein Haus zu bauen, war uns so neu, daß unser Sechs den halben Tag damit verbrachten, junge Bäume zu fällen, und als wir endlich so weit damit zu Stande gekommen waren, daß das Gerüst stand, nicht viel besser als eine Lappenhütte, hatten unsere guten Kameraden uns das gelieferte Stroh zur Belegung gestohlen, vermuthlich, weil sie es besser zu nutzen wußten als wir. Ohne Stroh keine Hütte und ohne Heu kein Lager. Wir emancipirten

uns und requirirten beides auf den Böden einiger entfernten Gehöfte, kraft unserer Uebermacht, obwohl die finster blickenden Bauern unsere Eigenmächtigkeit sehr sonderbar fanden. Weil darüber der Abend herankam, konnten wir, trotz der gelieferten Kochgeschirre, nicht kochen, und ich, um unsern Hunger zu stillen, unternahm eine diplomatische Expedition zu unsern Wirthen in Mareille. Zwar gelang es meiner Ueberredungskunst bald, dieselben zum Kochen einer leckern Suppe von Milch und Weizenmehl zu bewegen, die mir noch heute in der Erinnerung schmeckt, aber es kostete meine ganze Kraft, den „Payſan" dahin zu bringen, daß er seinen Sohn mit der großen Marmite zu uns ins Lager schicke. Doch es gelang. „Cölestin, der himmlische Schafskopf," wie es mit irgend einer vergessenen Anspielung in meinem Tagebuche heißt, trug den schweren Eisentopf mir nach, unter entsetzlicher Furcht vor den Soldaten, und wir erquickten uns an seinem Inhalt unter frohem Gelächter über den Burschen, der vermuthlich eine ergötzliche Figur war.

Bald fehlte es übrigens nicht an Lebensmitteln. Fleisch, Brod, Mehl, Erbsen, Bohnen, Salz, Brandwein, ja sogar Bier und Taback wurden geliefert. Es war eine wohlhabende, noch nicht ausgesogene Umgegend, aber wir Novizen hatten mit der rohen Fülle noch manche Noth, und verstanden weder die Oekonomie, noch das Kochen. Auch waren meine nähern Bekannten mit mir noch auf dem Unschuldsstandpunkte, der für einen Soldaten sogar gefährlich werden kann, wo ihnen eine Milchsuppe in Mareille lieber war als alles ge-

lieferte Fleisch. Doch darf ich nicht vergessen, zu meiner Entschuldigung hinzuzusetzen, daß wir unser Wasser, zum Trinken wie zum Kochen, aus einem schilfichten, unreinen Graben schöpfen mußten. Schon diese Zubereitung des Essens ekelte uns an; auch waren wir oft zu müde, denn das Exerciren, der kleine Dienst und alles das, was wir unter dem Ausdruck des Kamaschendienstes begreifen, nahm unsere Zeit in Anspruch. Statt, wenn wir erschöpft von den ewigen Paraden zurückkamen, nach dürrem Holz auszugehen, oder es erst gar mit dem Pallasch zu fällen, mit Mühe ein Feuer anzumachen, und Fleisch und Wasser beizusetzen, es zu hüten, schäumen, kosten, füllen, begnügten mein Kochkamerad und ich uns lieber mit kalter Kost, die freilich oft nur in Brod und Salz bestand. Aber es gab auch — einen Marketender und Milchsuppen bei unsern Wirthen in Marseille. Aeltere Kameraden schüttelten lächelnd den Kopf. Das bedeutete: wir würden bald genug zur Erkenntniß kommen, daß ein Soldat ohne Fleisch und Warmes nur ein halber Soldat ist.

Aus dem größeren Lager wurden wir, etwa nach einer Woche Exercitiums, in das eigentliche des Belagerungscorps geführt. Wir bezogen die Hütten, welche ein Landwehrbataillon vor uns inne gehabt. Das waren, gegen die, welche wir selbst verfertigt, massive Palläste; nur wurde eine Lüftung und neue Tapezirung im Innern aus gewissen Reinlichkeitsgründen nothwendig, aber das frische Heu und Stroh konnte doch nicht ganz die unangenehme Gesellschaft entfernen, die bei jeder Campagne sich einfindet und leider statt

abzunehmen, immer vermehrt. Unser freundlicher Officier und Führer, der uns von Berlin bisher geleitet und gehofft hatte in unserm Regiment angestellt zu werden, mußte uns hier verlassen, indem er mit Avancement zu dem Seinigen berufen wurde. Dafür kamen Zuzüger aus Belgien. Einen Theil der Jäger unseres Regiments, die, früher als wir eingetroffen, doch noch gar nicht einexercirt waren, als Napoleon angriff, hatte man damals nach Loewen geschickt. Sie vereinigten sich hier mit uns, und jetzt erst ging man an die Eintheilung der Freiwilligen in drei Compagnien. Der Commandeur wollte uns wohl und hatte die Absicht, uns nach den Landsmannschaften zu vertheilen; andere Officiere aber waren der Ansicht, es würde der Mehrzahl lieber sein, je nach den Transporten aus der Heimath, unter denen sich schon Feldkameradschaften geschlossen hätten, zusammen zu bleiben. Ich ward dadurch zu meinem Bedauern von Freunden getrennt, welche vor mir Berlin verlassen hatten, um deren willen ich aber gerade in dieses Regiment getreten war.

Die drei Compagnieführer, unter deren Führung unsere drei Jägercompagnien des Regiment Colberg sich während des Feldzuges wohl befanden, hießen Müller, von Bajentzki und Freiherr von Heusch. Unter dem letzteren, der die Compagnie des zweiten Musketierbataillons commandirte, stand ich. Ein Officier von Takt und ältern aristokratischen Formen, der sich Mühe gab, auch uns zu einer chevalereskern Sitte zu erziehen. Er zog die Besseren zu sich heran; aber gerade bei uns war der Stoff, aus dem man Gentlemen macht, zu

sparsam vorhanden. Die Gevatter Weißgerber und Lohgerber, handfeste Soldaten, gute Hüttenbauer, zuverlässige Menschen und Patrioten, mochten zwar ihr Riemenzeug blanker putzen, als wir Alle, aber zu einer chevalereskern Teinture ließen sie sich nicht putzen, noch wollten sie es. Wir Gymnasiasten waren zu jung. Auch mochte unseres neuen Führers Bildung nicht gerade die sein, welche aus Klötzen Götter zu machen geeignet ist. Bei aller feinen Politur ging ihm die Wärme der innern Begeisterung ab, jene Naturfrische, welche in den Andern den schlummernden Funken erweckt. Seine achtungswerthen Bemühungen, die Elite unserer Jäger zu sich heranzuziehen und durch Conversation und Gesang sie aus dem Rohen zu erheben, gelang daher nicht ganz so, wie er es wünschte. Das doctrinair altdeutsche Feuer, welches in uns Jägern brannte, war ihm ein fremdes Element, der sich gern in französischen Formen bewegte; und die feine Wäsche und die immer weißen Handschuhe des Edelmannes waren eine natürliche Scheidewand zwischen ihm und den Kameraden in der Commisjacke mit den gebräunten und den gesprungenen Händen. Indessen wußte er, als ein Mann von Takt und Erfahrung, alles zu vermeiden, was eine Spaltung hätte herbeiführen können, wie diejenige war, von der ich im Eingang dieses Kapitels sprach. Gelang es ihm auch nur theilweise, sich die Liebe seiner Untergebenen zu erwerben, so wußte er sich doch vollkommen die Achtung derselben zu bewahren. Der Preußische Officier kann und darf nicht so auf Popularität speculiren, wie etwa der Russische. Der letztere

darf und muß zu gewissen Zeiten von seinen Gemeinen mit sich spielen, er muß sich auf dem Zelttuch von ihnen prellen lassen, und ein Suwarow spielte und ließ mit sich spielen in einer Art, welche alle unsere Begriffe von Subordination aufhebt. Es sind asiatische Vergnügungen, Demonstrationen des patriarchalischen Verhältnisses, das man nicht ganz verrücken will, um der furchtbaren despotischen Macht, die nach Willkühr ebenfalls kann zu Tode knuten lassen, einen milden, freundlichen Anstrich zu geben. So wagt der russische Officier nichts, wenn er sich scheinbar gemein macht. Der preußische wagt Alles. Zwischen ihm und dem Gemeinen stehen nur die Kriegsartikel: ein gewisser Firnis von Ehre scheint ihm daher immer nothwendig, um den Abstand lebendig zu erhalten. Nur ein Blücher auf seiner errungenen Höhe durfte es wagen, so populär zu sein wie Suwarow.

Das national volksthümliche Element in den freiwilligen Jägern war im vorigen Kriege streng beachtet worden. Sie hatten sich ihre Officiere selbst gewählt. Jetzt wich man schon bedeutend davon ab; man gab uns unsere Officiere. Indeß bekenne ich, daß in der Vermischung, wie wir kaum erst zu einer geordneten Schaar zusammengetreten waren, auch dafür der Stoff bei uns nicht im Ueberfluß da war. Von Auszeichnungen im Felde konnte noch nicht die Rede sein, und eine anderweitige persönliche Bildung, welche die Einen bestach, konnte für die Andern zurückstoßend sein. Doch sollte, um dem Buchstaben des frühern Gesetzes zu genügen, aus dem ganzen Jägerbataillon ein Officier ge-

wählt werden, in der Art, daß jede Compagnie durch freie Wahl einen Candidaten aus ihrer Mitte stelle, damit aus diesen Dreien einer ernannt werde. Ich finde in meinem Tagebuch, daß der Candidat der ersten Compagnie, mit Namen Schleich, erwählt wurde; es thut mir aber leid, daß mir von seiner Persönlichkeit auch gar keine Erinnerung geblieben ist. Desto lebhafter sehe ich noch den Candidaten, für den unsere Compagnie sich interessirte. Es war der Jäger Schubert, ein freundlicher, stiller, ordnungsliebender Mann, von achtungswerthen Grundsätzen, der bei unserm Detachement als Feldwebel von Berlin aus fungirt und sich mir immer sehr freundlich gezeigt hatte. Auch war ich ihm wohl von Hause aus heimlich empfohlen worden. Sein friedliches Gemüth, sein ehrenfestes Wesen hatte ihn bei Allen beliebt gemacht; daher konnte er immer versöhnend auftreten, wo Partheien sich zeigten. Auch hatte er beschwichtigend bei der traurigen Geschichte des Hermannsbundes eingewirkt, obwohl er, als ein verständiger Mann, ihn höchlich mißbilligen mußte, und sich selbst dadurch gekränkt fühlte. Wir, von der zweiten Compagnie, fühlten es deshalb schmerzlich, daß er, unser Candidat, übergangen worden, obschon der bescheidene Mann auch in seiner äußern, untersetzten Gestalt wenig von den Eigenschaften besaß, welche wir, nach unsern Begriffen, von einem Officier fordern. Er wurde dafür zum Capitain d'Armes der Compagnie ernannt. Leider, wie ich gehört, soll er später ein Opfer des Krieges geworden sein. Nicht der feindlichen Kugeln, noch des Lazarethfiebers, sondern des Unmuthes, welcher

so viele verdarb, die, nachdem sie den verführerischen Müssiggang gekostet, die Anstrengung des vorigen Berufes scheuten und sich mit Hoffnungen nährten, welche der Staat nicht erfüllen konnte. Wie mancher frischte diese Hoffnungen beim Glase immer aufs Neue an, bis diese Anfrischungen ihn in einen Zustand versetzten, welcher jede gewünschte Anstellung unmöglich machte. Höchst ehrenwerthe Ausnahmen kamen indeß auch vor. Mancher Officier, der seine Epauletts und seine Schärpe mit Ehren getragen, legte sie ruhig ab und trat wieder hinter den Ladentisch. Wer den flimmernden Nimbus, der um die Officiersehre sich bei uns gewoben hat, kennt, wird die ganze Größe dieser Entsagung zu würdigen wissen. Auch unser Capitain d'Armes war Kaufmann gewesen. Möglich, daß er gleich Vielen anderen umsonst nach Beschäftigung suchte. Er hatte ein besseres Schicksal verdient.

Am 13. Juli hatte sich die Festung Maubeuge ergeben. Der Artilleriepark kam von dort, um Landrecy zu beschießen, und noch in derselben Nacht mußten wir in aller Stille aufbrechen, um nach Merville zurückzumarschiren. Denn, wie ich in meinen Briefen lese, war unser Lager, in welchem wir bis da ziemlich ruhig gelegen, so nahe der belagerten Festung, daß uns die Paßkugeln von den Wällen mit Leichtigkeit bestreichen konnten. Nur unbedeutende Höhen, welche wir nie betreten durften, hatten uns dem Gesicht des Feindes entzogen. Wenn wir Lärm machten, konnte man nicht anders erwarten, als daß er auch laut antworten werde. Für Tirailleurs war dort nichts zu thun.

Der Obrist von Tippelskirch vor Maubeuge hatte ein unrichtiges Wort gesprochen. Der Krieg war mit der Schlacht noch nicht zu Ende. Die Festungen in der Picardie wollten sich nicht ergeben, wenigstens nicht wie die Preußischen 1806, auf den ersten Anlauf. Ihre Commandanten wollten belagert sein, und entweder Krieg, oder Krieg spielen, beides um ihre Ehre. Etwas Brand, Blut, viel Pulver, Geld, Zeitverlust, Strapazen und Langeweile, das war der Preis des kostbaren Spieles. Prinz August von Preußen leitete diese Belagerungen. Ihm war es wissenschaftlicher Ernst. Gegen den hatten wir nichts einzuwenden, wo es galt, wohl aber gegen die vielen großen Paraden, welche vor und nach der Einnahme jeder Festung vor ihm stattfanden. Auch darin hatte der Obrist unrecht, daß wir ohne Noth gekommen seien. Die Umzingelung und Belagerung so vieler Festungen erforderte viele Mannschaft. Man benutzte uns, wenn gleich nicht als Futter fürs Pulver, doch dermaßen, wo ein Posten zu besetzen, ein Loch zu stopfen war, daß die Gedienten vom vorigen Jahre behaupteten, wir würden nicht als Freiwillige behandelt, sondern als gut genug, um den Linientruppen ihre Arbeit und Lasten abzunehmen. Wie weit das richtig war, laß ich dahin gestellt. Vor dem beständigen auf Wache ziehen, konnten wir freilich nicht zu den besondern Exercitien kommen, welche für unsere Waffenart bestimmt sind. Und wenn wir exercirten, geschah es in Reih und Glied; von dem Schultern, Rechts und Links um, Präsentiren und dem unseligen Parademarsch kamen wir erst sehr spät zu dem freieren,

lustigeren Tirailliren, bei dem sich der Soldat erst als ein selbstständiges Wesen fühlt. Dennoch schlug die Jägerlust so gut an, daß schon nach wenigen Uebungen darin Major Diest uns das Zeugniß seiner Zufriedenheit gab und erklärte, wenn es noch dazu käme, könne er uns jetzt getrost dem Feinde entgegenführen.

Endlich wurden wir zum Ernst gebraucht, zwar ein sehr milder Ernst, aber doch immer besser als das Spielen und Putzen und Paradiren. Ich ward Abends am 17. Juli zum ersten Male zu einem Piket commandirt, welches sich den Festungswällen in der Nacht möglichst nähern sollte. Die tiefe Stille in der dies Geschäft abgethan wird, die Dunkelheit und die noch tiefern Schatten der Gegenstände, welche aufzusuchen recht unser Studium war, gaben dieser Expedition einen eigenen Reiz für mich. Als das Piket sich hinter einer Mauer gesammelt, wurden die Befehle flüsternd ertheilt, und in möglichster Geräuschlosigkeit, die Gewehre unterm Arm, schlichen wir unter Führung des Gefreiten auf unsere Posten, die, wie sich versteht, hier stets Doppelposten waren; in der Regel bilden ein Musketier und ein Jäger das Paar. Die Umgebungen der französischen Festungen sind wie geschaffen für diesen Vorpostendienst, indem alle Gärten mit lebendigen Hecken umzäunt sind, hinter denen die Pikets sich fortschleichen und die Wachtposten sich unbemerkt aufstellen können. Freilich ist dies coupirte Terrain auch eben so vortheilhaft für die Belagerten, die sich, bei besserer Kenntniß der Localität, unbemerkt heranschleichen, die Vorposten aufheben, Ausfälle bewerkstelligen oder Emissäre aus-

senden können. Die Aufmerksamkeit unserer Wachtposten mußte daher sehr groß sein. Auf diesem meinem ersten Posten vor dem Feinde fühlte ich zum ersten Male empfindlich den Verlust meiner Brille und mußte mich auf die Sehkraft meines Musketiers und auf mein gutes Gehör verlassen. Kluge Leute meinten, ich würde auf dem Vorpostendienst in freier Luft und im Grünen durch die fortdauernde Anstrengung meine Augen stärken, daß ich die Brille vielleicht gar nicht mehr bedürfe. Ich kann das Mittel leider nicht als probat empfehlen.

Unser Posten war in einem mit Hecken umschlossenen Garten, der etwas hoch gegen das Glacis der Festung zu lag. Obgleich Mondschein war und die Wälle sehr nahe vor uns, konnte ich sie doch wegen des starken Nebels nicht genau sehen; desto deutlicher hörte ich die Stimmen der französischen Wachtposten. Es war die Stunde von 11 bis 1 Uhr. Also in der Geisterstunde der Nacht vom 17. bis 18. Juli 1815 stand ich zum ersten Male vor dem Feinde; leicht erreichbar für jede Muskete, die vom Walle her auf mich anlegte. Ich läugne nicht, daß das Herz etwas lebhafter schlug. Die Hecke vor mir verbarg nur den untern Theil des Körpers, und wenn wir gleich, auf Anweisung meines Mitpostens, stumm und bewegungslos wie Stöcke dastanden, die blinkenden Gewehre nach unten gehalten, so würden die Wachen in der Festung, wenn der Mond hell auf uns schien, uns doch schwerlich für Baumstämme gehalten haben. Die tiefe Stille, wir durften kein Wort uns zuflüstern, hatte nicht minder etwas Unheimliches. Aber zugleich entging mir auch nicht das Poetische

meiner Situation. Mitternacht, im fremden Frankreich, die Einsamkeit, die romantische Scenerie, die dunkeln Hecken, hinter denen Gestalten und Wesen uns belauschen konnten, und vor einer Festung, gespickt mit Eisenschlünden, die plötzlich losdonnern konnten, und, was noch romantischer war, ein dichter Nebel machte diese Festung, die doch dicht vor uns lag, mit den Händen zu greifen, unsichtbar! Der Verstand sagte mir dazu, wenn sie dich auch sehen, werden sie doch nicht auf dich schießen. Mir kam der Wachtposten aus dem Hamlet in den Sinn. Jetzt wünschte ich fast, daß uns etwas begegnen möchte. Aber es blieb todtenstill in den Hecken und in der Luft. Nur die Nachtvögel schwirrten um unsere Köpfe; nur die Wolken zogen über den Mond. Wir hörten unsern eigenen Athem.

Und doch hörten wir ein Geräusch, und mit der bestimmtesten Deutlichkeit aus der Festung her, und dieses Geräusch trug, wo ich es zum ersten Mal vernahm, nicht wenig dazu bei, den Reiz des Schauerlichen zu mehren. Es war kein Glockengeläut, die Glocken verstummen in einer belagerten Stadt; kein froher Rundgesang der Wachtsoldaten, es klang wie ein Unheil verkündendes Unkengeschrei. Die Wachtposten auf den Wällen der französischen Festungen rufen sich nämlich des Nachts zur Erweckung ihrer Aufmerksamkeit fortwährend einige Worte zu. Aus weiter Ferne erscholl ein Ruf, den ich nicht verstand; er ward erwidert und kam näher. Unwillkührlich faßte ich meine Büchse und prüfte den gespannten Hahn. Aber mein Musketier flüsterte mir zu: „Stille, Jäger, es ist nichts.“

Der Zuruf kam immer näher, bis ich deutlich die Losung hörte: „Sentinelle, prenez garde à vous!“ Dumpf und monoton war der Schall, aber gerade das vermehrte das Schauerliche. Jetzt schmetterte es so deutlich, als stände der Mann zwanzig Schritt vor mir. Bald ward es schwächer, bald schien es ganz zu verhallen, um nach einer Weile von der andern Seite wieder zu kommen. Zuletzt ward ich so gleichgültig, wie beim Ticken einer Wanduhr. Ein scharfer Sinn konnte aus der Zahl und Dauer dieser Pulsschläge militairischer Wachsamkeit allenfalls den Umfang der Festungswälle ausrechnen. Die Schlußfolge wäre wenigstens sicherer gewesen als die, welche Philologen auf die Größe des wahrhaftigen Troja aus dem Umstande ziehen wollen, daß Achill Hektors Leiche drei Mal in einem Athem um die Mauern schleifte. Mein Sinn war damals vom Rechnen weit entfernt.

Um 1 Uhr bewegte sich allerdings etwas hinter den Hecken. Es war der Gefreite mit der Ablösung. Wir hatten nichts zu melden, und die Ablösung erfolgte in der Stille und mit der Behutsamkeit, wie wir aufgezogen waren. Um 3 Uhr zog das ganze Piket in der Morgendämmerung sich zurück. Nur einige entferntere Posten blieben von Musketieren besetzt, die sich in Erdlöchern versteckten. Es wäre Tolldreistigkeit gewesen, sich offen bei Tageslicht dem Muthwillen der feindlichen Schützen auszusetzen. Erst beim Abzuge der Pikets erfolgten einige Schüsse von den Wällen her, wenn auch zu keinem andern Zwecke, als um uns zu beweisen, daß man aufmerksam sei.

Der Piketdienst wurde für mich bald zu einer Art Erholung vom Exerciren und Putzen. Es war das Gefühl der Wichtigkeit, der Freiheit, der Gefahr und die Lust des Geheimnisses, die ihre Reize verlieh. Darüber vergaß ich zwar die Mühseligkeiten, die er mit sich führte; wenn, wie dies wohl vorkam, das Piket zwei Tage und zwei Nächte dauerte. Zwar war es nichts weniger als unterhaltend, oft den Tag über im Chausseegraben in brennender Sonne liegen zu müssen, ohne ein Feuer anzuzünden, ohne laut sprechen zu dürfen, und mit trockenem Commisbrod die lange Weile herunterschlucken zu müssen. Wie gern kroch man auf allen Vieren den Graben entlang nach einem kleinen Strauch, um den Kopf dahinter vorzustecken, und zu sehen, wie die Welt außerhalb des Grabens aussah. Wie sehnsüchtig erwartete man, daß die Sonne sich senke. Dann aber, wenn mit der Dämmerung der kühle Abendhauch kam, fing unsere Lebenslust an. Wie muthig und erwartungsvoll der Dinge, die da kommen sollten, erhob man sich und die Posten schlichen an die ihnen angewiesene oder bekannte Stelle. Nichts war da von Schultern, Marschiren vor dem Schilderhaus, kein Gewehrpräsentiren vor Officieren. Der Soldat war ein kleiner Feldherr, wenn er auch nur sich selbst zu commandiren hatte; er durfte seine Sinne und seinen Verstand anstrengen und sich selbst seine Operationspläne machen. Das war bei verschiedenen, ich möchte sie ambulante Posten nennen, der Fall. Ein gewisser District war ihrer Wachsamkeit angewiesen. Wir schlichen aufrecht oder gebückt, den Finger am Drücker des auf-

gespannten Hahnes, durch Hohlwege und Hecken, und der Kitzel der Neugier oder die Wollust der Gefahr drängte immer weiter. Einer spornte den andern an: Noch einen Schritt weiter! Wie wäre es, noch bis hinter jenen Busch? Aber eine mondhelle Fläche lag zwischen dem Busch und uns. Wir warteten, bis eine Wolke über den Mond zog, und huschten dann nach dem verbotenen Ort, wo wir eben nicht mehr sahen, als vorhin, aber wir hatten doch etwas gewagt. Besonders trieb uns ein Kitzel, möglichst nahe dem Wallgraben zu kommen. Nun waren wir dicht daran, das Herz schlug, diesmal wohl mehr vor Lust als Bangigkeit, so nahe, unbemerkt dem Feinde, am Rande fortzuschleichen. Wir hörten die Hunde drinnen anschlagen, das Gespräch der Schildwachen, und nachdem wir nichts belauscht und nichts gewonnen, huschten wir wieder zurück, mit dem süßen Bewußtsein, einer möglichen Gefahr sehr nahe gewesen zu sein. Wir waren siebzehn Jahre alt; aber auch die älteren Musketiere vergnügte es, so etwas zu wagen, was ihnen nicht befohlen, aber auch nicht verboten war.

Wochenlang vor einer Festung stehen, in Wetter und Ungemach, in Erdlöchern und Strohhütten, in Regen und Hunger, erhitzt die Phantasie mit wunderbaren Vorstellungen von der Herrlichkeit, die mit eisernen Thoren uns verschlossen ist. Da wohnen sie in der Stadt in festen Häusern und schlafen in weichen Betten. Essen und Trinken ist in Fülle vorhanden, und unter allen Lebensbedürfnissen braucht der Soldat nur zu wählen. Den Spaniern erschienen die Mauern

der Peruanischen Städte, ehe sie drinnen waren, von gegossenem Silber. Nicht viel anders betrachteten wir das trotzige Landrecy, und der Reiz mochte eben noch den Umstand erhöhen, daß wir es eigentlich gar nicht sahen, außer in nächtlichem Nebel und nur von den Streiflichtern des Mondes beschienen. Ich war auch später niemals drinnen; wahrscheinlich aber ist es ein dürftiges Städtchen, wie die meisten Festungen im nördlichen Frankreich. Eines Abends, als wir nach einem ermüdenden Tage uns früh zur Ruhe begeben wollten, bliesen die Hörner zum Sammeln. Wundervolle Kunde! In Landrecy stand kein Bayard, der es mit den Geschützen der Belagerer aufnehmen wollte. Als die Batterien zum Bombardement fertig waren, ergab sich der Commandant, wie der von Maubeuge, unter der Bedingung des freien Abzugs der Garnison. Augenblicklich sollten wir packen, antreten und in ein näher der Stadt gelegenes Bivuak rücken, um am nächsten Morgen, vor unserm Prinzen August vorüber defilirend, als Sieger in die eroberte Stadt zu ziehen. Ungern verließen wir unsere guten Quartiere in Merville. Die Sache hatte aber noch außerdem Unangenehmes; unsere Wäsche hing großentheils noch feucht an den Leinen. So, bedeutend schwerer, mußte sie eingepackt werden, und auf den überladenen Tornistern noch die neuerdings uns verabreichten Kochgeschirre. Was aber bedeutete das gegen den Triumph, als Sieger in eine belagerte Stadt zu rücken! Dort sollten wir acht Tage rasten, und herrlich und in Freuden leben von den ungeheuren Magazinen, welche der Feind zurückgelassen,

und die gar nicht zu bewältigen wären. Wein, der erste französische Wein, sollte uns zur Belohnung geliefert werden; und dann, glaube ich, sollten wir, neu ausgerüstet, nach Paris marschiren! Wer dachte an das elende Bivuak, in welchem wir diese Nacht campirten! Wenige schliefen, wenige kochten; morgen mußten die Bürger von Landrecy uns Festmahle bereiten. Aber Feuer wurden angezündet, und darum, angefrischt von dem Weine, den wir morgen trinken wollten: „Körners wilde Jagd", „Der Sturm bricht los" und: „Du Schwert an meiner Linken" gesungen. Unsere Stimmen klangen gut. Wer froh ist, singt immer gut. Unser Capitain kam dazu und lobte unsre Lust und unsern Gesang. Wir plauderten und sangen bis nach Mitternacht.

Auf die Nacht mit Morgenroth folgte ein grauer Tag. Wir sollten nicht in Landrecy als Sieger einmarschiren, nicht acht Tage dort in Herrlichkeit und Freuden zubringen, nicht Wein erhalten und nicht nach Paris ziehen, sondern am nächsten Tage, ohne Wein und Rast, mit Sack und Pack auf dem Rücken, ostwärts nach Philippeville marschiren, um mit der Belagerung da anzufangen, wo wir in Landrecy aufgehört. Statt der verheißenen Herrlichkeit erhielten wir für die Eroberung eine doppelte Ration Brandwein! Was sollte uns der! An Brandwein hatte es nie gefehlt. Mit der Deutschthümlichkeit und der Frömmigkeit waren damals die Mäßigkeitstheorieen noch nicht aufgekommen. Brandwein, aber kein Fleisch und Brod! Wir hungerten den verfehlten Freudentag über. Erst am Abend ward

eine Corporalschaftssuppe fertig. Wenigstens entgingen wir der Parade.

Zwischen der Sambre, die wir verließen, und der Maas, der wir uns wieder näherten, liegt die kleine Festung Philippeville, die jetzt zu Belgien geschlagen ist. Auf einem mäßigen Höhenzuge, der sich im Westen der Stadt weithin dehnt, wie ein Hochplateau, mit der Fernsicht auf die tief in der Ebene liegende Festung stand das Lager, oder sollte es stehen, das uns aufzunehmen bestimmt war. Ach, wenn es schon gestanden hätte! Begleite mich der geneigte Leser auf zwei anstrengenden Tagesmärschen von Landrecy bis auf diese Höhe vor Philippeville, und in den Hundstagen, und mit Wehr und Waffen und dem Kochgeschirr auf dem Rücken! Zum Hinsinken müde, kamen wir Abends um 7 Uhr auf diesen freien Platz, wo nur zertretenes Haidekraut wächst. „Dies, Jäger, ist Euer Lager," hieß es, „dort hinter Euch ist ein Busch, haut Euch Holz, Stroh ist requirirt und wird kommen, die Ingenieure werden Euch inzwischen den Platz anweisen und das Uebrige ist Eure Sorge, nämlich ein Haus zu bauen, wo Ihr die Nacht schlafen könnt."

Der Officier hatte nicht nöthig gehabt zu commandiren: „Rührt Euch!" Wir waren wie eine müde Heerde hingesunken, und doch standen wir wieder auf, stellten die Büchsen zusammen, warfen die Tornister und Patrontaschen in einem Haufen und stürzten mit gezogenem Hirschfänger in den Wald. Dieser wurde gelichtet, und unser Lager gerüstet, in einer langen, langen Linie, mit gehörigen Zwischenräumen für Feuersgefahr.

Das Stroh zum Decken und zum Lager kam auch an. Wir waren jetzt schon etwas in der Arbeit geübt. Andere mußten kochen, noch andere Wasser holen, aus einer Quelle, die eine halbe Stunde entfernt war. Es ging, wer hätte es geglaubt, und zwischen 10 und 11 Uhr war alles soweit fertig, daß man sich zum Schlafen niederlegen konnte.

Ein Pallast war es gerade nicht. Stelle man zwei Spülbecken auf die breite Kante und oben lehne man sie aneinander; das war unsere Hütte, nur daß man auch die schmalen Giebelseiten mit Stroh verputzte. Aufrecht konnte ein mäßig großer Mann eintreten, auch aufrecht stehen bleiben, wenn er sich gerade in dem Mittelstrich hielt; wenn er aber auch nur einen Zoll sich seitwärts bewegte, mußte er den Kopf bücken. Aber von stehen, gehen und bewegen, geschweige denn etwas aufrecht darin zu thun, war nicht die Rede. Die Hütte hatte man zum Liegen gemacht. Vierzehn Personen sollten von Rechtswegen darin liegen, einer neben dem andern, und dann war der Bodenraum dermaßen bedeckt, daß buchstäblich kein Apfel zu Boden konnte. Wer später kam, und seinen Schlafplatz suchte, mußte, so gut es ging, unter den andern, die schon lagen, fortkriechen, wobei es Fuß- und Armstöße gab und viel geflucht wurde. Oder er mußte am Eingange liegen bleiben, ein Platz, der nicht gesucht wurde, nicht sowohl um deswillen, daß jeder über ihn wegstieg, sondern weil er Wind und Regen aus der ersten Hand empfing. Warm lagen die andern, ob gerade angenehm, das kam auf den Geschmack und die Nachbarn an. Toilette

wurde nicht gemacht, viel sich zu rühren verbot sich von selbst, der Tornister war das Kopfkissen.

Auf Vierzehn, sage ich, war von Rechtswegen gerechnet, denn so groß war die Corporalschaft; aber factisch hatten höchstens zwölf Platz. Auch gewissermaßen von Rechtswegen; denn von Vierzehn waren gewiß wenigstens Zwei in jeder Nacht auf Wache. Leider hatten in dieser ersten Nacht vor Philippeville zufällig unsere ganze Corporalschaft Ruhe, und leider hatte ich mich verspätet, entweder beim Wasserholen, Kochen oder dem Geschirrreinigen. Kurzum, als ich mich zum Schlafen meldete, war die ganze Hütte besetzt, und ein Lachen und Brummen wies mich ab. Möglich, daß noch ein nachhaltiger Groll gegen den Hermannsbündler dabei mitspielte; sonst hätten sie wohl zusammengerückt. Ich mußte noch froh sein, daß eine gutmüthige Seele, die am Eingange schlief, mir erlaubte, den Kopf und den halben Oberleib in das Heiligthum zu stecken; mit drei Viertheilen des Leibes schlief ich im Freien. Es war eine Julinacht und ich 17 Jahre alt.

Alles das waren Kleinigkeiten gegen die Verdrießlichkeiten, welche mich noch hier vor Philippeville erwarteten. Ich war der fleißigste Correspondent nach Hause, und zog mir dadurch oft den Spott meiner Kameraden zu. Wo ich eine halbe Stunde dem Exerciren, dem Putzen und dem Schlaf abstehlen konnte, schrieb ich. Von einem Breslauer Juden hatte ich ein unschätzbares Gut, was hier ganz fehlte, Dinte, gekauft. Ich saß, ein Kommisbrod auf meinem Schooß, die flache Seite als Tisch benutzend, den Dintenstecher neben

mir in der Erde, und schrieb meine Briefe, die zugleich meine Tagebücher waren. Acht bis neun waren schon nach Hause gegangen, aber unglücklicherweise hatten sich die letztern, bei der Unregelmäßigkeit der Feldposten, verspätet, und die Meinen in Berlin waren durch deren Ausbleiben in großer Sorge um mich. Wer verdenkt es der mütterlichen Zärtlichkeit, wenn sie alle Hebel in Bewegung setzte, um von dem verlorenen Sohn zu hören. Da wurden durch Bekannte alle diesen Bekannten bekannte Officiere in der Armee angegangen, sich nach mir zu erkundigen, und alle diese Officiere schrieben an das Regiment Colberg, ob ich gestorben oder verdorben, und daß man der achtbaren, betrübten Familie doch Auskunft über mich geben möge. Ich ward plötzlich citirt, um Rede und Antwort zu stehen, denn alle diese Mahn- und Fragebriefe waren zur selben Zeit eingelaufen, und nach ihrem Inhalt mußte ich ein höchst gewissenloser Mensch und Sohn sein, wenn ich noch lebte. Da Letzteres nun constirte, so fuhr man mich in jenem Sinne an. — „Aber ich habe geschrieben." — „Wie oft?" —„Neun Mal." — Die Officiere sahen sich betroffen an. So oft hatte noch kein Mitglied des Regiments geschrieben, es wäre denn ein sehr verliebter Bräutigam darunter gewesen. Man entließ mich und wußte nicht, was man sagen sollte. So stand ich, ich weiß nicht, ob als das juste milieu, zwischen zwei Feuern. Hier angeklagt des zu wenig Schreibens, dort, ich schriebe so viel, daß die Feldpost Beschwerde gegen mich eingelegt habe.

Bald darauf trat schlechtes Wetter ein. Unsere

Hütten waren an jenem Abende, wie man sich denken mag, nur leicht gebaut. Auch am folgenden Tag hatte man es nicht für nöthig erachtet, sie fester zu machen und dichter zu decken, da das Gerücht sich wieder erneute, wir würden nach Paris marschiren. Auch hatte es geheißen, daß wir dies zu entfernte Lager auf dem Berge verlassen und näher der Festung, die noch immer zwei und eine Viertelstunde entfernt lag, bivuakiren sollten. Der Regen strömte vom Himmel, der Wind trieb immer neue Wolken heran, und wenn die Güsse nachließen, rieselte von dem grauen Himmel ein alles durchweichender Staubregen herab, der Tage lang anhielt. Was half da Flicken und Repariren, wo der ganze Bau nichts taugte; und was den Regen von oben abhalten, wo er unten schon eingedrungen war! Der Boden war lehmigt und bald ganz aufgelöst. Der Platz, auf dem unsere Baracke stand, lag niedriger als die Höhen dahinter, und Niemand hatte uns gesagt, daß wir Gräben darum ziehen müßten, um das Wasser abzuleiten; so drang es denn in hellen Strömen herein, und hatte nur einen Rivalen an dem Wasser, welches schon oben durchsikerte, oder bald durchplätscherte. Unsere Uniformen und Mäntel waren durchnäßt; nirgends ein Ort zum Trocknen, oder wenn man sie etwa am Feuer getrocknet hatte, wo man sie aufhängen konnte. Selbst wo den Schatzkasten, der unsere Omnia enthielt, den Tornister, sicher unterbringen? Auch unsere Wäsche wurde feucht und stockte. Endlich ward man gleichgültig, als sollten wir und unsere ganze Equipage sich im Regen auflösen, der eine Woche anhielt. Man

warf die Sachen hin, wo es war, und ließ den Himmel dafür sorgen.

Ich bewunderte einige meiner Kameraden, die sich in vollem Mismuth oder in vollkommener Resignirtheit auf den nassen Moder in unserer Hütte zum Schlaf hinwarfen, denn alles darauf geworfene trockene Stroh half nichts; es ward Mist. Den Mantel über das Gesicht gegen den Tropfenfall von oben, trösteten sie sich mit der Erinnerung an die Lagerstätten der Preußen nach dem Rückzuge von Dresden, wo die Ermüdeten ohne Weiteres ihre Mäntel in dem kniehohen Koth ausbreiteten und sich darauf warfen. Für mich war es in diesen Tagen eine Wohlthat, wenn ich zur Wache oder auf Piket commandirt wurde. Dort gab es doch zuweilen Orte, wo man sich trocken niederlegen konnte, einen Thorweg, einen Schuppen, und wo nicht, so begegnete man durch Thätigkeit den niederdrückenden Einflüssen der Witterung. Auf einzelne Stunden fand ich wohl Unterkunft in den Hütten meiner Kameraden, die günstiger gelegen und fester gebaut waren, und benutzte sie, wenn meine Freunde gerade auf Wache zogen; die mehrsten dieser Schreckensnächte aber kauerte ich auf einer Tonne und daneben liegenden Reisigbündeln. Auf einer runden Tonne und im Reisig kann sich der Regen nicht setzen; man bleibt wenigstens von unten, wenn nicht trocken, doch nicht in einem unfreiwilligen Schlammbade. Die Tonne lag, so viel ich mich entsinne, an der hinteren Giebelwand einer der größern Hütten, die zu allgemeinen Zwecken, also splendider und solider erbaut waren. Das Dach stand um etliche Zoll über; diesen

Schutz benutzte ich für meinen Kopf, ohne mich zu entsinnen, ob dann der Hals die Traufe erhielt. Es gab so viel Regen und Traufe, daß man die Details ganz vergaß.

Wie sehnsüchtig erwartete ich den Morgen, um mich von der Nacht zu erholen. Aber womit? Ich weiß es selbst nicht. Regnete es am Tage weniger? In der Nacht fühlte man ihn doch nur, aber beim Tageslicht sah man noch dazu den Regen. Die Sonne, wenn sie vorblickte, trocknete nicht, und die angezündeten Feuer gingen wieder aus. Mit nassem, grünem Holze Feuer anmachen müssen auf nassem, durchwühltem Lehmboden, und während des Regens und den Regen hindurch es brennend zu erhalten, könnte unter Hercules' Arbeiten aufgezählt werden. Freilich, Hercules hätte sie gelöst. Er hätte fette Kieferbäume übereinander gethürmt, die einen Brand geben, um den Regen in Respect zu setzen. Aehnliches wurde auch bei uns versucht; einige große Feuerbrände schweelten Tag und Nacht fort, und die vom Frost und Nässe Durchschüttelten standen darum, sich und ihre Mäntel einmal zur Abwechselung zu wärmen, besser gesagt, zu räuchern. Von der dicken Luft niedergehalten, strich der Rauch von den hunderten von erlöschenden oder nicht brennen wollenden Feuern durch das Lager. Rauch, branstiger Geruch, Fettdampf, sprühender Regen und Windstöße, unten ein aufgewühlter Morastboden, die Schuhe durchweicht, die Kleider mit Koth bespritzt, nirgends ein Ruheplatz, nirgends eine Erholung, das waren die Lagerfreuden vor Philippeville.

Noch waren sie damit nicht erschöpft. Wer konnte

kochen, wo kein Feuer brannte! Nur dann und wann gelang es, eine warme Suppe, ein halb gar gekochtes Fleisch sich zu verschaffen. Zwar wurden die Feuer, wenn ich mich recht entsinne, corporalschaftsweise angelegt, lange Linien vor den Baraken, jede Feuerlinie im rechten Winkel mit der Front der Zeltlinie, und die Kameradschaften hatten, je zwei und zwei, die in einem Geschirr kochten, links und rechts daran ihre bestimmten Plätze. Wehe denen, gegen die der Wind stand. Sie mußten oft, weil sie es vor Rauch nicht aushielten, ihre Töpfe im Stiche lassen, oder rissen sie im Unmuth weg, um halb rohes Fleisch hinunter zu würgen, oder den ganzen Inhalt auszuschütten. Dann aber kam ein Platzregen, und für Alle war die Hoffnung zu Ende. Wer unmuthig ist, zankt gern. An heftigen Streitigkeiten fehlte es denn auch nicht am Feuer.

Also auch mir waren diese sieben Regentage ohne Obdach Schreckenstage. Kaum ein Mal eine kräftigende, warme Speise, um dem Frost von außen Widerstand von innen zu leisten. Auch waren die Naturallieferungen sparsam; es mochte eine ärmere Gegend sein als die um Landrecy. Kommisbrod und Brandwein sollte uns aufrecht erhalten. An letzterem fehlte es denn auch hier nicht, und die Verführung, ein Trinker zu werden, lag nahe genug. Aber der Brandwein schmeckte mir schlecht, und ich brauchte ihn nur als ein nothwendiges Existenzmittel. Zum Glück wimmelte das Lager bald von Verkäufern und Verkäuferinnen. Es war ein völlig freier Markt von alliirten und französischen Marketendern; Greise, Frauen, Kinder hielten alles Mögliche feil für

den — der bezahlen konnte, Milch, Kaffee, Chocolate, Stiefelwichse, Trinkwasser; letzteres ein sehr gesuchter Artikel wegen der Entfernung der Quelle; Chocolate war in solcher Fülle da, daß jeder Bauer davon in seinem Hause eine Fabrik zu haben schien. Möglich, daß es auch so war, denn sie war sehr schlecht. Noch bewahrte ich eine Tafel von Berliner Fabrik im Tornister als letztes Auskunftsmittel in der äußersten Noth.

Chocolate konnten wir allenfalls kochen; wer aber kann auf die Dauer davon leben und Soldatendienste verrichten! Endlich sehnte sich das Herz nach einer Kräftigung, und mein Kochkamerad und ich beschlossen, trotz Wind und Wetter uns doch einmal eine warme Fleischsuppe zu bereiten. Verzeihe der geneigte Leser, wenn ich ihm davon berichte; es ist ein Stillleben der gemeinsten Art, aber man liest ja gern, auch im Alter, Robinsonaden, und mir steht die Geschichte meiner Fleischsuppe so lebendig vor Augen, als wäre sie erst gestern geschehen. Wir hatten zusammen ein halbes Pfund Kuhfleisch und etwas Reis geliefert erhalten. Der Kamerad übernahm die Sorge für das eine, ich für das andere Element; er nämlich für das Feuer, ich für das Wasser. Beides war schwierig. Von jenem redete ich schon. Aber die einzige Quelle mit trinkbarem Wasser war über eine halbe Stunde vom Lager entfernt, und unser einziges Gefäß zum Kochen und Wasserholen unser Kochgeschirr. Während er auf den Knieen das Feuer anblies, und die zarte Flamme mit beiden Händen gegen den Windshauch schützte, machte ich mich auf den Weg nach der Quelle. Welch ein

Weg! Bei jedem Tritte versank der Fuß im aufgeweichten Lehmboden, und über die Arbeit, ihn wieder herauszuziehen, verstrich so viel Zeit, daß es ein doppelter Weg, nach Stunden zu rechnen, wurde. Nun rechne man, wie viel mehr Zeit und Mühe ich bei der Rückkehr brauchte, wo ich mit aller Behutsamkeit mein volles Wassergeschirr tragen mußte, aber trotz dem ein gutes Theil vom Inhalt verschüttete. War der Weg schlecht, wie war die Quelle, und wie der Boden umher! Von diesem zuerst. Zehn Schritt in der Runde ein Morast; denn das halbe Lager holte hier seinen Wasserbedarf, nicht allein die Menschen, auch die Thiere. Pferde gehen tiefer als der Mensch. Endlich watete ich bis an die Quelle, vermittelst Steine und Holzblöcke, die man in das Moor gesteckt, und fand allerdings noch Wasser, aber welches! Da hatten die Pferde gesoffen, die Wäscher und Wäscherinnen gespült. Was alles mußte erst weggeräumt werden! Und vorher wurde das Fleisch gewaschen, und dann, nach einer Weile ein Wasser geschöpft, welches wir damals klar nannten!

Es ging. Das Feuer brannte, das Wasser kochte, das Fleisch tauchte auf und unter, ein angenehmer Brodem stieg in unsere Nasen. Sogar schäumten wir mit unserm Blechlöffel die Suppe ab; wir waren Gourmands, wir wollten einen reinen Genuß. Aber das Feuer trug den Sieg über das Wasser davon nach dem natürlichen Proceß, den man in jeder Küche beobachten kann. Die Suppe kochte rasch ein, und wenn wir nicht die Hälfte verlieren wollten, mußte Wasser zugegossen werden. Noch ein Mal trat ich den sauern Weg nach

der Quelle an. Aber mit welchem Gefäß! Mit dem flachen Deckel des Kochgeschirrs, welches so eingerichtet ist, daß es zugleich als Teller dient. Wie viel Wasser ich auf dem langen Wege zurück brachte, mag man denken. Während ich gegangen, war wieder ebenso viel eingekocht als ich brachte. Unser Durst war groß, und die Quelle fern. Einen Mosesstab besaßen wir nicht; aber rings umher auf dem Felde waren kleine tiefe Löcher von den Pferdehufen, in denen sich das Regenwasser gesammelt hatte. Die Suppe duftete so kräftig, daß sie wohl den Zusatz von etwas Regen- und Lehmwasser vertrug. Die Zwiebeln würden das weitere thun, den etwa üblen Geschmack zu verdecken. Also schöpften wir, siebten so gut es ging, und füllten. Endlich regnete es. Wer hätte jetzt den Topf zugedeckt! Lieber das Feuer, daß es nicht ausgehe. Scheite Holz, die wir, um sie zu trocknen, auf der Brust eingeknöpft trugen, wurden darauf gelegt, was von Talg und Fett da war, in's Feuer geworfen. Item es ging, das Feuer prasselte herrlich trotz dem Regen und wir theilten uns in eine Suppe, die mir noch heute schmeckt, und Leib und Seele erfrischte, ob sie schon angebrannt und räucherig zugleich war.

Schnupfen, Husten, rheumatische Affectionen und Krankheiten der verschiedensten Art, wer sollte die nicht als nothwendige Folge eines solchen Lagerlebens erwarten! Aber ich blieb gesund und weiß auch nichts von vermehrten Krankheitsfällen im Lager. So waren diese Mühseligkeiten zu ertragen? — Gewiß durch frische Jugendkraft, im Sommer und in der gesunden Luft

einer hochgelegenen Gegend. Aber Soldaten haben in allen Kriegen weit größere Strapazen, Entbehrungen und Fährlichkeiten erdulden müſſen, und ſie erduldeten ſie ohne Murren? — Ohne Zweifel, wo es etwas galt, eine Eroberung, einen Sieg oder einen Rückzug. Wo Großes auf dem Spiele ſteht, und wäre es auch nur die Rettung des eigenen Lebens, kann der Menſch ungeheuer viel, ſeine Kraft wird elaſtiſch gehoben. Hier aber galt es gar nichts, als eine Feſtung von Weitem einſchließen, die auch ohne uns wäre eingeſchloſſen worden, und eine Feſtung erobern, die auch ohne uns wäre erobert worden. Der große Krieg war beendet; dies waren Nachſpiele ſeines blutigen Ernſtes, der gegenſeitigen Ehre wegen, um diplomatiſcher Vortheile oder irgend eines Gewinnſtes willen geſpielt. Das fühlten wir Alle; der Fanatismus gegen den Welteroberer war abgekühlt. Um ſolche Nachexercitien der Kriegsluſt ſchien uns das zu viel auferlegt. Auch wozu das Putzen und Paradiren, die Exercitien im Kamaſchendienſt, vergeudete Zeit, fortgeworfene Mühe, wenn der Krieg zu Ende ging! Wollte man uns ganz als Soldaten behalten, vergeſſend, daß wir uns als Freiwillige zum Kriege ſelbſt, und zu dem für die Intereſſen des Vaterlandes geſtellt hatten? Dergleichen trübe Anſchauungen, genährt durch das trübe Wetter, ſtellten ſich damals ein, um ſpäter immer ſtärker vorzutreten.

Während Waffen, Riemzeug und Kleider im Koth umherlagen, oder beſchmutzt und naß uns am Leibe hingen, ſahen wir der nächſten Zukunft, wo die Sonne ſchien, eigentlich nicht recht froh entgegen. Denn wir

wußten, sobald sie scheint, heißt es geputzt! Statt uns aber mit diesem Mechanismus zu befreunden, wurde er uns immer widerwärtiger, je mehr wir darin geübt wurden; und diese Aussicht auf das Putzen ließ uns fast wünschen, daß das schlechte Wetter noch anhalten möchte. Wie trefflich Reinlichkeit und Ordnung in allen Lebensverhältnissen auch sind, und für einen Soldaten insbesondere, so widerstrebte uns doch die kleinlich ängstliche Art, mit welcher man von uns verlangte, daß wir unsere Sachen blank und zierlich erhielten. Hatten wir denn zum Paradedienst die Waffen ergriffen und uns selbst equipirt? Dieses Brennen und Poliren des Riemzeugs mit schwarzem Wachs, diese Masse von Geräthschaften dazu, welche man mitschleppen mußte, um zu streichen, reiben, glätten aus voller Leibeskraft, bis das Bandelier oder die Patrontasche spiegelblank war auf — einige Stunden! Und hatte man einen halben Tag gebrannt, gegossen, gerieben, „gefummelt", (mit dem Fummelholz; die Kunst hatte ihr eigene Technologie) mit dem Wollenlappen polirt, mit dem Leinenlappen darüber gewischt, und hielt das Leder nun die letzte Probe aus, den Hauch des Mundes, um, die Rauheit abschüttelnd, sich in vollkommener Schönheit zu präsentiren; alsdann — ging man von der schwarzen zur weißen Kunst über. Die Kragen und die Aufschläge der Pommern waren weiß. Daß dies Weiß im Schweiß eines Julimarsches und im Koth des Lagers nicht ganz weiß blieb, ist begreiflich. Aber die Farbe der Unschuld ließ sich mit Kreide wieder herstellen. Geschabt zu Pulver, mußte sie mit wollnen Lappen so dick und stark

auf den Kragen eingerieben werden, als die Wolle des Tuches nur aufnehmen wollte. War diese Operation fertig, ward der Kragen wieder ausgeklopft, und zwar so lange — das sollte wenigstens die Normalprobe sein — bis kein weißes Stäubchen mehr herauskam. Freilich war nun die grüne Uniform eingepudert, und es galt diese auszuklopfen und auszubürsten, wobei der weiße Kragen dann wieder etwas grün oder grau wurde. Die Theorie auf die Spitze getrieben, wäre es eigentlich eine endlose Schraube des Bürstens, Klopfens, Reibens geworden. Und diese Operationen in dem engen Raume einer Hütte vorgenommen, in einem Staub- und Kotherfüllten Lager!

Es war dafür aber auch etwas Erhebendes, wenn bei der kleinen Morgenparade die weißen Kragen wie Kreidefelsen aus grünen Ufern vorblitzten; wenn der Capitain die Reihen entlang ging, er Kragen für Kragen mit dem Finger „knipste", und die Spitze sich dann besah, ob sie weiß abfärbte. Welche gegenseitige Seligkeit in den Blicken der Soldaten und des Officiers, wenn an dem Finger von Kreide nichts zu sehen war! Es war ein purificirter Jäger. Und wehe, wo ein weißes Staubwölkchen aufflatterte. Da sammelte sich eine finstre Wolke auf der Stirn des Capitains. Der Jäger hatte seine Pflicht nicht gethan als — Vaterlandsvertheidiger!

Dies sind nicht Gedanken von heut. Die Sache war uns schon damals, wenn nicht klar, doch sehr bedenklich. Wozu der Krimmskrams, die Scheererei, dieser Kamaschendienst? fragten wir uns. Im Jahre 1813 war davon nicht die Rede; weshalb heute? — Um uns

zu zeigen, daß wir nicht besser seien, uns nicht mehr einbilden sollten, als die andern Soldaten? — Wollte man uns beweisen, was Schmalz bewies und Gentz: daß es mit unserm Freiwilligenthum nicht viel auf sich habe? Daß wir nicht mehr gethan, als gute Bürger bei einer Feuersbrunst, die nach den Löscheimern griffen und ihre Pflicht thaten, sagte Jener. Dieser rechnete aus, wie viel conscribirte Soldaten, und wie viel Freiwillige in dem Befreiungskriege gefochten hätten, und sein Facit war: die gezwungenen Soldaten haben den Sieg erfochten. Der reactionäre Luftstrom in den höheren Regionen war allerdings damals schon in Bewegung. Das: „Mit Gott für König und Vaterland!" erhielt eine Auslegung, welche das erwachte Volksgefühl wieder dämpfen sollte. Aber ich zweifle, daß man schon mit bestimmtem Bewußtsein unsern Muth abdämpfen wollte. Eine Influenz von Oben herab auf die Subalternen war da — alle geistige Strömung zückt elektrisch durch die Lüfte — aber das nächste Motiv war ein allgemein Menschliches, die Lust zu befehlen. Großes war nicht mehr da; also begnügte man sich mit dem Kleinen.

Wo das blankere Bandelier, das glänzender geputzte Messingzeug den Ausschlag gab über den Werth des Soldaten, war es natürlich, daß diejenigen bald das Uebergewicht erhielten, welche in diesen mechanischen Verrichtungen durch ihren Lebensberuf mehr geübt waren. Die Sattler, Schneider, Schuhmacher, Gerber glänzten voran. Sie wußten auch bessere Hütten zu bauen, zu kochen und Ordnung ins Leben zu bringen, als die Gymnasiasten, Künstler, Kaufleute. Der Fluch

des Hermannsbundes lastete noch immer auf uns. Sie waren jetzt ein freier Bund, der in allen wichtigern Fragen den Ausschlag gab.

Darüber, daß sie uns tyrannisirt hätten, kann ich nicht eigentlich klagen. Sie ließen uns nur ihr Uebergewicht, wie praktische Männer gegen unerfahrene Neulinge, fühlen! Zuweilen zeigten sie etwas von Protectormienen; während Andere, in Voraussicht, daß dem Kriegszustande bald ein anderer folgen müsse, sich im Voraus um Protection gelegentlich bewarben. Besonders war eine Anzahl von Schreibern, aspirirenden Bureaubeamten, welche geständlich nur um deswillen die Büchse ergriffen hatten, damit sie im Civildienst später zu besseren Anstellungen berechtigt wären. Diese ambirten schon jetzt bei den Söhnen bureaukratischer Familien um dereinstige Fürsprache. Auch von den Professionisten empfahlen sich Einzelne mit ihrer Arbeit und baten um Kundschaft. So löste sich auch schon innerlich die Begeisterung auf.

Dennoch war das mens agitat molem anerkannt. Gebildet wollten die Meisten sein. Da war, wie ich schon andeutete, eine gewisse Mittelclasse, die vortrefflich sprach, in Sentenzen, welche man schon irgendwo gehört zu haben glaubte, und die gedruckt werden konnten, wenn sie nicht schon gedruckt waren. Es waren solche, die auf Liebhabertheatern geglänzt und von daher einen Firnis mitgebracht hatten, welcher nicht ganz unerfreulich war, wo er mit wirklichen Lebenserfahrungen verbunden erschien. Der Gentleman wußte sich also auch in diesen Classen hervorzuthun. Wir hatten manchen

unter uns, der ein bewegtes Leben geführt und viel erfahren hatte, ja dem unser Krieg ein Spiel dünken mußte. Leider hat mich hier die Erinnerung verlassen, und ich entsinne mich nur noch einiger Wenigen, denen ich mich gern anschloß. Nicht, weil ich durch das Gemüth zu ihnen gezogen wurde, sondern weil ich ihre selbst errungene Lebensbildung achten mußte. Es war mir etwas Neues, als ich bis da nur gelehrte Bildung kennen gelernt hatte. Da war ein junger Mann aus Berlin, ein Sattler, für mich damals von besonderem Interesse, weil er ein Schwager des berühmten Sattlers in der Königsstraße war, wo ich mein sämmtliches Lederzeug eingekauft hatte. Er war erst im Anfang der Zwanziger, aber seine Lebensgeschicke hätten wohl zu einem Roman Stoff gegeben. Als ein wilder Bursch, wie er selbst einräumte, war er schon mit funfzehn oder sechszehn Jahren von Hause fortgelaufen und den Franzosen gefolgt. Fünf Jahre mit ihnen und in ihrem Dienst in Spanien, war er endlich von einem der beiden Mina gefangen worden. Er ward nach Portugal und von da nach England abgeführt. Hier nahm er Dienste in der Englisch-Deutschen Legion und diente nun in Spanien als Cavalerist gegen die Franzosen, hatte aber wieder das Unglück von diesen gefangen zu werden, und wurde glücklicherweise nicht als Ueberläufer erkannt, nach Holland gebracht, wo ihn 1813 die Alliirten befreiten. Ich glaube schwerlich, daß ihn der Haß gegen Frankreich jetzt in unsere Reihen führte; es war nur der Geist der Unruhe, die Lust an einem bewegten, wechselvollen Leben. Wie er waren Viele. Auch haben

manche Deutsche von diesem beweglichen Sinne, bald hüben bald drüben, die Waffen in der Hand, gestanden. Es war erst das Jahr 1813, welches den Nationalsinn so erhob und befestigte, daß auch der Gedankenlose die Schmach fühlte, in den Reihen gegen sein Vaterland zu stehen. Auch unsern Sattler hatte der Krieg zum Gentleman gemacht; er sprach französisch, spanisch, portugiesisch und englisch, oder — wollte es sprechen. Und ebenso gern erzählte er von seinen Liebesbegebenheiten dort in den fremden Ländern, von woher freilich keine Zeugen für die Wahrhaftigkeit seiner Geschichten citirt werden konnten. Eine Spanierin in Madrid hatte ihm ihr kleines Messer, welches sie so geschickt zu werfen verstehen, gegen das Herz geschleudert; nicht weil er Rechte forderte, welche sie zu gewähren abgeneigt war, sondern weil er von diesen Rechten keinen Gebrauch mehr zu machen geneigt war, im Besitz andrer neuerer Rechte, die für ihn von mehr Reiz waren. Er hatte das Messer entweder mit dem Mantel aufgefangen, oder, aus ihren Blicken ihren Vorsatz ahnend, sie schnell entwaffnet. Aber, der Ungalante, er hatte darauf die schöne Spanierin, die doch nichts verbrochen, als daß sie den natürlichen Gelüsten ihrer Eifersucht nachgab, der Polizei überliefert. Ueber die Moralität der Handlung gab das viel Stoff nachzudenken; zu ähnlichen Abentheuern, und um aus eigener Erfahrung zu prüfen, was da das Rechte sei, fehlte uns in unserm Feldzuge die Gelegenheit.

Gedacht sei hier noch eines andern Kameraden, an den mich die politischen Fragen der Gegenwart wieder

lebhaft erinnern. Ein kleiner, untersetzter, schwarzer Mann, nicht schön und in seinem Wesen nichts von einem Gentleman. Wenn er nicht die Büchse trug, waren seine Waffen Scheere und Nadel, und er säumte auch nicht in jedem Quartier, wenn er vom Dienste frei war, die Beine über einander zu schlagen und den Faden zu wichsen. Unsere Uniformstücke verdankten ihm, daß sie noch so erträglich aushielten; wenigstens, wenn sie Miene machten auseinander zu gehen, war er es, der sie zu ihrer Pflicht fürs Vaterland zurücknöthigte. Aber er stand, trotz seiner Unansehnlichkeit, in großem Ansehen, und bei den Hänseleien, die im kameradschaftlichen Leben unvermeidlich sind, wagte sich ihm Niemand zu nahe; denn es war bekannt, daß er sich in dem vorigen Feldzuge tapfer gehalten hatte und mehrmals verwundet war, wovon seine Hand Zeugniß ablegte. Er hieß Schwarzbram und war ein Jude.

Die Regenwolken zogen endlich ab, wenigstens schien die Sonne wieder dazwischen, um uns trocknen und putzen zu lassen. „Das waren traurige Tage," steht in meinem Tagebuche von den gewesenen. Wir benutzten die heiteren, um uns eine festere, trockne Hütte zu bauen. Des Königs Geburtstag, der 3. August, brachte nicht die Uebergabe der Festung, aber eine große Kirchenparade vor Prinz August. Mit den Tornistern und dem Kochgeschirr auf dem Rücken hörten wir eine Predigt, oder standen doch wenigstens in Reih und Glied, während Andere für uns hörten. Denn nur die ersten Reihen mögen bei einer Feldpredigt den Worten des Predigers folgen. Wären aber auch Worte von vorn

zu uns gedrungen, der Torniſter und das Kochgeſchirr zogen alle Aufmerkſamkeit allein hinter uns. Wir prieſen insgeſammt mehr unſern Gott, als die Parade zu Ende war und wir Torniſter und Gewehr abwerfen konnten. Einige hohe Bäume, mit Feſtguirlanden und Blumen, waren vor unſerer Hüttenfronte aufgepflanzt und zur Feier des Tages wurden die Officiere und Ordensritter durch ein europäiſch zubereitetes Feſtmahl bewirthet. Wir hatten das Vergnügen, dieſem Feſtmahl zuſehen zu dürfen und den ungewohnten Geruch der Speiſen und Braten einzuathmen. Daß uns dies etwas ganz Fremdartiges geworden, mag man, nach dem Vorangegangenen, glauben. Außerdem erhielt jeder Mann eine halbe Flaſche Wein. Man ſagte uns, zur Entſchädigung für den in Landrecy Verſprochenen.

Der Regen, der uns weich gemacht, hatte die Herzen der Belagerten nicht erweicht. Philippeville wollte ſich nicht ohne Feuer ergeben. Täglich ſah ich es von unſern Höhen herab in duftiger Ferne, und in einigen Nächten habe ich auch auf Piketſtreifereien ſeine nähere Bekanntſchaft gemacht; ich ſtreifte wenigſtens gebückt im Schatten ſeiner Mauern und habe auch wohl einen verſtohlenen Griff mit dem Arm in die Tiefe ſeiner Gräben gethan, um mir ſelbſt das Zeugniß abzulegen, daß ich ſo weit vorgeweſen. Aber obgleich ich nachher ſelbſt durch ſeine verwüſteten Straßen marſchirt bin, muß ich doch bekennen, daß mir auch von dieſer Stadt gar kein Eindruck geblieben iſt.

Aber der Tag, der für Troja kam, mußte auch für Philippeville kommen. Wenn es über iſt, dann mar-

schiren wir nach Paris, hieß es, und von Paris aus nach Hause. Aufrichtig gesagt, ich empfand gar keine so besondere Lust nach Paris. Unsere altdeutschen Gedanken von dem neuen Babel mochten noch vorherrschen. Daß man es auch nach diesem Kriege noch nicht zerstörte! Ich will nicht behaupten, daß ich das gerade damals noch dachte; aber Streiflichter des Gedankens mochten noch an mir vorüber spuken. Die Mehrzahl meiner Kameraden aber freute sich. Wie wollten sie da die Sieger spielen! Man verhieß sich goldene Berge. Quartier werde jeder erhalten und so und so viel Francs täglich als Siegerlohn und zu seiner Beköstigung. Zwei rohe Burschen machten schon im Voraus die Rechnung, wie viel sie sogar noch aus Paris mitbringen wollten; nämlich alles baare Geld, denn ihren Wirth — den zukünftigen ideellen — wollten sie prügeln, bis er ihnen Essen und Trinken gäbe. Ich führe dies nicht als Charakteristikum an; es waren Stimmen von Einzelnen, nicht aus Barbarei und Bosheit, sondern aus Rachegefühl. Ihre Väter waren auch geprügelt worden. — Ich wollte in Paris nur einen Besuch machen, und bedaure noch heut, daß ich damals nicht hinkam; bei einer spätern Reise nach Paris lebte der edle, wunderbare Mann nicht mehr, den ja aufzusuchen ich in jedem Briefe Weisungen von Hause erhielt. Unser Deutscher und mein Schlesischer Landsmann, der Graf Schlaberndorf, der als Einsiedler, Sonderling, Gelehrter, Politiker, Menschenfreund und halbes Räthsel in Paris seit einem Vierteljahrhundert lebte, hatte die deutschen Freiwilligen mit eben so viel Herzlichkeit und

Gastfreundlichkeit aufgenommen, als er sonst gleichgültig gegen die Botschaften und Liebesbezeigungen aus der Heimath blieb, selbst die Briefe daher unbeantwortet lassend. Nicht seiner weltbürgerlichen oder wissenschaftlichen Bedeutung wegen sollte der Berliner Gymnasiast bei dem liebenswürdigen Greise sich vorstellen, sondern weil mein seliger Vater in Breslau mit der Schlabendorf'schen Familie und dem Grafen selbst in genauen Geschäftsverbindungen gestanden. Des Vaters sich erinnernd, dürfte er doch auch den Sohn freundlich aufnehmen, wie er alle Preußen aufgenommen, zumal seine Schlesier. Zwar würde der siebzehnjährige Schüler nichts beobachtet haben, was der Welt über den wunderbaren Mann jetzt mehr Nachricht gegeben hätte; aber für ihn selbst würde die Erinnerung eine willkommene Begleiterin durchs Leben gewesen sein.

Das Bombardement von Philippeville hatte angefangen. Ich stand gerade auf der Wache, als unter mir Rauchwolken aufstiegen. Es brannte in der Stadt. Die Wolken verbreiteten sich immer mehr, „der Himmel verfinsterte sich," steht sogar in meinem Tagebuch. Gegen Abend schlugen die hellen Flammen in die Höhe. Philippeville brannte. Ich hatte doch Aehnliches schon erlebt als Kind. Auch ich war einst ein Belagerter gewesen, 1806 in Breslau, und kannte alle die Schrecken und Verwüstungen, welche feindliche Bomben in einer belagerten Stadt verursachen, den Lärm der Feuerhörner, das Prasseln der Flammen, das Einstürzen der brennenden Häuser, die Noth an Rettungsmitteln, die platzenden Bomben, welche die Löschenden und Flüch-

tenden auseinander treiben, und dazu die Schrecken der Nacht! Was ich damals passiv miterlebte, sollte ich nun activ erleben. Die Franzosen hatten uns mit Bomben geängstigt, wir ängstigten sie wieder mit Bomben. War nun ein Vergeltungsgefühl plötzlich in mir erwacht, daß ich das schreckenvolle Schauspiel vor mir nur schön fand! Weiter finde ich keine Bemerkung und Betrachtung darüber in meinem Tagebuche, keine Erschütterung, kein Mitleid mit den Leidenden. Waren denn die brennenden Bürger drinnen dieselben Franzosen, welche 1806 Breslau bombardirten? Es waren unschuldige Einwohner, jetzt noch dazu nicht ein Mal mehr Franzosen, welche mit ihrem Hab und Gut, vielleicht auch mit ihrem Leben, für den Heroismus oder das militairische Ehrgefühl bezahlen mußten, das den Gouverneur und die Garnison veranlaßte, sich nicht auf den ersten Kanonenschuß zu ergeben, wie Maubeuge und Landrecy! Und wir — wir beschossen Philippeville, um beim Friedensschluß einige Vortheile mehr in die Wagschaale zu thun. Alles ging mit Rechten zu, jeder handelte nach seiner Pflicht, der Gouverneur, die Garnison, die Preußen; beide gewannen, jene den Ruhm sich tapfer gehalten zu haben, wir eine Festung, die ausgelöst werden mußte, Kanonen, Bomben und Munition; nur die Bürger drinnen gewannen nichts, sie verloren das Ihre. Sie hatten nicht Napoleon aus Elba zurückgerufen, sie, aller Vermuthung nach, waren es nicht, welche ihre Garnison zu halsstarriger Ausdauer anspornten. Wer hat ihnen den Schaden ersetzt? — Ich weiß es nicht. Frankreich vermuthlich nicht; denn

es mußte Philippeville im Frieden abtreten. Die Niederlande? Was sollten sie einen Schaden ersetzen, den sie nicht verschuldet. Es ist nichts Unrechtes dort geschehen, nur das, was in der ganzen Welt geschieht, wo das Kriegs- und Völkerrecht gilt. Der Kleine und Unschuldige muß bezahlen, was der Große und Schuldige verbrochen.

Ich stand, wie gesagt, Wache vor unsern Baraken, und sehe noch heut das brennende Philippeville zu meinen Füßen. Die übrige Scenerie ist mir indeß nicht mehr ganz erinnerlich. In meinem Tagebuch aber steht geschrieben: „Es war ein herrlicher Anblick. Zur Linken Wiesen, die sich in die Tiefe verlieren; jenseits sanfte Anhöhen, die mit Dörfern untermischt, sich erheben. Vor uns, unten am Horizont die brennende Veste, und zu unserer Rechten thürmen sich die finstern Ardennen. Hinter uns aber ist das fröhliche Gewühl des Lagers, und die ganze große Landschaft in der Beleuchtung der Flamme und der untergehenden Sonne."

Das war der Abend des 8. August 1815. Am Morgen des 9. wurden wir mit der Nachricht geweckt, Philippeville hat sich ergeben. Morgen am 10. ist große Parade, und wir marschiren mit klingendem Spiel, aber auch mit Sack und Pack in die Stadt, um — durchzumarschiren, nicht nach Paris, sondern nach Givet, der unüberwindlichen Festung, auf Felsen an der Maas gelegen, um bei Givet anzufangen, wo wir bei Philippeville aufgehört hatten.

Also diesmal grad und offen; wir wurden nicht durch Verheißungen getäuscht. Kein achttägiges Quar-

tier, kein Wegweiser nach Paris, keine Verpflegung aus den Magazinen von Philippeville, kein Wein und nicht ein Mal eine doppelte Ration Brandwein. Aber uns blieb — eine Parade!

„Das war wieder ein Donnerschlag," steht in meinem Buche.

Der 9. August des Jahres 1815 verging mit Wachsschmelzen und Kreideschaben, mit Klopfen, Bürsten, Streichen, Walken, „Fummeln," Poliren, Schmieren. Um 3 Uhr weckten uns am 10. August die Hörner, und der strapaziöseste Tag des ganzen Feldzugs begann, ehe noch sein Licht uns aufgegangen war. Völlig gerüstet, mit Tornistern, Brodbeuteln und Kochgeschirren traten wir um 4 Uhr an. Wegen der Dunkelheit wurde manche Kleinigkeit in den Baraken umsonst gesucht. Obgleich das Lager nur zwei starke Stunden von Philippeville entfernt lag, defilirten wir doch erst um 9 Uhr bei Prinz August vorüber und marschirten in die Stadt. Drei volle Stunden hatten wir vor derselben mit Sack und Pack auf dem Rücken stehen müssen, bis alle Regimenter in der gehörigen Paradeordnung sich versammelt hatten. Die Stadt sah wüst und branstig aus, wie es am zweiten Tage nach einem so heftigen Bombardement und Brande zu erwarten war. Wir waren froh, als wir jenseits hinaus und wieder im Freien waren. Wie groß der Schaden gewesen, und ob viele Bürger umgekommen waren, habe ich nicht erfahren.

Der gerade Weg von Philippeville nach Givet, etwa 3—4 Lieues, wäre ein kurzer Tagesmarsch gewesen; aber wir kamen von 2 Lieues weiter, mit Sack und

Pack, hatten eine Parade überstanden und rückten erst gegen 10 Uhr von Philippeville aus. Und nicht unser Jägerdetachement allein. Wenn nicht das ganze Belagerungscorps, so zogen doch wenigstens drei Viertel davon mit hinüber gen Givet. Wenn ich auf einer Höhe stand, sah ich, so weit das Auge reichte, vor mir und hinter mir Bajonette, Tzackots, Federbüsche, Büchsen, Munitions- und Bagagewagen, Roß und Mann: Jäger, freiwillige, der verschiedensten Detachements, Infanterie der Linienregimenter, Landwehr, Pioniere, Artillerie, einzelne Trupps Cavallerie. War gleich eine bestimmte Reihenfolge des Zuges angeordnet, wie ließ eine solche sich festhalten, wo Alle nur eine Straße ziehen, die eng ist, wo die Züge sich stopfen, wo einige saumselig, andere ungeduldig sind. Dieser rastet erschöpft; jener benutzt den Augenblick, rasch ihm voraus zu eilen.

Eine solche militairische Völkerwanderung kann ihr Anmuthiges haben, besonders in einer bergigten Gegend, und das hatte sie hier, so lange unsere Kräfte reichten. Wie Mancher traf hier mit Freunden zusammen, welche er lange nicht gesehen. Da nickte mir ein bekanntes Gesicht vom Pferde zu; ein Schulkamerad, den ich in Berlin verließ. Dort schrie mich Einer an aus einem überfüllten Wagen; es kostete aber Mühe ehe ich ihn unter den vielen Köpfen und Uniformen als einen Kameraden vom Marsche herauserkannte, der von Lüttich aus zu einem andern Regimente abgezogen war. Aber als wir uns die Hände schütteln wollten, drängte sich ein anderer Zug dazwischen. Es hieß: Marsch! Bei

Seite! Dennoch rief der Freund immerfort meinen Namen; ich lief seitwärts, um zu ihm zu gelangen, aber jetzt ging es bergab, und Rosse und Wagen waren fort und mir aus dem Gesicht. Ich mußte unter den schon gemischten, blauen und grünen Röcken mich wieder zu meinem Detachement zurecht suchen. Aber wohin war es? Es war hinter mir und vor mir. Da klopfte mir Jemand auf die Schulter; ein Freiwilliger vom ersten Pommerschen Regimente, er eilte seinem Bataillon nach; aber vorher ein Händedruck, ein Paar gewechselte Freundschaftsworte. Neue kamen den Berg herauf, noch mehr seiner Freunde, nähere, vertrautere. Da mußte man sich doch umarmen, Bruderküsse, Kernworte der Freundschaft wechseln, aus den Feldflaschen mit verkreuzten Armen trinken, mitten auf der Straße. Aber sie war für Alle. Ein Train Artillerie kam an. Platz! Platz! Man wich rechts und links, und der Geschützetrain rasselte so lange vorüber, den Staub aufwirbelnd, bis die Freunde längst wieder getrennt waren. Jetzt sprengten unsere Officiere heran, die Feldwebel riefen, die Oberjäger schrieen bei Namen; es galt unser Detachement sammeln. Ermahnungen, Flüche, Bitten! Es ging nicht allein so bei unserm Detachement. Der Soldat müßte aus andern Stoffen sein, wenn bei solchen Zügen die Ordnung streng inne gehalten werden sollte.

Das war das Angenehme. Es war ein Tröpfchen, das im heißen Sande versiegt. Wir trugen, wie gesagt, unser Alles auf dem Rücken. Wo wären Wagen zu requiriren gewesen, um unsere sämmtlichen Torniſter

aufzuladen! Es war ein heißer Augusttag, es ging bergauf, bergab, die Gegenden wurden immer schöner, je mehr wir uns den Ufern der Maas näherten, aber wer konnte sie betrachten! Es war physisch unmöglich vor dem aufgewirbelten Staube. Den mußten wir noch mittragen, denn er lag fingerdick auf unsern Kleidern; wir mußten ihn schlucken, bald klebte unsere Zunge am Gaumen, und die Mittagsstunde war vorüber, der heiße Nachmittag lag brennend auf den Bergen und Thälern.

Gewisse Erinnerungen, wo die sinnlichen Eindrücke besonders stark waren, stehen mir so lebendig vor Augen, als wäre es gestern erst geschehen. Die Straße schlängelte sich einen ziemlich steilen Berg hinan. Die Luft schien mir zu brennen. Die Kniee wankten und bei jedem Schritt in die Höhe wollte mich der Tornister und das Kochgeschirr rückwärts reißen. Ich durstete sehr; da half für den Augenblick die Schnapsflasche, freilich damit der Durst nachher nur um so heftiger werde. Aber ich hungerte auch. Es mochte 3 Uhr Nachmittags sein, und um 3 Uhr am Morgen hatten wir unser spanisches Frühstück, Brod und Zwiebeln, verzehrt. Unterwegs war uns keine Schenke begegnet, nicht ein Mal ein Marketender war bis zu uns gedrungen. Mein Brodsack war leer. Da, Gott weiß, wie es kam, fiel mir ein Goethe'sches Lied ein. Ich murmelte einen Vers zwischen den knirschenden Zähnen, und nun — werden meine zartfühlenden Leserinnen vielleicht denken — verging mir über der Macht der Poesie der Hunger, der Durst und die Müdigkeit.

Ganz das Gegentheil. Ich ärgerte mich tief, ja ich war erboßt, daß ein Dichter so leichtfertig und heiter singen könne. Goethe sollte nur auf einen Augenblick an meiner Stelle sein, da würde ihm die Lust schon vergehen, mit solchen leichtfüßigen Sprüngen über die Qualen des Lebens fortzutändeln. — Ich könnte den Ort malen, wo ich das dachte, und der Gedanke gab mir nachher noch viel nachzudenken, wie ich ein Mal so denken können. Wie viele unbewachte Posten hat der geistige Mensch, wo ihn die thierische Natur überfällt. Zum Glück dauerte der Sieg derselben dies Mal nicht lange. Ein Freund keuchte hinter mir herauf, dasselbe leidend wie ich, ob auch dasselbe denkend, bezweifle ich. Jetzt Professor legens an einer großen Universität, und ein, besonders im pädagogischen Fache, geachteter Schriftsteller, war er von je an mehr Philosoph, als Gefühlsmensch; Goethe stand ihm daher nicht so hoch, als er mir stand. Er sagte, ich möchte mich nur zur Ruhe geben, und gab mir aus seinem Brodsacke einen Kant trocken Kommisbrod. Ich feuchtete dasselbe mit den Rest Brandwein aus meiner Flasche an, und fühlte wieder so viel Kraft, um mich bis zum nächsten Ruheplatz zu schleppen.

Der gerade Weg von Philippeville bis Givet ist, wie gesagt, nur mäßig lang, aber unser Weg ging nicht nach Givet selbst, sondern, wie wir auf dem Marsche erfuhren, in unser jenseits der Maas gelegenes Lager. Wir mußten in nördlicher Richtung von der Stadt in einem weiten Umwege einen Uebergangspunkt über den Fluß suchen, um drüben, wieder in einem großen Bogen,

nach unserm von der eigentlichen Stadt und Festung Givet entfernten Lagerplatze zu gelangen, indem die Felsenburg Charlemont noch dazwischen liegen blieb. Auf unserm Marsche berührten wir das Lager unserer Truppen auf dem diesseitigen Maasufer. Es sah stattlicher aus als die Lager, welche wir uns selbst gebaut, und diese festen, goldglänzenden Strohhütten wurden schon ein Gegenstand unseres Neides. Was mehr noch, als ein Kamerad unserer Corporalschaft von einem Bruder, der dort als Officier stand, auf eine halbe Stunde zurückbehalten wurde. Was erzählte er uns von den Wundern der Einrichtungen in diesen Hütten! Palläste seien sie gegen die unsern. Da gab es sogar Tische, auf denen Karten gespielt wurde, Feldstühle und — am Eingange hatte ein Trinkeimer gestanden, voll — Rothwein! Unser Kamerad hatte trinken dürfen, so lange er Durst hatte. Kaum hätten wir es geglaubt, wenn wir es ihm nicht angesehen, daß er noch etwas mehr getrunken.

Wir endlich fanden Wasser. Die breite Maas rauschte zwischen grauen hohen Felswänden. Ein Heer, hundert Mal größer als unseres, hätte Wasser genug gefunden, um zu trinken, aber ich — war zu müde. Wir lagen, hingestreckt, wo wir Halt gemacht, rücklings auf unsern Tornistern. Selbst das war für uns zu viel Mühe, sie abzustreifen; und das Flußufer war doch noch um hundert Schritte entfernt. Wer den brennenden Durst überwinden kann aus Müdigkeit, muß sehr müde sein. Ein kleiner untersetzter Kamerad kam mit einem vollgemessenen Kochgeschirr mit Maaswasser vor-

über. Hundert Stimmen riefen ihn: „Komm her! Nur einen Schluck!“ Er war mit schnippischen Reden vorüber gegangen, denn wenn er jedem der Durstigen auch nur den einen Schluck gereicht, um den er bat, hätte er für seine Corporalschaft das leere Gefäß mitgebracht. Warum war er bei mir mitleidiger, warum hörte er auf meine Stimme? — Weil ich ihn bei einem Namen beschwor, der uns Beiden so nahe ging; es war unser eigener. Namen sind bedeutungsvoll, schöne Namen klingen noch immer und legen ein Gewicht in die Wagschaalen, wo man meinen sollte, daß nur ächtes Metall den Ausschlag giebt. Namen klingen auf der aristokratischen, sie klingen aber auch auf der liberalen Seite; und wer das Unglück hat, einen zu führen, der nicht klingt, muß mehr Arbeit aufwenden, als andere, um den Klang durch den Werth vergessen zu machen. Selbst ein Charles Fox, wie lange mußte er, nicht mit dem Vorurtheil, aber mit dem Witz kämpfen; denn die Parthei ergreift alle Waffen, um den Gegner herabzudrücken. „Traue dem Fuchs!“ riefen die Aristokraten zum Volke, und der „Fuchs“ Charles Fox lief durch alle Blätter und Karikaturen Englands, um Charles Fox' Aufrichtigkeit zu verdächtigen. Was leugne ich es, daß ich einen Namen führe, der jedem Schulknaben einen Spott an die Hand giebt. Auf der Schule muß man das ertragen; in der Hochschule, dachte ich, wird es anders sein. Mit Nichten. Aber in der Hochschule des Lebens denkt man an ernstere Dinge. Ich trat als Schriftsteller auf. Was war den Kritikern, die mit der Sache fertig werden wollten, willkommener als mein wahrer

Name, als dieser bekannt wurde. Ich dachte, der Witz ist so wohlfeil; es kommt doch wohl die Zeit, wo sie seiner überdrüssig werden. Gewiß, sie kommt für jeden einzelnen. Aber ich vergaß, daß die Generationen sich ablösen, und das geschieht sehr schnell in Deutschland. Börne hatte sich satt gespottet in seinem Häringssalat über meine Salz- und Süßwassernamen. Da kam Menzel und fand doch noch neuen Stoff im alten Namen, und eben, sehe ich, hat auch Herwegh die eingesalzenen Häringe in seine Distichenperlen eingereiht. Wenn ein jüngeres Deutschland Herwegh und das seinige ablösen wird, wird es, mit so vielem andern, auch vergessen, daß der Witz alt und verbraucht ist, und ich bin gefaßt auf eine immer neue Wiederholung dessen, was mich eigentlich niemals kränkte, aber sehr ernste Gedanken hervorrief — Gedanken über die Mächtigkeit der Glücksgüter und deren ungleiche Vertheilung; so mächtig und so ungleich, daß das redlichste Streben sie nicht ausgleicht und der liberalste Geist sich darüber hinwegzusetzen nicht im Stande ist.

Nun, wenn ich meines Namens willen gelitten habe, will ich auch nicht vergessen, daß ich einmal um meines Namens willen mit einem Trunk Wasser erquickt wurde.

Auf der Höhe vor Philippeville rief ein Adjutant des Regimentscommandeurs mit lauter Stimme ins Lager: „Jäger Häring!“ Ich stand auf Wache und durfte meinen Posten nicht verlassen; auch schickte es sich nicht, aus der Ferne zu antworten. Aber ein kleiner, untersetzter Mann in Jägeruniform, den ich bis da nicht

gekannt, meldete sich; er kam gerade vom Kochen, und hielt einige der Apparate in der Hand, die ihm eben nicht ein sehr kriegerisches Ansehen gaben. Der Adjutant aber hielt einige Briefe in der Hand und warf flüchtige Blicke in dieselben, während er den Ankömmling musterte: „Sie heißen?" — Häring. — „Sind?" — Aus Berlin. — „Aus einer achtbaren" — murmelte der Officier lesend und musternd, und fuhr fort: „Ich soll Sie ernstlich zur Rede stellen über Ihre Nachlässigkeit. Wie können Sie Ihre würdige Familie in solchen Todesängsten lassen? Sie haben den Ihrigen keine Nachricht von Ihrem Ergehen gegeben?" — Nein! — „Wenn schrieben Sie zum letzten Male nach Hause?" — Gar nicht! — „Das ist sehr unrecht. Ihre Familie beschwert sich beim Regimente, und ich weise Sie an, schleunigst die besorgten Ihrigen durch einen Brief —" Der kleine Jäger sperrte seltsam den Mund auf: Ich soll ihm ja nicht schreiben. Vater sagte: Was Briefe! Die kosten immer Geld. Wenn Einer mal nach Haus kommt, laß uns sagen, wie's dir geht. — „Wer ist denn Ihr Herr Vater?" — „Schuhmachergeselle in der — straße." Der Adjutant warf wieder einen Blick in die Briefe, und las daraus, daß er sich in einem Irrthum befand. Ich hatte inzwischen Gelegenheit gefunden, durch einen Kameraden mich als der wirkliche Häring bei ihm melden zu lassen, und es erfolgte die Explication, von der oben die Rede war.

Seit der Zeit wußte ich von der Existenz meines Namensvetters und er von der meinigen. Ich kann nicht sagen, daß dies ein geistiges Band zwischen uns

knüpfte. Aber jetzt an den Ufern der Maas ward es die Ursache, daß er mir einen vollen Trunk Wasser aus seinem Geschirre gönnte: „Weil Du Häring heißt, sollst Du trinken, und die Andern sollen dursten."

Etwa gegen 5 Uhr Nachmittags waren wir über den Fluß gesetzt. Ein steiler Berg mußte erstiegen werden, oder eigentlich ein Felsen erklettert. Die Ruhe, der Abend- und Wasserhauch hatten die erschlafften Nerven wieder etwas gekräftigt. Es war eine wahrhaft romantische Gegend, welche wir von den Höhen überschauten. Auf einige Augenblicke war ich im Stande ihre Schönheit zu genießen. Die Maas hat, meines Wissens, noch nicht ihre pittoresken Reisebeschreiber gefunden, mit ihren steilen, hohen, massenhaften Felsufern, mit ihren Burgen von hohem Alterthum, die aber lange hineingelebt haben in die Geschichte der Gegenwart. Nur der anmuthige, freilich auch sehr leichte, englische Novellist Colley Grattan liefert in seiner „Erbin von Brügge" eine malerische Schilderung dieser Maasufer und ihrer altersgrauen Felsburgen, die, noch in dem niederländischen Befreiungskriege als Festungen benutzt, bedeutende Rollen spielten. Givet, oder vielmehr sein Mont d'Or und das gegenüberliegende Charlemont sind solche Felsburgen der Maas, wo Kunst und Natur um die Wette arbeiteten, sie fest zu machen, und das Auge weiß kaum, wo unter der altersgrauen Kruste, die sich über beide gelegt, der Felsblock aufhört und das Mauerwerk anfängt. Von einer jenseitigen Höhe herab, sahen wir zum ersten Mal das Ziel unserer neuen Arbeit, die Mauern, Thürme und Felsen von Givet.

Die Abendtinten lagerten schon auf der Gegend, die Sonnenstrahlen drangen nicht mehr ganz in die chaotischen Felsmassen, die ringsumher ausgestreut liegen. Desto deutlicher sahen wir die Zinnen der Festung und ihrer Castelle, in vielfachen Zacken gegen den Abendhimmel abschneidend. Das wird lange trotzen! hieß es. Das ist eine uneroberliche Festung! sagten Andere. Mir wurde wohl zu Muthe: Die Schimmer und Zauber des Mittelalters ruhten auf diesen Mauern. Hell glänzte die weiße Fahne auf den Thürmen. Die Besatzung hatte sich inzwischen für Ludwig XVIII. erklärt. Sie vertheidigte die Festung im Namen desselben, gegen uns, die wir sie als Alliirte, also im Namen desselben angriffen!

Eine wunderschöne, in der Dämmerung immer wunderbarer werdende Gegend lag zu unsern Füßen. So oft wir eine neue Höhe erstiegen, eine neue Aussicht. Einsame Thäler, Schlösser, Hämmer, Meierhöfe und Dörfer aus dem Grün hervorblickend und wieder verschwindend, aus der Nacht unten bald Lichter und Feuer vorblickend; nur noch die Kuppen der Felsen waren matt vom Abendlicht angehaucht. Aber so viel wir sahen und ahneten, unsern Lagerplatz sahen wir noch nicht. Es hieß: hinter jenem Berge! Wir stiegen ihn hinauf und hinab; unten hieß es: dort hinter dem andern! Bergauf, bergab! Es ward 6 — es ward 7 — es ward 8! Nur munter, munter, Jäger! Man hat uns eine schöne Lagerstelle abgesteckt. Aber sie kam nicht. Meine Kniee wankten; und nicht meine allein. Nüchtern, erschöpft, taumelten wir; einer stieß an den

andern; die steilen Berge, die wir in der Dunkelheit hinab klettern mußten, hatten unsere letzten Kräfte erschöpft. Und was wartete unser am Lagerplatze? Vielleicht ein Stoppelfeld; kein Feuer, kein Bissen Brod, kein Trunk Wasser, kein Stroh und Heu. Daran dachten wir nicht; nur Ruhe. Schon waren Einige abgefallen. Sie konnten nicht weiter und warfen sich, in ihr Schicksal ergeben, in den nächsten Graben, in das nächste Kornfeld. Ich wollte noch muthig sein.

Da schlug eine Glocke, nicht allzu fern, 9 Uhr. Ein Gerücht verbreitete sich: das Lager ist noch drei Stunden entfernt! Das war zu viel. Der Unmuth wurde laut. Wer sah in der Dunkelheit die Schreier! Eine Art Emeute brach aus. Gegen wen wußten wir nicht eigentlich, noch was wir wollten. Man schrie, lärmte, schimpfte und sang Spottlieder. Plötzlich sprengte ein Adjutant durch die Reihen: „Sind Sie rasend, Jäger?! Stille! Um des Himmels willen Stille! Wir marschiren innerhalb Kartätschenschußweite vor den feindlichen Schanzen! Wer noch ein lautes Wort —“ Er sprengte weiter. Es war keine leere Drohung. Um unsern Weg abzukürzen, hatte man, der Dunkelheit vertrauend, uns über die Chaussee geführt, welche von den feindlichen Kugeln bestrichen wurde. Ich glaube gehört zu haben, daß diese Anordnung später gerügt wurde. Aber die Batterieen eröffneten glücklicherweise kein Feuer; ein Feuer, das in unsern dichtgedrängten Massen furchtbar würde gewüthet haben.

Es ward tief stille. Auch um deswillen, weil unser immer weniger wurden. Rechts und links ab schlich

Einer, Zwei, Drei, und warf sich hin. Es gab kein Mittel sie zu hindern. Die Commandirenden waren zufrieden, nur ein letztes Häuflein an ihren Bestimmungsort zu bringen.

Ich gelangte nicht mehr dahin. In einem verwüsteten, ehemaligen Kloster, das ich späterhin sehr genau kennen lernen sollte, stand ein äußerster Vorposten, wenigstens des Nachts hindurch. Er war diesmal von Magdeburger Landwehr besetzt. Es waren gutmüthige Leute; ein verstecktes Feuer brannte hinter einer Mauer. Auch sie ermahnten uns zur größten Stille und Vorsicht, denn es sei in der Festung nicht richtig; aber sie boten uns freundlich ein Nachtlager an. Wie viel von uns dort zurückblieben, und wer, das weiß ich nicht mehr. Nur das weiß ich, ich war darunter. Ich sank an der Mauer nieder, die Besinnung war mir vergangen. Nach einer Weile weckte mich ein Landwehrmann. Er führte mich in eine zerstörte Halle, wo sie Heu für uns geschüttet hatten. Im großen Kamine prasselte ein Feuer und einige meiner Kameraden kochten. Der Landwehrmann bot auch mir von seinem Mehl an. Ich war viel zu müde zum Kochen, vielleicht auch zum Essen. Ich lechzte nur nach einem Trunke. Er führte mich durch eine Seitenpforte in den Garten. Ein Wasserbassin war mit hohen Bäumen umstanden. Ich wollte mich am Rande niederwerfen, er hielt mich aber am Arm und sagte, das Wasser sei grün und zeigte auf eine Fontaine, die in der Mitte des Bassins plätscherte. Auf einem übergelegten Brete kroch ich dahin, und trank und füllte meine Flasche.

Wie gern hätte ich auf dem kühlen Brete geschlafen. Die Fontaine plauderte so verführerisch. Aber er zog mich zurück. Auf meinem Heulager war ich bald fest eingeschlafen; die prasselnden Flammen und das Plätschern der Fontaine hörte ich noch lange im Schlaf.

Ich höre die Fontaine noch jetzt. Vierzehn Jahre später, im Jahre 1829, habe ich sie, bei einer Reise nach Frankreich, wieder aufgesucht, und noch ein Mal von dem Wasser getrunken, welches mir damals wie ein Lebensquell erschien. Sie plätscherte noch, aber sehr dürftig. Das Bassin umher war ein grüner Sumpf geworden, auf dem Enten schwammen.

Eine Stunde vor Mitternacht ungefähr war ich hier umgesunken. Um 3 Uhr Morgens wurden wir geweckt. Die Landwehr zog von dem Vorposten ab, und wir machten uns auf den Weg nach unserem Lager. —

Der Name der Ardennen hatte zur romantischen Zeit einen wunderbaren Klang. Es war nicht gerade der Eber der Ardennen, den man 1815 noch nicht kannte, noch waren es Shakspeares phantastische Liebespaare, in ihren Schluchten verirrt, aber es war der dunkle unheimliche Wald, der Deutschland von Frankreich schied. Ich habe Tage, Wochen, Monden in ihm verlebt, die ich stets zu den denkwürdigsten in meinem Leben rechnen muß, eben weil es damit anfing, zu einem Bewußtsein überzugehen, wenn auch die Begebenheiten selbst an und für sich nicht mehr und nicht weniger waren, als was tausend Andern damals auch begegnet ist. So schauerlich düster als ihr Name sind die Ardennen nicht. In den Schluchten, wo die Eber und die Raubthiere ge-

hauſt, iſt es dunkel, wenn es regnet, und hell, wenn die Sonne ſcheint. Friſches und dunkles Grün auf den geklüfteten Bergen, auch gelb und roth der Laubwald, wenn der Herbſt ihn anſprenkelt, und ſo habe ich ihn durch alle Schattirungen dieſer Farben geſehen. Ich ſtreifte durch melancholiſch düſtere Gegenden; aber andere mögen deſſelben Weges gegangen ſein, und ihnen ſind ſie heiter und lieblich erſchienen, die Frühlingsſonne ſchien durch die Buchen, als ſie ins Thal gingen; und als ich bergan ſtieg, ſtreifte ein kalter Octoberwind durch die feuchten Nebel. Sie brachten die Luſtigkeit mit in die Ardennen, ich eine Stimmung, die in einer gewiſſen Jugendzeit ſehr beliebt iſt, nur zu jeder Zeit in andern Formen. Man kokettirte damals weder mit dem trotzigen Selbſtbewußtſein, noch mit der Zerriſſenheit und Verzweiflung, aber mit einer ſüßſauren Wehmuth. Es waren noch die Nachläufer der Oſſianiſchen Periode.

Und dazu paßten die Ardennen, wie ich ſie kennen gelernt, dieſe ſchroffen Felsufer, dieſe tiefen Klüfte, das rieſelnde Regenwetter, ein beſchwerliches Wanderleben des Krieges ohne Krieg und Frieden, die Ungewißheit unſerer Beſtimmung. Auch die Einſamkeit. Es war hier, und iſt jetzt gewiß auch, viel Leben, nur nicht das, was wir poetiſch nennen; aber die Hämmer und Eiſenwerke und Mühlräder ſtanden großentheils während der Invaſion und der Belagerung der Feſtungen ſtill.

Aber ein Waldgebirge kann keinen ganz düſtern, menſchenfeindlichen Eindruck hervorbringen, wenn ein großer lebendiger Fluß es durchſtrömt. Die Maasufer

sind schön mit ihren grau, starr anstrebenden Felskuppen, von Wald gekrönt, von Buschwerk durchschlungen; und in den Biegungen, eingeklemmt zwischen Felswand und Fluß, liebliche Dörfer, alterthümliche Städte, Landhäuser und Schlösser. Die verwitterten Burgen des Rheins sah ich freilich nicht auf den Felskuppen über den Fluß ragen. Aber wo sich die Ufer erweiterten, blickte uns manches altehrwürdige Feudalschloß an; es hatte mit der Zeit fortgelebt, wie der belgische Adel, der durch so viele furchtbare Gewitterstürme sich leidlich wohl in der Anerkennung des Volkes erhalten hat. Man renovirte dies und jenes, man fügte sich in das Unvermeidliche, und die Stürme gingen über die stolzen Häupter vorüber, die sich etwas niedergeduckt, um sich desto stolzer wieder aufzurichten. Daher wurden auch ihre Schlösser keine Ruinen.

Am erhabensten erweitern sich die Maasufer bei der Gränzfestung Givet, mit ihren Felsencastellen zu beiden Seiten des Flusses, dem Charlemont links und rechts dem Mont d'or. Es war ein entzückender Anblick, diese malerisch aufeinander gethürmten Felsmassen, zu beiden Seiten des hellen Wasserspiegels, und auf ihrer Höhe die alten, verwitterten, moosbedeckten Mauern. Ich wünschte, wenn ich Abends auf einer Höhe stand, ein Maler zu sein, um das Schauspiel zu fesseln, wenn die Felsen violett sich färbten, die Bergspitzen, Thürme und Zinnen in Goldroth glühten, die starren Linien der Felsmassen in die blühende Landschaft ihre Schlagschatten warfen und die Maas silberhell aus der Tiefe heraufschimmerte. Dieser Eindruck

blieb durch lange Jahre in mir lebendig; aber ich sagte mir doch, daß ich mich getäuscht finden würde, wenn der Zufall mich wieder herführen sollte; ich habe damals mit den Augen eines Knaben gesehen, und die Felsen, die Mauern, die Stadt zu Füßen mit ihrer Brücke, würden mir dann klein, die Landschaft gewöhnlich vorkommen. Vierzehn Jahr später, als ich auf der Rückkehr von Paris Givet und die Umgegend wieder aufsuchte und einen Tag darauf verwandte, den Ort, wo unser Lager gestanden, die Vorposten, die verschlungenen Gänge, auf denen unsere Patrouillen streiften, wieder aufzusuchen, fand ich indeß Alles wieder; mancher lange Weg war freilich jetzt kurz geworden, weil man nicht mehr Krümmungen und Schluchten zu suchen brauchte, die vor den Augen der Wachtposten auf den Wällen Schutz boten, weil man über bequeme Brücken gehn konnte, wo wir über Bäche sprangen. Aber der Totaleindruck war hinreißend, überraschend. Ein majestätisches, weit ausgebreitetes Fels-, Wald- und Flußtheater, mit allem Licht, mit aller Dunkelheit, und allen Tinten, die beide verschmolzen, und zum Schmuck des landschaftlichen Charakters die behaglich eingeschachtelte Stadt in der Tiefe und oben, wie damals, unerweitert, unverändert, die verwitterten graubraunen Mauern. Aber die Werke von Menschenhand bleiben doch nur kleine Aufsätze auf dem großen, schönen Naturcharakter.

Was ich gelitten, was ich entbehrt, ausgestanden habe mitten in diesem romantischen Irrgarten von Felsen, Schluchten, Wäldern, Giesbächen und Ruinen, das

ist die Errungenschaft, die im Alter bleibt. Wenn ich auch wieder auf die Felsspitze träte, die über die Maas gebeugt ist, und vergebens das Abendroth beschwörte, den Zauber von damals über die Gegend auszubreiten, wenn ein grauer Nebel der Gewöhnlichkeit sich darüber hinlagerte, Blitze würden doch hindurch zucken, die nur Scenen, Momente zeigten, bei denen die Seele auflacht. Es war ja die erste Romantik der Jugend! Ich sehe vor mir dieses Lagerleben, mit seinen Entbehrungen und Freuden, mit seiner Strenge und Freiheit, mit seinem bunten Wechsel und seiner Monotonie. Ich höre einen bangen Seufzer einer halb kindischen Verzweiflung über die Beschwerden, das geisttödtende Einerlei, über die trübe Aussicht, weil unsere Fernsicht nicht über das Nächste hinausging; und ich höre auch die ausgelassenen Laute der Freude über Dinge, Schauspiele, Ueberraschungen, von denen ich heute nicht begreife, wie einer sich darüber so ungemein freuen konnte. Ein vollständig organisirtes Lagerleben war es, dürftig, wie die Umstände es mit sich führten, voller Wechsel und Strapatzen, da der Dienst überaus beschwerlich war und doch so bewegt, so reich an Erscheinungen und so dauernd, so unendlich lange dauernd und langweilig, daß wir uns der kindischen Furcht hingeben konnten, es werde immer dauern. Wir maßen nicht nach Ellen, wir maßen nach Spannen. Ich habe schon so viel von dem Kleinleben in Feldlagern erzählt, daß ich Wiederholungen fürchten muß, wenn ich auch das von Givet schildere, und doch waren es nur flüchtige Vorläufer einer wirklichen Existenz. Das Federstäubchen im Son-

nenschein hat für Den Werth, der einmal im Sonnenschein lag und seinen zitternden Flug mit seinen Gedankenspielen verfolgte. Ich will nicht alle diese Stäubchen sammeln, nur einzelne Momente, besonders helle, besonders dunkle; wer über meinen Sammlerfleiß lächelt, eile darüber hinweg, ich weiß doch Viele, die mir gern folgen.

Die starren Felsmassen des Montd'or auf dem rechten Maasufer werden von niedrigen Höhen und Felsen durch eine Schlucht getrennt, die jetzt nur ein kleiner Bach durchsickert, welcher sein spärliches Wasser dem Flusse zuführt. Er war dicht umwuchert von Eichen, Birken und wildem Gesträuch, aber mehr als die Vegetation mochten unsere Schöpfeimer, unsere Pferde und unsere Wäschereien an seinem Wasser zehren. Stellenweis schien der Bach in den Abendstunden gänzlich erschöpft, und man stürzte des Morgens hinzu, um unter den ersten zu sein, welche von der angesammelten frischen Nachtfluth schöpften. Der kleine Bach mußte ein großes Belagerungsheer versorgen! Er windet sich durch die Felsmassen in vielen Krümmungen hier an nackten Wänden hin, dort hat er fruchtbares Erdreich weithin ausgespült, und in einem solchen Felskessel war das Hauptlager auf diesem Maasufer aufgeschlagen. Die Schlucht lernten wir durch das Gefühl mehr, als durch das Gesicht kennen, sie war der nächste Weg nach unsern Vorposten, konnte aber mit Sicherheit nur im Dunkel passirt werden. Ließen die Vorposten sich am Tage überraschen, oder sollte die Ablösung und Verstärkung früh ausrücken, so mußten wir einen vielstündigen Umweg durch die zerrissenen Gebirge machen.

Auf diesem Schluchtwege erreichten die Maroden, welche auf dem gastlichen Landwehrposten in der Nacht, den ich zuletzt schilderte, zurück geblieben waren, am frühen Morgen das Lager. Der Anblick war nicht tröstlich. Im düstern Felsenkessel auf einer bruchigten Wiese lagen unsere Cameraden hingestreckt. Selbst die Wachtposten schienen, die Büchse im Arm, schlaftrunken zu taumeln; es war der Anstrengung auf dem vorigen Tagesmarsche zu viel gewesen. Ein feiner Staubregen rieselte auf die im Freien schlafenden nieder. Die Dünste der Brüche stiegen auf, die Wachtfeuer flackerten nur noch, ohne Wärme zu verbreiten. Ich erinnere mich, daß am Abende dieses Tages die Geisteskräfte eines unserer Cameraden dem Andrang physischer Widerwärtigkeiten erlagen. Er hatte den Tag über stumm vor sich hingebrütet; am Abende gab er wunderliche Töne, zwischen Lachen und Weinen, von sich, und wollte mit lautem Aufschrei plötzlich ins Feuer springen. Der Unglückliche wurde als geistesverwirrt ins Lazareth gebracht. Der großen, täglichen Anstrengung, der Bewegung in der freien Bergluft verdankten wir, daß der ungesunde Aufenthalt in diesem Felsthal nicht schädlicher auf unsere jugendlichen Constitutionen eingewirkt hatte.

Der drei—vierstündige Schlaf auf dem Vorposten hatte nach dem vortägigen Marsche unsere Kräfte nicht zurückgegeben. Wir sanken ohne Gruß und Bewillkommnung neben unsere Cameraden hin, und träumten wahrscheinlich vom Schlaf, als das Horn schmetterte und man uns gewaltsam weckte. Es war kein Feind da, aber die im Kriege so nöthige ökonomische Sorge

durfte unser Lager uns nicht gönnen. Es war von den zuerst Angekommenen schnell requirirtes Heu. Heu ziemte sich für Pferde, nicht für Menschen. Wir mußten nicht allein selbst aufstehen, sondern das Heu zusammenraffen, binden und nach den Böden zurücktragen, für — eine Anweisung auf Stroh, welches aber so spärlich ankam, daß wir auch vor Givet einige Tage in Hütten ohne Obdach liegen mußten, und vom Himmel goß es drei Tage lang.

Aber auch zu Hütten, wie unsere, gehören Pfosten, Sparren, Stäbe. Von Latten, Brettern, Holz war nichts geliefert. Man wies uns auf die Felsen umher. Dort holt Euch, was Ihr braucht. Steile Felsen, achtzig bis hundert Fuß hoch, vielleicht auch noch höher, mußten wir hinanklettern, um mit unsern Hirschfängern in einem jungen Walde unsern Bedarf zu schlagen. Unsere Vorgänger hatten bereits die besten Stämme, wahrscheinlich auch mit bessern Werkzeugen, gefällt, uns blieb der junge, krüppelichte Aufwuchs, der unsere Klingen schartig machte, und unsere Hütten krumm und schief. Wir waren darauf angewiesen, den Robinson noch einmal praktisch zu studiren. Wäre es nur mit der sauern Arbeit gethan gewesen; aber nachdem das Bauholz nothdürftig gefällt war, waren wir genöthigt, uns auf demselben Wege Tag um Tag auch unser Brennholz zu holen. Der mächtigste Zwang war da — der Hunger.

Stroh, Holz, ein Obdach und selbst die Lebensmittel fehlten in den ersten Tagen. Da erinnerte ich mich eines Schatzes, den ich von Berlin in meinem

Torniſter unberührt bis an die Ufer der Maas getragen, und er erquickte mich und einige Cameraden, ein Stück Tafelbouillon, welches uns eine kräftige Brühe und — Muth für das Weitere gab. Ob ich durch dieſe frühen Strapazen den Kern zu einer ſpätern Geſundheit legte, laß ich dahin geſtellt, aber die Schule war in anderer Beziehung von Segen. Den Muth, der aus dem Geringfügigſten wieder erwächſt, der, nach der tiefſten Niedergeſchlagenheit, die Nerven wieder ſtählt und die ganze, lange Plage hinter uns, unter der der Geiſt zu erliegen drohte, im Augenblick vergeſſen machte, möchte ich aus dieſer frühen und ungewohnten Lebensſchule herſchreiben. Im Uebrigen machte ſich das Feldlager mit der Zeit erträglicher. Zwar hatte ich das Unglück, zu einer Corporalſchaft zu gehören, welche wenig oder gar keine architectoniſche Studien gemacht hatte, und unſere Hütte war und blieb die ſchlechteſte und unbequemſte, aber außer der Hütte ward es bunt und luſtig im Lager, und mancher Comfort, an den man am wenigſten hätte denken ſollen, ſtellte ſich unerwartet ein. Hatte der Regen durch unſer Dach einen Eingang gefunden, oder, was ſchlimmer war, kam er von den höher gelegenen Theilen des Lagers und fand von unten einen Eingang, unſer Lagerſtroh durchnäſſend, ſo brannten dafür hundert Feuer im Lager, um ſich daran am Morgen zu wärmen. Aus allen vier Winden waren Marketender gekommen, Deutſche und Franzöſiſche, und hatten ihre Buden aufgeſchlagen. Ich fand es bequemer, in einer derſelben meinen Kaffee zu trinken, als Holz vom Felſen zu holen, Waſſer vom Brunnen und eine

Stunde lang eine Suppe zu kochen. Hier gab es Unterhaltung, etwas von Politik, etwas von Aesthetik, selbst ein Blatt der Vossischen Zeitung hatte sich dahin verirrt. Eines Morgens fand ich unter denjenigen meiner Cameraden, über deren ästhetisch theatralische Bildung ich bereits gesprochen, eine allgemeine Betrübniß. Todt! Auch sie todt! — Wer? — Die Bethmann-Unzelmann. Die Nachricht lief durch unsere Reihen. Wer hatte nicht wenigstens ihren berühmten Namen gehört! Diesen Zoll der Theilnahme aus einer düstern Ardennenschlucht hatten ihre Verehrer in Berlin schwerlich erwartet.

Aber wichtiger war die Nachricht, die wenigstens in jeder Woche ein Mal auftauchte: es ist Ordre gekommen, wir marschiren nach Paris. Paris war genügend besetzt, hier bedurfte man unser. Es war nur die Sehnsucht, aus unserer drückenden Lage loszukommen, ein Wunsch, der zum Gerücht so leicht sich gestaltet. Daß er fehlschlug, daran waren wir gewöhnt, wir erwarteten es nicht anders. Aber diese immer von Neuem auftauchende Hoffnung gehörte dazu, uns mit unserm Loose zu versöhnen.

Ich könnte mich verlieren in die Robinsonaden unseres Küchenlebens. Dort habe ich Studien gemacht, ohne Magdeburger, ohne Scheibelsches Kochbuch, wie man das Fleisch sanft aufwallen läßt, wie man vor dem Ueberkochen sich wahrt, wie man abschäumt, in welchen Momenten man Wasser zugießt, um das Einkochen zu verhindern, wie man das Feuer in sanfter Gluth erhält, nicht zu schwach, nicht zu stark. Fleisch, Salz, Mehl, Reis, Speck, Erbsen fanden sich bald in der nöthigsten

Fülle ein, und Milch, Eier, Butter, Zucker kamen als Handelsartikel auf den Markt. Es war die Uebergangsperiode im Jünglingsleben, wo man den Werth des Fleisches schätzen und den Milch- und Mehlspeisen vorziehen lernt. An ernsten Ermahnungen ließen es einige Cameraden nicht fehlen: Milchspeisen kitzeln nur den Gaumen, geben aber nicht Kraft und Saft, um die Strapazen zu ertragen; das Fleisch, wenn es dir auch nicht schmeckt, verschafft dir die Kraft, das zu ertragen, was dir unerträglich dünkt. — Und ich fügte mich, und erkannte die Bedeutung des Fleisches. Selbst Beefsteak muß ich, ohne den damals in Deutschland kaum gekannten Namen zu wissen, zu bereiten gelernt haben; denn in meinem Tagebuch steht: „Auch brieten wir Rindfleisch, ohne es vorher gekocht zu haben, in unsern Feldgeschirren." Als wesentliches Ingrediens kommt dabei die Zwiebel vor.

An wahrhaft kräftiger Speise fehlte es also nicht, um die Anstrengungen des Dienstes zu überstehen, aber — so ist der Mensch — und plötzlich im Vollgenuß der nöthigsten und besten, stieg die Sehnsucht in mir und meinen Reisecameraden nach einem heimathlichen, nach einem idyllischen Gerichte der guten alten deutschen Zeit auf, nach — Birnen und Klößen. Birnen und Klöße in Frankreich zu essen, welches nicht einmal den Namen dieser gemüthlichen Speise kannte, war doch ein entzückender Gedanke! Klöße konnten wir täglich bereiten, und thaten es. Dazu bedurfte es, nach unserer damaligen Ansicht, nur des Mehles und der Butter, die man, gehörig gemischt, in kochendes Wasser oder in die

kochende Fleischbrühe warf. Auf dem Erfahrungswege — denn, wie gesagt, bei unserer Koch-, wie bei unserer Baukunst, hatten wir mit der Theorie nichts zu schaffen — hatten wir die Entdeckung gemacht, daß das Mehl im Wasser quillt, und beim ersten Versuche zu unserm Erstaunen gesehen, daß die hinein geworfene Masse sich weit über das Niveau des Kessels erhob. Wir waren keine Geologen und Mineralogen, um etwa daraus Schlüsse auf die Hebungstheorie der Berge zu ziehen, aber den Schluß zogen wir doch, daß man weniger Mehl brauche, um viel Klöße zu erzielen, was für uns von großem praktischen Werth war. Aber die Birnen, das Backobst, fehlte, und war im Lager nicht zu beschaffen. Wir wollten nun ein Mal Birnen und Klöße essen, koste es, was es wolle, und sahen uns nach einem Surrogat für die ersteren um. Einige Cameraden hatten uns von der Fülle von Brombeeren erzählt, die sie bei einem Streifzuge in einer entfernten Gebirgsschlucht angetroffen. Die Brombeeren hatten für mich einen großen Werth, erstens, weil ich sie gern aß, und zweitens Falstaffs wegen, den ich schon kannte; aber noch hatte ich sie nirgend in der Fülle angetroffen, wie sie zu Falstaffs Zeit in England gewachsen sein müssen, daß er Gründe für so wohlfeil als Brombeeren erklären konnte. Wir gingen die französischen Marktleute an, Brombeeren zu pflücken und zu Markt zu bringen. Sie lachten uns aber geradezu aus; die seien zu schlecht und werthlos, um sich die Mühe ihretwegen zu nehmen. Dadurch stieg nun unser Verlangen um so mehr.

Die Schlucht war entfernt, in einem abgelegenen

Theile des Gebirgs. Urlaub zu erhalten, daran war in der Zeit nicht zu denken, am wenigsten, wenn wir unsern Grund angaben. Aber das Verlangen, die Sehnsucht, stieg mit jedem Tage. Wieder war Einer von einem Streifzuge zurückgekommen, es war ein heißer Tag gewesen, und er konnte uns nicht genug erzählen, wie er seinen Durst in den Brombeeren der Zauberschlucht gelöscht. So dick ständen sie, daß man sie mit den Händen abstreifen könne. Nun war nicht länger zu widerstehen. Wir hatten an dem Tage keinen Dienst, erst am Abend war Appell. Bis dahin, wenn wir uns früh auf den Weg machten, mußten wir zurück sein; gute Freunde versprachen, für Ausreden zu sorgen, wenn inzwischen etwas vorfiele. Wir konnten nach Holz uns in die Berge verstiegen haben, auch zur Wäsche ausgegangen sein. Denn auch dies Geschäft erlernten wir in diesem Lager. Man warf sein Hemde in den Bach, rieb es etwas mit den Händen, auch mit Sand und Erde, warf es dann wieder hinein, ließ es von den Wellen lustig aufschwellen in allerhand lustigen Gestalten, zog es dann heraus und rang es mit einem Cameraden aus. Dann ward es auf einen Strauch gehängt, und wenn es trocken war, hieß es gewaschen. Das machte allerdings einige Mühe, aber auch einigen Spaß, und als Resultat fand ich, daß die Wäsche, welche die Marketenderinnen besorgten, nicht viel besser ausfiel. Doch vergaß ich, zu sagen, daß wir zuweilen uns auch dem Luxus hingaben, unsere Wäsche zu bügeln. Der Hirschfänger ward über dem Feuer warm angehaucht, und dann strichen wir über die Leinewand damit.

Wenn diese Wäsche auch nicht gerade weiß und glatt machte, so befreite sie dieselbe doch von manchem Zuviel, dessen Schilderung ich den zarten Leserinnen ersparen will, was indessen von einem dreimonatlichen Lagerleben, in Strohhütten und in dieser Gesellschaft, unzertrennlich ist. Im Simplicissimus finden wir eine andere Operation verzeichnet, durch welche eine freundliche Bauersfrau den Helden des Namens von diesem Uebel befreite. Sie warf seine ganze Kleidung, in einem Bündel, in den Backofen; es knisterte etwas, und in weniger als drei Minuten erhielt er seine vollständig gereinigte Wäsche zurück. Uns fehlte es an solchen Backöfen; sonst hat sich darin seit dem dreißigjährigen Kriege nichts geändert. Jeder Krieg hat seine traurigen Begleiter, und diese lebendigen sind nicht die schlimmsten.

Im Morgennebel schlichen wir uns, das Kochgeschirr unterm Mantel, über die Berge. Die Sonne ging auf, es ward ein herrlicher Tag. Der Weg war lang und es ward ein heißer Tag. Wir erreichten gerade zur rechten Zeit die Schlucht, nicht, um uns an der Schönheit der Lage zu freuen, sondern, um unsern Durst an den Brombeeren zu stillen. Die Beschreibung war keine lügnerische gewesen. Die Bergränder starrten von schwarzglänzenden Traubenbüscheln. Wir fuhren, wir wühlten hinein. Das Kochgeschirr war in kurzer Zeit gefüllt, um in noch kürzerer wieder geleert zu sein. Wir warfen uns in die Sträucher, um zu ruhen, und ruhten, um nur wieder aufzustehen und aufs Neue uns an die Arbeit zu machen. Die geritzten Hände und Gesichter, die aufgeschlitzten Kleider wurden nicht ge-

achtet. Endlich war es genug; unser Durst war gestillt, unser Geschirr wieder gefüllt, die Sonne brannte nicht mehr auf unsern Scheitel, sie senkte sich schon gegen die Berggipfel und wir traten unsern Rückweg an. Aber unsere Zeitrechnung war unrichtig. Die Sonne senkte sich immer tiefer, und wie wir auch eilten, wir erreichten nicht mehr zur Appellzeit das Lager. Unsere Angst war nicht gering; denn durften wir auch nicht besorgen, als Deserteure vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden, so war es doch höchst unangenehm, um einen Kessel voll Brombeeren in Arrest geschickt zu werden, oder auch nur nacherexerciren zu müssen, unbeschadet des Hohngelächters unserer Cameraden. Und hatten wir denn wirklich einen Kessel mit Brombeeren erobert? Der Rückweg war auch heiß und lang, und die Angst und Eil machte uns noch durstiger. Wir mußten uns immer wieder erfrischen und brachten höchstens die Hälfte unserer letzten Sammlung ins Lager.

Der Appell war vorüber, aber zwei Cameraden waren so freundlich gewesen, beim Namensaufruf, mit verstellter Stimme für uns zu antworten, und der Feldwebel noch freundlicher, in das rieselnde Gelächter mit einzustimmen und schnell zu andern Namen überzugehen. Wie hätten wir auch bei hellem Tageslicht vor der Fronte erscheinen sollen; mit zerfetzten Gesichtern, und vom Blut der Brombeeren roth gefärbt! Aber das Gericht Birnen und Klöße ward doch am folgenden Tage gekocht; denn die Erfahrung, daß die Klöße schwellen, also viel Raum einnehmen, führte uns auf den Schluß, daß der Kessel nicht ganz mit Brombeeren

gefüllt sein durfte, um Platz für jene zu gewinnen. Eine andere Erfahrung, die wir machten, war, daß Brombeeren nicht Birnen sind. Sie zergingen beim Prozeß des Kochens, und lieferten nur eine blaue Sauce, in welcher die Klöße, wenn auch nicht einen besondern Geschmack, doch eine besondere, interessante Färbung annahmen. Ich und mein Camerad glaubten doch unser Ziel erreicht zu haben, wir hatten ein Gericht Birnen und Klöße uns verschafft. Mein Camerad war Theolog und verfiel nach dem Feldzuge in jene dumpfe Unthätigkeit, der sich leider, wie ich früher erzählte, so mancher Freiwillige später ergab. Man hielt ihn für einen verkommenen Menschen. Ein anderer Camerad, der später in eine glückliche, geehrte Lage versetzt wurde, nahm sich seiner in der humansten Weise an. Er führte lange Zeit ein anscheinend bewußtloses Bienenleben. Verschlossen, karg in Worten, arbeitete er, was man Besteln in Schlesien nennt. Er klebte, schnitt, ordnete in den Sammlungen, die man ihm übertrug, willig, folgsam jeder Weisung, ohne daß man einen Funken von eigenem Willen, von selbstschaffender Thätigkeit durch lange Jahre in ihm entdeckte. Da, plötzlich erklärte er, es dulde ihn länger nicht in diesem Dasein, der Geist sei erwacht, er müsse den Heiden predigen, und das Heil verkünden. Mit wunderbarem Ernste warf er sich in seinem vierzigsten Jahre wieder auf die Theologie, und ist in diesem Augenblicke als Missionsprediger in Amerika thätig und geachtet.

Trotz der anscheinenden Größe des Belagerungscorps war der Dienst doch schwer. An jedem dritten

Tage ward auf Vorposten gezogen. Der romantische Sinn fand dabei volle Befriedigung, wenn wir in weiten Umwegen und in Todtenstille über Berg und Thal, Klipp auf, Klipp ab, nach dem Posten zogen. Bei den Abwechselungen, den Anweisungen, ward nur geflüstert, wir standen immer in Schußweite vom Feinde. Dann die Patrouillen, die sich bis an die äußern Schanzen der Grenzen schleichen mußten, den Hahn gespannt, den Athem angehalten, die verlornen Posten hinter einem Felsen, einem Busche, wenn viel uns fehlte, an Interessantem fehlte es nicht. Hier lagen wir in einem zerstörten Kloster, das Wachtfeuer brannte in der Mitte eines Refectoriums, und dem Rauch stand frei, ob er durch die Fenster, die Thüren oder die Mauerspalten den Ausweg suchen wollte. Dort in einem zerstörten Landhause mit zierlichem Garten, der auf schroffen Klippen über die Maas hing, mit der entzückenden Aussicht, die ich vorhin schilderte. Hier wieder unter einer jäh überhangenden Felswand, die von dem Wachtfeuer schauerlich angeleuchtet ward; wir stumm umherstehend, oder gelagert, Gruppen, wären wir nicht so sehr uniformirt gewesen, eines Salvator Rosa würdig.

Aber die Romantik fehlte auch sonst nicht. Denke man sich die zerrissene Felsgegend im Mondenschein, der hier verhüllte und dort aufdeckte. Ein solcher Wachtposten, auf einer freien Höhe, an einem mit hohen Laubbäumen umkränzten Teiche ist mir besonders erinnerlich. Wie der Mondenstrahl in den Wipfeln über unsern Häuptern spielte — auf solchen bedeutungsvollen Posten stand man immer zu zwei — und sein Licht sich

in dem Wasserspiegel zu unsern Füßen zu sammeln schien, während es auf die weite Umgegend nur einen Dämmerschein warf. Die Sinne waren geschärft. Wer seinem Auge nicht ganz trauen durfte, mußte sich auf sein Ohr verlassen. Wir streckten uns abwechselnd auf die Erde, um zu horchen. Ein Geräusch ließ sich von der Festungsseite her vernehmen. Noch war nichts zu sehen, aber es ward deutlicher; mit angelegten Gewehren standen wir an unsere Bäume gelehnt, bis ich mehre Gestalten um die Felsecken springen sah. Ein lautes Werda? schwebte schon auf meinen Lippen, als mein Partner, ein gedienter Soldat, mir zuflüsterte: „Nicht laut gerufen, Jäger, es können Ueberläufer sein.“ Ein Schuß aus der Festung bestätigte die Vermuthung. Die Gestalten, ohne Gewehre, näherten sich scheu. Auf ein leises Werda? folgte die ebenso unterdrückte Antwort, die jene Vermuthung zur Wahrheit machte. Dennoch konnte es eine Kriegslist sein, obgleich es nicht wahrscheinlich war, also galt es Vorsicht. Das gewöhnliche Commando erfolgte unserseits: Ein Mann vor, die Andern kehrt! Man gehorchte, der Eine erschien und sagte uns, was wir wußten. Er ward nach dem Hauptposten escortirt und eine Patrouille holte dann die Uebrigen ab. Am Feuer unter der Felswand wurden die Ueberläufer examinirt, welche, des Krieges und der Belagerung überdrüssig, die ihnen so unnöthig erschien, als uns, und in der Festung gelangweilt, sich nach den Fleischtöpfen der Heimath sehnten. Das Schauspiel wiederholte sich mehrmals in dieser Nacht, wie es schon in früheren sich ereignet hatte, und die Gruppe nächt-

licher Gestalten um das Feuer gewann immer mehr Mannigfaltigkeit. Den sogenannten Ueberläufern durfte man weder Verrath, noch Treulosigkeit oder Feigheit vorwerfen. Es waren meistens junge Recruten, die, rasch während der hundert Tage enrollirt, in die Festungen gesteckt waren. Waren sie Napoleonisten, was ich bezweifle, so war die Sache, welche ihre Commandanten angeblich verfochten, nicht mehr die ihre. Diese hatten, wie ich schon sagte, die Fahne der Bourbonen aufgesteckt, und behaupteten, für Ludwig XVIII. ihre Festungen zu halten. Royalisten waren die armen Burschen gewiß ebensowenig, und ihnen, wie jetzt eigentlich auch uns, dünkte es sehr überflüssig, noch Krieg zu spielen, wo die Hauptfrage längst entschieden war. Truppweise wurden sie ins Hauptquartier escortirt, und mit welchem Jubel hörten sie die Verkündung ihrer Freiheit an! Ja, so überdrüssig waren sie des Soldatenseins, daß sie mit Vergnügen Alles, was daran erinnerte, für eine Kleinigkeit verkauften; ihr Czakots nicht ausgenommen, trotz der weißen Kokarde daran, und Einige unter uns waren so thörig, oder, wie nenne ich es, diese Kopfbedeckungen gegen ihre Mützen einzutauschen, weil — ja weil man mit uns noch Soldaten spielen wollte! Das Putzen, Exerciren und Paradiren, was wir nach wie vor trieben, genügte noch nicht. Man wollte uns Freiwillige, einen Schritt vorm Ende, noch möglichst ganz in die militairischen Kamaschen knöpfen. Davon später mehr. Einstweilen mißfiel der militairischen Orthodoxie insbesondere unsere ungleiche Kopfbekleidung; die Mehrzahl trug nur mit Wachsleim-

wand überzogene Mützen. An Ermahnungen fehlte es nun nicht, jede Gelegenheit zu benutzen, um uns Czakots anzuschaffen; diese machten den Soldaten! Fast dreißig Jahr hat diese Manie gedauert, bis endlich Geschmack, Vernunft und Gesundheitsrücksichten gesiegt und die barbarisch unnütze Erfindung, ungestaltet, wahrhafte Kopfdrücker, ohne praktischen Nutzen, zu verdrängen angefangen haben. — Mit den monströsen, hohen Commisczakots der französischen Infanterie, die sich auf Karikaturen vortrefflich ausnehmen, sah man nun viele unserer freiwilligen Jäger paradiren!

Auch in friedlicher, wenn gleich in anderer Weise, traf ich noch ein Mal mit dem Feinde zusammen. Ich stand wieder mit einem Musketier auf einem weit vorgeschobenen Doppelposten an der Maas. An der Landstraße, näher den Wällen zu, sahen wir den vorgeschobenen feindlichen Posten, an eine Pappel gelehnt. Er machte eine Bewegung, und der Musketier forderte mich auf, auch unserer Seits eine Bewegung zu machen. Die Feinde näherten sich bis auf etwa zwanzig Schritt, aber nicht in mörderischer Absicht. Der Franzos grüßte freundlich, und mein Camerad forderte mich auf, doch mit ihm zu sprechen. Es war nicht allein das Bedürfniß der Mittheilung, sondern eine Geschäftssache. Der Franzos fragte, ob wir Taback brächten? Morgen wolle er zwei Flaschen Branntwein schaffen. So erfuhr ich, was freilich officiell ein Geheimniß blieb, daß auf diesem Posten ein lebhafter Tauschhandel getrieben wurde, der so weit ging, daß die Unsern sich Effecten aus der Stadt bestellten, die auf dem Lande nicht zu

haben waren, und auch richtig erhielten, wofür unsererseits Lebensmittel, die in der Stadt nicht zu haben waren, geliefert wurden. Sogar soll hier ein Mal ein Gewehrtausch stattgefunden haben. Ein friedlicher und unterhaltender Verkehr zwischen den Vorposten gehört nicht zu den Seltenheiten im Kriege, daß man aber auch Waffen tauscht, mochte an die homerischen Zeiten erinnern.

Ein Schuß aus der Festung trieb uns auseinander. Jeder der beiden Posten eilte, im Schatten der Pappeln, auf seinen Platz zurück. Der Schuß galt uns indessen nicht. Jenseits der Maas hatte ein Trupp Hessen, die zum Belagerungscorps gehörten, ich weiß nicht mehr, in welcher Absicht, sich den Außenwerken zu sehr genähert. Die Belagerten protestirten von ihren Schanzen dagegen. Es war ein schönes Schauspiel. Die Ufer jenseits der Maas waren niedriger. Die Sonne ging unter mit ihrem Zauberglanz, die ganze reiche Gegend beleuchtend; aber das Licht, welches sie auf den Kampfplatz warf, ward noch blendender durch die schwarze Wolkenschicht, die vom Westen aus sich erhob, und die ganze Scene zu verdunkeln drohte. Die Bajonette der Hessen glänzten silbern im Thale, und Pulverwolken stiegen von der Felsencitadelle und den äußern Grenzen auf, die Wolken weiß schattirend. Noch war es zu hell, als daß der Blitz der Kanonen eine Wirkung hervorgebracht hätte, aber ihr Krachen fand einen zehnfachen Wiederhall in den Bergen. Dazu das Pfeifen der Kugeln, ihr Niederschlagen in die Erde oder ihr Einschlagen in die einzelnen Häuser. Die Kanonade dauerte, bis die Hessen sich hinter die letztern zurückge-

zogen hatten und die Wolken den Himmel verdunkelten. Ein Krieg, zu Füßen des ruhigen Zuschauers gespielt.

Doch floß auch auf unserer Seite dann und wann Blut. Man glaubte sich daran erinnern zu müssen, daß man im Kriege war. Eine von den Belagerten verlassene Schanze ward in der Nacht erstiegen und schnell in Vertheidigungsstand gesetzt. Den Feinden dünkte dies eine zu nahe Nachbarschaft. Sie erklärten indeß zuerst höflich durch Parlamentaire, daß wir uns geirrt haben müßten, die Schanze gehöre ihnen und nicht uns. Wir haben vermuthlich wieder erklärt, daß wir sie für eine res derelicta angesehen, welche dem zufällt, der sie zuerst in Besitz nimmt. Da diese Debatten zu keinem Resultat führten, kam es zu einer Kanonade, in der einiges Blut floß und Einige von den Unsern fielen; die Schanze aber wurde behauptet, doch wohl nur der Ehre wegen, denn, wenn ich mich recht entsinne, gab man sie später als unnütz auf.

An einzelnen Neckereien fehlte es nicht. Die Ablösungen sollten, wie ich sagte, im Dunkel an- und im Dunkel abziehen. Indessen traten bei den weiten, beschwerlichen Wegen häufig Verspätungen ein. Man war dann zu noch größeren Umwegen gezwungen, und konnte es doch nicht immer vermeiden, einen Fleck, einen Weg zu passiren, wo man uns von den Wällen aus sehen und beschießen konnte. Es geschah schnell und geräuschlos, und die Feinde fanden selten Anlaß, uns zu beunruhigen. Aber ein dreister Jäger, der Spaßmacher der Compagnie, fand sich einst, vom Muthwillen getrieben, als die Patrouille rasch von einem Waldende

zum andern über die Straße geflogen war, allein zurück zu bleiben und den Wachtposten auf dem Walle diejenige höhnische Bewegung zu machen, welche dem Ausdruck im Götz von Berlichingen entspricht, der nur in der ersten Auflage zum Abdruck gekommen ist. Solche Beleidigung konnte nicht ungerächt bleiben. Noch im Augenblick der Handlung fiel ein Musketenschuß, und eine Kugel fuhr dem Spaßmacher in den Theil des Körpers, den er gut genug für den Feind hielt. Er mußte fortgetragen werden, und büßte im Lazareth seinen Muthwillen bis zu dem Augenblick, wo man, nach dem geschlossenen Frieden, seiner Dienste nicht mehr bedurfte. Das Lazareth galt als eine harte Strafe.

Romantik, wo ich hinblicke, Romantisches! Oder ist es das nicht, wenn Soldaten unter dem Befehl, dem unmittelbaren Commando eines Weibes stehen! Kommt es uns nicht wie ein Märchen aus dem Fabelreiche vor, wenn wir der Mädchen, Frauen gedenken, die, vom allgemeinen Feuer der Begeisterung ergriffen, sich Männerkleider anlegten und als Freiwillige muthig eintraten, muthig ausdauerten! Es sind nicht abzuleugnende, historische Thatsachen. Die Prohaska fiel in der lützowschen Freischaar auf dem Felde der Ehren, und erst in ihrem Blute schwimmend, bekannte sie mit Erröthen das Geheimniß, was nicht länger zu verbergen war. Andere kehrten, nach dem Feldzuge, in ihre Familienkreise sittsam zurück. Im Jahre 1815 ist mir nicht bekannt, daß ein Weib unter den Freiwilligen eingetreten wäre. Aber eine wenigstens, die im großen Feldzuge gedient, sich ausgezeichnet und Ruhm erworben hatte,

diente noch, oder war doch beim Ausbruch dieses Krieges wieder eingetreten, gewiß eine Freiwillige, aber nicht in der Schaar der Freiwilligen, sie war — Unterofficier unter den Grenadieren und trug das eiserne Kreuz auf der Brust!

Die Zeitungen haben den Ruhm der Unterofficier-Jungfrau Krüger verkündet; sie ward gefeiert, besungen, beschenkt. Nach diesem zweiten Feldzuge heirathete sie einen andern Unterofficier, und die Hochzeit zu einer Ehe, aus der man ein Geschlecht von Heldensöhnen erwartete, wurde in Berlin unter den Auspicien höchster Gunst gefeiert. Eine der edelsten und zartesten Fürstinnen, welche damals in Preußen an der Spitze der patriotischen Bewegungen im ritterlichen Sinne stand, beehrte sie, entweder mit ihrer Gegenwart, oder war doch die huldreiche Gönnerin, welche die Gaben für die Heldenjungfrau spendete und weihte. Ob die Hoffnung in Erfüllung ging und diese Ehe Helden ins Leben gerufen, weiß ich nicht; die Zeit war nicht dazu geeignet, daß Helden sich zeigen konnten. Beim Regimente sah man indessen die Sache anders an, als in Berlin. Der romantische Duft fehlte hier durchaus, und man betrachtete den jungfräulichen Unterofficier eher wie eine Abnormität und Last, die zu tragen man nun einmal gezwungen ward. Wenn man sich fragte, warum die Jungfrau noch immer Unterofficier war, da 1815 so viel Männer beisammen waren, daß es der Waffenergreifung von Frauen zum Besten des Vaterlandes wirklich nicht bedurfte, so konnte man leicht auf den Gedanken kommen, daß nicht die Be-

geisterung, sondern die Lust am umstreifenden Soldatenleben sie angetrieben. Auch ward diese Vermuthung nicht verscheucht, wenn man sie mit den Soldaten plaudern, scherzen, singen, zechen und bei solchen Vergnügungen sah, die Männer in der Regel allein aufsuchen. Sie war immer lustig und guter Dinge, aber unsere ältern Officiere hörte ich oft fluchen: Eine Schande, solcher Schürze einen Posten anvertrauen zu müssen! Einmal hatte auch ich die Bestimmung, unter ihrem Commando auf Wache zu ziehen. Sie war keine unangenehme Erscheinung, aber von dem „ewig Weiblichen" ließ sich unter dem Commisrock wenig verspüren.

„C'était la Landiwer," sagte uns der Wirth in einem der Dörfer um Givet, die ich 1829 aufsuchte, um die Schauplätze unseres Kriegerlebens mir wieder anzusehen. Die Landwehr war es, sagte er beschönigend, als er über die furchtbaren Verwüstungen der Umgegend während der Belagerung klagte, und ich mich als einen damaligen Belagerer aus dem Jägercorps verrathen hatte. „Die Jäger waren junge gentile Leute." Ach, wir waren, wenn nicht ganz, doch beinah so schlimm, als die andern. Die Zerstörungswuth muß ansteckend sein. Wie zerschlugen wir, wie rissen wir nieder, oft aus bloßem Muthwillen, aus der Vorstellung, es müsse so im Kriege sein. Freilich geschah es immer nur in verlassenen Häusern und Orten, gleichsam zur Strafe dafür, daß ihre Bewohner sie ver- und uns nur die nackten Wände zurückgelassen hatten; aber es kommt mir vor, als wäre derselbe Trieb dabei thätig gewesen, der die Schulknaben antreibt, mit ihren Messern die

Tische und Bänke zu zerschneiden. Erobern wollte man freilich auch, Beute machen. In jenem zerstörten Kloster, wo ich die erste Nacht vor Givet zubrachte, war ein kleines Thürmchen, auf dessen Dache eine Wetterfahne stand. Was gab man sich nicht Mühe, sie abzubrechen. Das verrostete Eisen, das Stückchen Blech war höchstens einige Sous werth, aber es ward zur Ehrensache für jede Wache, die hier aufzog, sich an die Arbeit des Abbrechens zu machen. Mit Lebensgefahr sah ich Landwehrleute auf das Dach klettern und hämmern, feilen, rütteln, aber die Stange wich nicht. Jede abziehende Wache hinterließ der sie ablösenden das weiter geführte Werk mit Neid, denn nun ward die Arbeit doch immer leichter, und am Ende gewann der den Lohn, der am wenigsten dafür gethan hatte. Doch will ich nicht behaupten, daß man wirklich zu dem Resultate kam; ich glaube vielmehr, daß, als wir von Givet abzogen, die alte Wetterfahne noch immer auf dem Thurme unser spottete. Der schöne Garten an der Maas, die entzückende Aussicht, flößte meinen Cameraden keinen pietätvollen Respect für das Landhaus ein. Die Tische und Bänke, die Fensterläden und Thürflügel wurden unbarmherzig zerschlagen zu Wacht- und Kochfeuern. In einem Dorfe, ich glaube Fromlianes, stand ein alterthümliches großes Herrenhaus, verlassen und verwüstet. Der industrielle Trieb einiger rohen Gesellen führte sie auf das Dach, und, um doch etwas zu erbeuten, hieben sie die bleiernen Dachrinnen mit den Hirschfängern ab. Als Niemand das Blei kaufen wollte, ward der erste beste Nachbar requirirt, der unfreiwillig,

wenn gleich für ein Spottgeld, etwas kaufen mußte, von dem er gar nicht begriff, wie die Soldaten zum Rechte kämen, es zu verkaufen. Jeder Krieg hat sein bestialisches Gefolge. Unsere Soldaten waren bei den Franzosen in die Schule gegangen, wenn sie auch das Gelernte etwas plumper und barocker dann und wann anwandten.

Der August verging, es war schon tief im September. Die Tage wurden kürzer, die Märsche, die Arbeit, die Stunden auf den Wachtposten blieben dieselben. Und die kalten Nächte auf Vorposten, auf den Vorposten, wo nur ein Mal, oder gar nicht während der Nacht abgelöst wurde! Auch im Lager selbst wurden diese Nächte sehr unbehaglich, besonders in unseren dünnen, schlecht verwahrten Hütten, in abgeriebenen, dünnen Uniformen und Mänteln. Man schichtete sich auf einander, um sich zu erwärmen. Und doch war die Kälte besser, als das Regenwetter, welches darauf eintrat. Doppelt beschwerlich wurden die langen Märsche nach und von den Vorposten, doppelt so lang auf den abschüssigen Hohlwegen, in den morastigen Tiefen. Wir kamen gewöhnlich erst um Mitternacht zurück; einst im furchtbaren Platzregen. Daß wir selbst bis auf die Haut durchnäßt kamen, war das geringere Uebel; unser Lager aber schwamm uns fast buchstäblich entgegen. In dem Felsenkessel hatten sich die Wolken zu einem Wolkenbruch gesackt, und Bäche, Ströme, Fluthen kamen durch unsere Zelte mit dem Lagerstroh, unsern Habseligkeiten und Vorräthen auf uns zu. Wir mußten über den angeschwollenen Bach springen, um zu retten, was zu

retten war. Und welche Nacht, welch ein Morgen! Ein ander Mal riß uns der Ruf: Feuer! von unsern Kochkesseln, wo wir die Abendsuppe bereiteten. Eine Hütte brannte, mehre andre fingen Feuer. Man denke sich ein großes Lager von Strohhütten, ziemlich dicht aneinander, in einem Felsenthale, ein Windzug und eine Feuersbrunst! Alles war auf den Beinen, um zu greifen, zu retten, was zu retten war. Die Hörner schmetterten. Zuerst die geladenen Büchsen! Die Feuer aus! Die Lichter aus. Man stieß, drängte, trug ins Freie und rannte gegeneinander; die Verwirrung war groß. Die Magdeburger Landwehr schlug mit Kolben drein, und ihrer raschen Thätigkeit gelang es, die brennenden Hütten niederzuwerfen und das Feuer zu dämpfen. In drei Hütten, welche den Jägern einer andern Compagnie gehörten, waren alle Habseligkeiten derselben verbrannt.

Sechs Wochen schon in diesem Zustande und noch keine Aussicht auf Erlösung. Givet sollte bombardirt werden, aber ein Tag verstrich um den andern. Es sollte Friede sein; aber keine Taube mit dem Oelzweig kam über die Berge geflogen. Da hieß es, Napoleon ist den Engländern entflohen und nach Amerika entkommen. Der Krieg bricht wieder an, er wird ein andrer, man behält uns zurück, es wird wenigstens ein Stammcorps der freiwilligen Jäger errichtet, wo die Jäger bleiben, aber die Freiwilligkeit aufhört. Es hätte mich nicht gewundert, wenn unsere Phantasie in dem dunstigen Felsenkessel noch thörigtere Hirngespinnste zu Tage gebracht hätte. Die Strapatzen ließen keinen freien Gedankenproceß zu; und die Gedanken, die sich

entwickelten, wurden von dem ewigen Einerlei, von dem trüben Herbsthimmel beherrscht. Das eine Gefühl, was uns klar wurde, war, wir sind nur noch Maschinen, unsere militairische Dressur erinnerte uns täglich daran, und der lebhafteste Wunsch war — nicht nach Ruhm und Kriegsthaten, diese Aussicht war vorüber, wir spielten ja nur noch Krieg — es war kein anderer, als einmal doch in ein Quartier zu kommen.

Nun doch schien er erreicht! Das Bombardement fand nicht statt, die Stadt Givet ergab sich. Wir rückten ein; welches Wonnegefühl, den Preis unserer Ausdauer mit Augen zu sehen! Eine wohlerhaltene Stadt, klein, aber uns kam sie so groß, so wunderbar vor. Kaum wird Paris einem Kleinstädter anders erscheinen, ob wir doch Alle aus größern Städten, zum Theil selbst aus Berlin kamen; aber das Lager in den Felsen mußte magisch auf unsere Sinne gewirkt haben. Wie fest die Häuser waren, wie regelmäßig die Thüren und Fenster, wie breit die Straßen, wie majestätisch die Brücke, der Markt, die herrlichen Kaufläden, die Cafés und Restaurationen; gewiß ein Klein-Paris! Wie mußte ich lächeln über jene Erinnerung, als ich 1829 diese sehr unbedeutende Landstadt wieder sah, die in ihren städtischen Einrichtungen nicht einmal, wie so manche andere, den Anspruch macht, dem stolzen Paris gleichen zu wollen. Nur etwas erschien mir auch damals grandios, die himmelhohen, die Stadt überragenden Felsen der Citadelle und ihre Mauern. Die Schildwachen darauf konnten uns in den Straßen mit Kieselsteinen tödten.

Givet, die Stadt und Festung, war übergeben, aber

die Citadelle Charlemont, wohin sich der Gouverneur mit der Garnison zurückgezogen, blieb unerobert und ließ das drapeau blanc auf ihren Mauern stolz flattern. Was hatten wir für uns erobert? Das Vergnügen, mit Sack und Pack in die eroberte Stadt einzuziehen, Parade zu machen, und matt und hungrig am Abende in unser Lager zurück zu marschiren. Die Citadelle ward nun an der Stelle der Stadt belagert, und Alles blieb beim Alten. Wir mußten putzen, exerciren, paradiren, auf Wache und auf Vorposten ziehen. Nur durch besondere Gunst ward Einzelnen die Erlaubniß, auf Urlaub sich in die Stadt zu begeben, um dort sich zu erholen, oder Ankäufe zur nöthigsten Reparatur ihrer Kleidungsstücke zu machen.

Endlich nahte die Erlösung. Die Bergfestung ward nach wie vor belagert, aber am 23. September ward uns der Paradebefehl verlesen, daß unsere Brigade abziehen und Cantonirungsquartiere zwischen den Städten Rocroy und Vervins beziehen solle. Noch Cantonirungen, und doch ward uns zugleich verkündet, daß der Friede abgeschlossen sei. Warum nicht gleich zurück?

In der Nacht zum 26. September schlug endlich die Stunde der wirklichen Erlösung. Es war eine regnerische, stockfinstre Nacht, als um 3 Uhr die Hornisten uns weckten. Um 4 Uhr sollte aufgebrochen werden; in solcher Dunkelheit, in diesem Wetter sollten wir den Felsen und Schlünden Lebewohl sagen, in denen wir ein und einen halben Monat verzaubert waren. Das Verlangen wurde laut: sehen mußten wir doch noch ein Mal den Ort. Eine wahnsinnige Lust

schien sich der Freiwilligen zu bemächtigen. Licht! Feuer! rief es. Von allen Seiten trug man Stangen, Bretter herbei, die uns als Tische und Bänke gedient, und die früher, im Schweiße unseres Angesichts, meilenweit herbeigeschleppt worden; alles auf einen Haufen. Es ward angezündet. Wir wollten sehen und uns wärmen und dem Wetter trotzen. Die Feuer loderten, die Flamme wirbelte auf, der Regen verlor seine Macht vor solcher Gluth. Unser Aller bemächtigte sich eine wahre Raserei. Wir rissen unsere Hütten nieder, wir rüttelten an den Pfählen, alles, was fest stand, mußte heraus, und manche Cameradschaft trug ihr ganzes festes Haus, wie es da war, und das ihnen sechs Wochen lang Schutz und Wärme gegeben, in die Flammen. Es war ein wilder, furchtbar schöner Anblick, die nackten Felsen ringsum von der hellen Gluth angeröthet, und der Flammenschein stieg in den Himmel, daß man in der Citadelle die Lärmtrommel rührte. Man billigte, soweit ich mich entsinne, diesen Akt unserer freiwilligen Freude nicht; aber die Inhibitionen aus dem Hauptquartier kamen zu spät. —

Wie oft ich die Maas passirt, kann ich mich nicht mehr entsinnen. Außer der Spree, die Berlin scheidet, giebt es indeß keinen Fluß, den ich von Rechtswegen so genau kennen müßte, von Lüttich hinauf bis beinahe Verdun. Denn obgleich Friede war, und wir nur Freiwillige für den Krieg, behielt man uns nicht allein noch Monate lang im Dienst und in Frankreich, sondern schob uns aus einer Cantonirung in die andere, immer die Maasufer hinauf, bis wir endlich im Flecken Dun,

einige Meilen von Verdun entfernt, den südlichsten Punkt erreicht hatten, um nachher noch ein Mal das Vergnügen zu haben, wieder in nördlicher Richtung bis über Givet hinaus zurück zu marschiren.

Wir waren vom Lagerleben erlöst, aber nur, um ein neues, beschwerlicheres Wanderleben anzutreten. Es hatte viele Tage lang geregnet, und regnete immer fort, wie im Englischen Liede. Die Wege waren furchtbar, und es war nicht märkischer Sand! Wir waren schon bis an die Kniee im Koth der Hohlwege gewatet, als wir, südlich von Givet, über die Maas setzten, um nach Fumay zu marschiren. Ein malerisch in die Kalkfelsen der Maas eingeklemmtes Städtchen, von mittelalterlicher Architectur; aber, todtmüde wie wir waren, von Naßkälte schauernd, mußten wir durch die freundlichen Straßen, an den gastlichen Häusern vorüber, wieder in eine Fähre uns einpferchen lassen, um jenseits, ein Paar Meilen weiter, in einem elenden Dorfe endlich Quartiere zu finden, im Vergleich zu welchen unsere verbrannten Strohhütten uns noch comfortable erschienen. Der Unwille unter den Jägern war allgemein, da hier, wie es oft geschah, die Soldaten von der Linie in der Stadt selbst blieben. „Man braucht uns nicht mehr, man läßt es uns fühlen, daß wir überflüssig sind! Warum entläßt man uns dann nicht ganz und gar?“ Wie oft noch wiederholten sich diese Klagen! In der That entsinne ich mich aus dem ganzen Feldzuge keines schlechteren Quartiers als in diesem Dorfe Revin, wo wir uns Alles, selbst Stroh und Brod, ertrotzen mußten. Die Wirthin, ein widerwärtiges Weib,

gab uns indeß Anlaß zu manchen Beobachtungen. Bei jeder Forderung schrak sie zusammen, schlug die Hände über den Kopf, seufzte und — klagte. Nicht beim Capitain, wozu die französischen Bauern immer weit schneller bereit waren, als die unsern, sondern bei ihrer Heiligen! Und wer war diese Heilige? In einer Laterne auf einem Küchenschrank, die Himmelskönigin aus dem Bilderladen war an die Stelle der fehlenden Glasscheibe geklebt. Die fromme Frau warf sich jedes Mal zu Füßen des Schrankes nieder und murmelte ihre unverständlichen Gebete, daß die Jungfrau die unverschämten Forderungen der Ketzer gnädig abwende. Wir waren in großem Irrthum, als wir meinten, die Revolution habe mit der Religion auch den Bigottismus und Aberglauben in Frankreich ausgetilgt. Auch in den nördlichen Provinzen fanden wir ihn nur zu oft, und in seiner crassesten Gestalt wieder.

Abermals ward am Morgen über die Maas gesetzt, in Regengüssen, und der Marsch ging über die Ardennen nach Aubenton. Diesmal sollten wir sie in ihrem finstersten Gebirgscharakter kennen lernen. Aber diese Schluchten, diese Wege und Hohlwege! Wer hatte Augen für die schauerlichen Reize dieses Gebirges, wenn er, mit dem halben Beine im Koth, bergan steigen mußte! Wir schlugen Nebenpfade ein, um auf dem kürzesten Wege das Gebirge zu kreuzen; es ging durch Dornen, steile Klippen wurden erklommen, Wege, auf denen es uns wahrscheinlich mit allem unsern Gepäck fortzukommen unmöglich geworden wäre. In dieser Voraussicht hatte man einige Ochsenwagen requirirt, die

unsere Tornister nachfuhren, uns dafür aber erst drei Tage später ablieferten. Einer zog den andern, und doch, wie viele glitten aus und küßten die mütterliche Erde des feindlichen Landes. Zuweilen sahen wir uns verwundert an, daß nach solchen Strapatzen noch so viel von uns selbst und unsern Kleidungsstücken übrig geblieben war.

Auch in dem freundlichen Fabrikstädtchen Aubenton, wo man uns Cantonnirungen versprochen, blieben wir in guten Quartieren nur eine Nacht. Wenigstens lernten wir wieder das Quartierleben von der freundlichen Seite kennen. Die Gegend schien noch nicht ausgezehrt. Reinlichkeit und Fülle der natürlichen Lebensmittel, schönes weißes Brod, ein vortrefflicher Käse und ein kräftiges Bier stärkte uns wieder für eine Cantonnirung in den Dörfern, die von diesen Behaglichkeiten wenig oder nichts darbot.

Wir waren wenigstens in dem Dorfe Besmont wieder im flachen Lande. Daß dadurch ein Wunsch erreicht werden könne, hatte ich mir früher in meiner romantischen Stimmung nicht träumen lassen. Aber es war ein Dorf, welches mich an unsere westphälischen erinnerte. Die Gehöfte lagen im weiten Umkreis zerstreut, durch feuchte Wiesen, Hügel, Buschwerk, Seen und Gräben von einander getrennt. Zum Appellplatz mußte mancher eine Stunde lang gehen, und ich hatte, wie gewöhnlich, das Unglück, nicht allein bei einer der ärmsten Familien, sondern auch am aller entferntesten von den andern einquartirt zu sein. Wäre es ein Vendéedorf gewesen und seine Bewohner fanatisirte Feinde,

so wäre es ein leichtes gewesen, in dieser Abgeschiedenheit einen und den andern verschwinden zu lassen, ohne daß es nur bemerkt wäre. Kaum wußten wir, wo wir uns gegenseitig aufsuchen konnten; es waren Reisen und über zitternde Wiesen, durch Büsche und labyrinthische Hecken. Aber die Leute waren friedlich und freundlich; sie waren des Krieges satt und matt wie wir. Wir verlangten nur nach Ruhe und fanden sie, und sie gaben, was sie hatten; es entsprach zwar nicht unsern Wünschen, und den Verheißungen, die man uns von guten Quartieren gemacht, aber doch den nöthigsten Bedürfnissen.

Für die Melancholie, für die Ossianische Stimmung war hier reichliche Nahrung. Ringsum gelbes, abfallendes Laub, ein grauer Novemberhimmel, Nebelstreifen und Sträucher, Bäume, Felder, Wiesen und Wege von den Perlentropfen des ewigen, andauernden Regens bedeckt. Während der Wochen, die ich in dieser Einsiedelei lag, sah ich nicht ein Mal die Sonne scheinen; es fiel kein Schuß, es wieherte kein Pferd, keine Kuh brüllte, nur die Hennen gackerten, wenn sie Eier legten.

Ein mährchenhaftes Stilleben führte ich, und doch steht es mir in allen seinen Einzelheiten so klar vor Augen, als wäre es erst gestern. „Wir haben nie Einquartierungen gehabt," sagte die Alte, als sie meinen Zettel empfing. Aber im Hause war doch nicht die Armuth, welche entmuthigt und den Sinn niederdrückt. Vielleicht war kein Geldstück vom Dach bis zum Keller aufzutreiben, aber was bedurften diese Leute des Geldes! Zwei fette Kühe gaben Milch, Butter und Käse aus-

reichend für die Wirthschaft. An einen Verkauf, oder an ein zur Marktwaaremachen dieser Producte schien hier Niemand zu denken. An weißem Mehl und Weißbrod fehlte es nicht; eigene Erzeugnisse, wenn für mich gleich der Umstand sehr unangenehm war, daß dieses Brod nur alle vierzehn Tage gebacken wurde, dem zufolge man während dreizehn Tagen, was wir alte Semmel nennen, essen mußte! Aber in Scheiben am Feuer geröstet, mit frischer Butter und Käse darauf, schmeckte es vortrefflich. Die Gärten voll Obstbäume. Nur zu schütteln brauchte man sie, und goldene Aepfel waren in Fülle da. Auch Kartoffeln waren im Keller. Bedurfte es mehr zu einer Idylle? Und doch gackerten noch achtzehn Hühner im Stalle, zu Zeiten die einzige Melodie, der einzige Laut in meiner Einsiedelei.

Die Hausfrau, etwa eine hohe Fünfzigerin, sprach ein Patois, das ich nicht verstand, aber sie war keine üble Frau; geschwätzig, reinlich, thätig. Ein junger Bursch war da, etwa von 10 bis 11 Jahren, ob ihr Sohn oder Enkel laß ich dahin gestellt, wahrscheinlich der künftige Erbe, und ein junges, hochgewachsenes, hübsches Mädchen, von außerordentlich weißem Teint, ihre Tochter. Sie ächzte viel, und es hieß, sie wäre krank; wie es mit dieser Krankheit beschaffen, und ob sie nicht vielleicht eine nur fingirte war, laß ich auch dahin gestellt; denn es gab noch mehr Räthselhaftes in dieser Familie.

Ein täglicher Besucher fand sich dort ein, ein Mann, etwa in den Dreißigen, von nicht eben schönem, imponirenden Aeußeren; sein ganzes Wesen aber sagte, daß

er schon mehr in der Welt gesehen und in andern Verhältnissen zuhause wäre, als in dieser kleinen Bauernhütte an den Ardennen. Er trug eine blaue Blouse, Holzschuhe wie die Uebrigen, aber wenn er meine Büchse aufnahm, blitzte ein eigenes Feuer aus seinen Augen. Es war ihm keine ungewohnte Arbeit. Es lag kein Grund mehr vor, zu verbergen, daß dieser tägliche Gast kein Bauer, sondern ein Militär war, ein Napoleonischer Capitain, von den Bourbonen auf Halbsold oder ganz ohne Sold entlassen. Wie er in den letzten Zeiten thätig gewesen, ob er die Rolle der Ney und Labedoyere etwa im Kleinen gespielt und deshalb für gut befunden, sich in die Herbstnebel der Ardennendörfer zu verlieren, selbst ob er bei Waterloo mit gefochten, oder ob ich in ihm einen Feind wieder sah, den ich zum letzten Male auf einem der Festungswälle vor mir erblickt, blieb der Vermuthung überlassen. Jetzt war er nicht mehr und nicht weniger als ein Knecht, ein freiwilliger Bauernknecht. Er besorgte die Geschäfte der Familie, die aber im Herbst, nach der Erndte, wahrscheinlich nicht bedeutend waren. Denn er konnte Stunden lang im Hause sitzen, Morgens, Mittags und Abends noch länger, und, die Hände auf den Knieen, plaudern.

Seine Firma hier war nicht Capitain, noch Knecht, sondern Bräutigam, Verlobter der Tochter. Ob das nur ein vorübergehender Bräutigamstand sein sollte, faute de mieux, ob er ernstlicher daran dachte, mit dem jungen Mädchen in den Besitz des Hofes einst zu kommen und den Officier mit dem Bauer zu vertauschen,

oder ob er noch auf einen Umschwung der Dinge hoffte, und hier nur die Zeit abwarten wollte, alles das hätte ich muthmaßlich erfahren, wenn mich die Sache näher interessirt, und ich älter als siebzehn Jahre gewesen wäre. Stoff, nicht allein zur Romantik, sondern sogar zum Romane. Aber, siehe da, ich war durch alles Romantische vorher gesättigt; es war mir gleichgültig geworden. Ich wollte Ruhe, und dann fort, hinaus, zurück ins alltägliche Leben. Der Capitain mochte lieben oder hassen, lauern oder hoffen, mich ging es nicht an.

Uebrigens war er ein ganz angenehmer Mann und Gesellschafter, wenigstens für die Lage hier. Es versteht sich von selbst, daß er an Bildung weit über den Andern stand; er machte ihren Lehrmeister, einen praktischen Lehrmeister. Wie weit seine Kenntnisse gingen, konnte ich allerdings nicht beurtheilen, aber er schien doch weit mehr zurückzuhalten, als er ausgab. Er war weit in Deutschland umher gewesen, auch längere Zeit in Berlin; er kannte unsere Sitten und sprach etwas Deutsch. Seinen Stand hatte er für den Augenblick ganz aufgegeben und vergessen, wie das eben nur einem Franzosen möglich ist. Nur ein Mal erwähnte er mit einem spöttischen Zug um den Mund, daß er Ludwig XVIII. nicht besonders lieben könne, da er ihm seine Pension entzöge. Paris liebte er auch nicht, und fürchtete von daher. Er versicherte: für 5 Sous könne dort jeder seinen Feind von einem Diener der geheimen Polizei ermorden lassen! Ja, einst entfiel ihm ein merkwürdiges Wort: es wäre für

Frankreich nicht gut, wenn die Heere der Verbündeten ohne weiteres herausgezogen würden. Die Partheien würden sich augenblicklich in die Haare gerathen, und die Dinge noch schlimmer werden. Sonst schien er blasiert, gleichgültig gegen alles, und recht geflissentlich bedacht, in kleinen Dingen und Beschäftigungen sich zu fesseln. Er half mir bereitwillig meine Sachen putzen und lehrte mich Kunstgriffe.

Es war ein eigenes Verhältniß, ich war Sieger, und er der Besiegte, ich im Recht des einquartirten Soldaten, was ein furchtbares Recht sein kann, und er im Verhältniß des scheuen, geplagten Wirthes, der hergeben soll, was man fordert. Aber ich war ein Soldat und ein halbes Kind, und er Officier, ein Mann in Jahren und von reicher Erfahrung. Ein deutscher Officier hätte sich in ähnlichen Verhältnissen schwer dazu hergegeben, einem jungen französischen Volontair das Riemenzeug zu putzen, ja ihn so zu bedienen, wie der Franzose that. Aber in seinen Adern rann kein aristokratisches Blut; er war ein Mann aus dem Volke und wollte es nicht verleugnen. „Ich bin Alles gewesen,“ sagte er ein Mal lächelnd, „Soldat, Corporal, Sergeant, Fourier, Sergeant-Major, dann Lieutenant, zwei Jahre Capitain, und jetzt bin ich wieder Bauer.“

Im Sommer müßte das hier ein herrliches Stillleben gewesen sein. Welcher Spielraum umher! War doch jedes Gehöft ein kleines abgeschiedenes Gut für sich, so herrliche, grüne Plätze, mit den schönsten, wilden und Fruchtbäumen, mit Büschen und Hecken

umpflanzt, und der Wald nahe, in den man sich verlieren konnte. Aber der October rückte schon weit vor, kein October, welcher den schönen milden Altenweibersommer Norddeutschlands mit sich führt. Keine seidenen Fäden flogen durch reine weiche Luft. Sie schwitzte aus ihrem ununterbrochen grauen Ueberzuge nur den ewigen Perlregen. Wir waren an das Haus, in die Stube gebannt. In eine einzige Stube. Doch war sie nicht zu eng, und nicht von Unreinlichkeit starrend. Es machte sich so eben! In meinen Briefen finde ich eben eine Stelle, die ich bis jetzt übersehen hatte. „Meine Gesellschaft besteht aus der Hausfrau, einer erwachsenen Tochter, einem Kinde, drei Katzen, achtzehn Hühnern, zwei Kühen, einem Ferkel, zahlreichen Fliegen, und noch einem Franzosen, der Hauptmann gewesen sein soll." Es muß das wohl in einer ersten, übeln Laune niedergeschrieben sein, denn meine Erinnerung an den Hausstand und das Leben dort ist weit freundlicher. Wenn nicht geputzt, geschrieben oder geplaudert ward, vertrieb ich mir wieder die Zeit mit dem idyllischen Kochen. Für die Lectüre der Nibelungen muß meine Stimmung damals nicht getaugt haben. Der Sinn war früh zum Praktischen angeleitet worden, nur durch die Noth. Ich rechne es aber doch zum Glück, daß diese Noth wieder aufhörte, um das Praktische wieder auf lange Jahre in den Hintergrund zu drängen. Möchten wir Alle, auf dem guten Wege, auf dem wir uns jetzt befinden, fortgehen und eine praktische und industrielle Nation werden, aber dabei nie die Wohlthat verkennen, daß wir zuvor eine lange

hiſtoriſche Erziehung genoſſen, welche uns andere Güter ſchätzen gelehrt, die wir, um zu werden, was wir wünſchen, nie aus dem Sinne laſſen ſollten.

Die Thüre ſtand gewöhnlich offen, ich meine die Stubenthür, ſie war aber auch zugleich die Hausthür. Es geſchah vermuthlich der Katzen, der Fliegen, der Menſchen und der friſchen Luft wegen. Wenn etwas Kälte und Regen eindrang, ſo brannte ja dafür beſtändig das Feuer im Kamin. An Holz fehlte es der Armuth nicht. Der Kamin war die allgemeine Küche. Eine große eiſerne Marmite ſchwebte beſtändig über dem Feuer. Immer kochte etwas darin; zuerſt für Ferkel und Kühe, dann, wenn dieſe befriedigt waren, für die Menſchen. Die Soupe de légumes war die Hauptmahlzeit. Ich habe in Frankreich ſo viel Soupe de légumes einſchlucken müſſen, daß mich ſchon der Name anwiderte; und doch iſt ſie, gut bereitet, die natürliche Koſt, welche, für Reiche und Arme gleich zuträglich, nahrhaft, ſelbſt von Rumohr anempfohlen wird. Der Keſſel ſiedet über dem Feuer mit Waſſer, und nun kommt es nur darauf an, was man in das Waſſer hineinthut, ſo kann man die köſtlichſte Suppe erhalten. In dieſen Bauerwirthſchaften wird hineingeworfen, was gerade vorräthig, oder beſſer, was der Tag gebracht und überflüſſig iſt: Kohlſtrünke und Blätter, Zwiebeln, Rüben, Erbſen, Kartoffeln, möglicherweiſe Mehl, Salz, vielleicht Butter; iſt das Glück gut, ein Stück Speck, in außerordentlichen Fällen ſogar ein Stück Fleiſch. Zwei Ingredienzien machen das Gebräu aber erſt zum Gericht, Pfeffer und Schnitte Weißbrod. Wie man

sie nun haben will, ist die Soupe de légumes entweder eine Suppe oder ein consistentes Gericht. Fleisch kam allerdings in dem Dorfe Besmont nur hinein, wenn ich etwas beim Appell geliefert erhielt. Soupe de légumes und Salat waren abwechselnd unser Mittagbrod. Unsere Landwehrleute schüttelten den Kopf, woher der französische paysan zur Arbeit Kraft nehme? Die französischen Bauern schüttelten den Kopf, wenn sie hörten, was ein deutscher Bauer an dicker Grütze, Erbsen, Speck und Schwarzbrod verzehre!

Dieser ewigen Suppe satt, experimentirte ich, zur Verwunderung meiner Wirthe, in allerhand Gerichten von Aepfeln, Kartoffeln, Zwiebeln, Milch und Eiern. Meine Milch- und Mehlsuppe, zum Frühstück, hatte mir vortrefflich geschmeckt, aber dann erwachte mit einem Male die Lust zum Kaffee. Vermuthlich nur deshalb, weil ich keinen hatte. Bei unserer Versammlung waren wir vom Hauptmann, im Namen des Maire, ersucht worden, keinen Kaffee zu fordern, weil die guten Leute im Dorfe das Ding kaum dem Namen nach kennten, und es ihnen unmöglich wäre, es zu beschaffen. Aber der Trieb in mir nach Kaffee war unwiderstehlich erwacht. Ich kaufte mir Kaffee und wollte ihn kochen. Aber eine Kaffeekanne war in unserer Wirthschaft eben so unbekannt, als der Kaffee selbst. Töpfe und Näpfe gab es gar nicht, und das einzige, eigentliche Kochgeschirr war die Marmite, in welcher allenfalls ein ziemliches Schwein gesotten werden konnte. Was war in der Noth zu thun? — Es gab eine Eierkuchenpfanne. In dieser ward der

mit der Reibkeule gestampfte Kaffee übers Feuer gebracht, und das bräunlich gefärbte Wasser alsdann in eine flache Schüssel gegossen und mit zinnernen Suppenlöffeln gegessen. Tassen waren hier so wenig als Teller bekannt. Die vortreffliche Milch, geröstet Brod und Butter machten vielleicht das Getränk genießbar, welches sonst mit einer Tasse Kaffee wenig Aehnlichkeit hatte.

Die Abendunterhaltung am Kamin! Sehe ich doch noch die Flammen aufblitzen, höre ich doch noch die Bratäpfel zischen! Wie wir so traulich um das Feuer saßen, ein freundliches Familienbild. Wenn die Unterhaltung einsylbig war, sprachen für uns die Aepfel. Jeder hatte einen an die Kohlen gelegt; wessen Apfel zuerst aufzischte, war der König für den Abend. Wie artig, zuvorkommend, die Leute gegen mich waren. Ich erhielt immer den mürbesten, schönsten Apfel.

In solcher Idylle sich liebenswürdig zu bewegen, ist auch nur eben den Franzosen, und zwar nur denen der alten Zeit gegeben. Aber unsere Conversation konnte auch lebhaft sein. Wenn ich von den großen steinernen Häusern der Stadt Berlin sprach, wie sahen sie mich verwundert an, und der Capitain bestätigte Alles, was ich sagte, und wußte noch viel mehr von der großen Königsstadt zu erzählen, Dinge, von denen der Gymnasiast nichts wußte. Er war zwei Jahr dort gewesen. Das Merkwürdigste, so viel ich mich entsinne, waren für ihn die stuckernden Charlottenburger Wagen und die hohen Hüte der Damen. Aber

das allerunglaublichste für seine Geliebte und deren Mutter war, daß ich behauptete, alle Menschen, nicht in Berlin allein, sondern auch in unseren Provinzstädten, ja sogar in den Dörfern, trügen Schuhe oder Stiefeln von Leder. Doch nur Festtags! rief das junge Mädchen, ihre Sabots anblickend. Der Capitain bestätigte meine Angabe, daß, wer bei uns nicht barfuß geht, lederne Schuhe trägt, daß die Holzschuhe zu den Seltenheiten gehörten und die eigentlichen Sabots der Bauern in Frankreich bei uns gar nicht vorkommen. Dies glauben zu sollen, schien zu viel gefordert. Sie hätte eher geglaubt, daß bei uns ewige Nacht ist, als daß unsere Bauernmädchen lederne Schuhe tragen. Wie können sie denn Schuhe bezahlen! So fühlten wir uns denn doch in etwas reicher, in der Cultur fortgeschritten, in unserm Barbarenlande; denn so betrachtete der Franzose es damals noch. Diese Ansicht über die Schuhe ist übrigens nicht auf diesen Winkel der Picardie eingeschränkt.

Wenn die Aepfel ausgedampft, das Feuer in Asche sank, die Unterhaltung stockte, und Einer um den Andern auf dem Schemel nickte, stand ich auf, um nebenan in die Aepfelkammer zu gehen, wo mein Bette stand. Einen Abend um den andern entspann sich alsdann folgendes Gespräch, dessen Monotonie in dieses Mährchenstillleben gehörte:

Ich: „La lampe, si vous plait.“

Die Wirthin: „Ah vous voulez vous coucher, monsieur. Voila!“

Ich: „Bon soir!“

Alle: „Bon soir, monsieur!

Wenn ich mich auf meine Strohmatratze von ungebleichter Leinewand gelegt und behaglich gestreckt, rief ich: „Ne voulez-vous pas prendre la lampe?“

Darauf antwortete des Capitains Stimme: „Oui, monsieur.“ Er erscheint, fragt noch höflich: „Est ce que vous êtes assez couvert?“

Ich: „Oui, monsieur.“

Der Capitain: „Bon soir, monsieur.“

Die Thür geht zu, die Lampe verschwindet, die Aepfel duften süß und lieblich und ein noch süßerer Schlaf läßt mich bald die Unterhaltung, die Ardennen, die Cantonirung, Strapatzen und Krieg vergessen. So einen, so alle Tage.

Der Tagesanbruch konnte mich nicht wecken, denn der Tag brach in meiner Kammer nicht an. Gewöhnlich war es das Geräusch des Tropfenfalls vom Dache, was mich weckte. Ich hatte dann meine bestimmten Zeichen, die mich ans Aufstehen mahnten. Durch jenes Astloch mußte das Licht dann nun den Fleck berühren, der Dämmerschein durch die Spalte mußte den größten rothen Apfel anhauchen. Das Spinnrad schwirrte dann so und so, der Capitain schlug einen Nagel in die Wand, oder hämmerte an den Sabots seiner Braut, und der kleine Junge lehrte seine Lieblingskatze oui sagen. Dann war es 6 oder 7, und ich sprang auf.

Heute kam es mir vor, als hätte der Tropfenfall schon sehr lange gedauert, aber ich hörte noch nicht das Spinnrad, noch nicht den Nagel, noch nicht die Sabots.

Auch die Katze quälte sich noch nicht oui zu sagen, aber sie miaute kläglich mit den andern beiden Katzen. Das Licht aus dem Astloch war schon weit über den Fleck hinaus und der rothe Apfel schon wieder dunkel. Ich sprang auf und in die Kleider, aber es blieb still wie vorher. Ich trat in die Stube. Da stand das Spinnrad ruhig an der Wand. Kein Capitain und seine Braut, nicht der Knabe, nicht die Wirthin waren zu sehen. Die Thüre war zugemacht, das Feuer im Kamin schwankte langsam hin, und in der Marmite kochten nur die Rüben- und Kartoffelabzüge für Kühe und Ferkel. Ich rief; keine Antwort. Was war das? Ich suchte, und fand keine Spuren. Die Ausgehröcke waren von den Nägeln fort. Hatten meine Wirthe mich verlassen? Konnten sie es nicht mehr aushalten von der Einquartirung? War eine Verschwörung im Werke, eine Sicilianische Vesper? — So grau, so einförmig grau war der Tag noch nie gewesen. Ich öffnete die Thüre; es stäubte mir naß entgegen, ringsum nichts als gelbe Blätter, dürre Aeste, in der Ferne rothe Wipfel, die ihr Laub abschüttelten. Ich schrie hinaus. Nur die Hühner im dampfenden Stalle antworteten.

Ein, zwei Stunden vergingen in diesem lautlosen grauen Gemählde. Ich hatte glücklicherweise Milch in der Kammer und Brod gefunden, das Feuer war angemacht und ich hatte mein Frühstück mit den Katzen getheilt, die eben so verlassen schienen als ich. Sie müssen wieder kommen. Ich schlug inzwischen die Nibelungen auf, die ich so lange außer Acht gelassen. Aber, war es der französische Boden, oder das Milchfrühstück,

oder der Nebel, die körnigen Gestalten der alten Sage paßten nicht hierher. Sie vermehrten nur meine Ungeduld. Ich legte mich aufs Horchen; etwa wie König Günther in der verhängnißvollen Nacht. Jedes Rauschen in den Sträuchern, jedes Blatt im Winde erregte meine Aufmerksamkeit. Ich schlich zu den Hühnern, zu den Kühen, zum Ferkel. Wenigstens hatte ich Gelegenheit, zu beobachten, daß diesen Thieren nichts von dem Schauer der Mährcheneinsamkeit beiwohnte. Sie krähten, wühlten, streckten sich und flatterten, gerade wie sie es thaten, wenn die Bauerfamilie im Hause war. Nur die Katzen nicht so. In ihnen war etwas Unheimliches. Wie wann! — wir, vom damaligen jungen Deutschland, ich meine den ästhetischen Nachwuchs der Romantiker, gaben uns alle Mühe, als Beihülfe zum Patriotismus, die nüchterne Vernunft unserer Väter zu Schanden zu machen, und im Alltäglichen wunderbare Sympathieen aufzusuchen. In manchen Dingen hatten wir es schon weit gebracht, wie leicht wäre es meiner Phantasie geworden, das Mährchen vollständig zu construiren, die Katzen für verzaubert zu halten, und warum sollte dann meine Wirthsfamilie nicht eine Hexenfamilie sein, die an einem gewissen Monatstage ihre natürliche oder unnatürliche Gestalt als Katzen annahm! Es stimmte so vieles, die einsame Lage des Gehöftes, Niemand besuchte sie, Niemand sprach von ihnen, sie lebten in den Tag hinein, ohne Arbeit. Ihre Unterhaltung war so sonderbarer Art. Die Alte spann, nicht allein am Rade, sondern auch wenn sie sprach, mit den Lippen; der weiße Teint ihrer Tochter, einer Bauerdirne, ihre son-

derbare Krankheit, und — wenn nicht ein verwünschter Prinz, doch ein verbannter, verzauberter Capitain der großen Armee als Knecht in der Hütte!

Aber, weiß der Himmel, ich konnte mich nicht zu diesen kühnen Schlüssen erheben. Die Wirklichkeit, das Putzen, das Marschiren, das Exerciren, das Hungern und das Kochen hatten mich, wider Willen, ganz rationell gemacht. Ich schämte mich bisweilen, daß ich der Vernunft so viel Rechte einräumte über Ahnung, Phantasie und Glauben. Aber es ging mir damals, wie so manchem Jungdeutschen von heute, welcher sich oft in der Seele schämt, daß ihm noch so viele mittelalterliche Vorstellungen ankleben, und er kann sie nicht los werden. Dennoch blieben die Katzen für mich ordinäre Katzen, und meine fatale Vernunft suchte immer fort nach neuen Gründen, weshalb die Leute konnten fortgegangen sein, ohne daß ich doch den rechten fand.

Einmal hatte ich mich in meinen Mantel gehüllt und wollte meinen nächst wohnenden Cameraden aufsuchen, um mit ihm zu besprechen, was in dem Falle zu thun sei. Vielleicht war auch er verlassen; dann war es ein angelegter Plan, und unsere Pflicht war es, uns dem Könige und dem Vaterlande zu retten, und mit Sack und Pack ins Hauptquartier zu marschiren, nämlich in unseres. Aber der Nebel war so stark, daß ich das Gehöft nicht finden konnte, und zufrieden war, nach dem Umherirren von einer Stunde in Regen und Nässe meine eigene Hütte wieder zu finden. Nun mahnte der Hunger. Die Mittagszeit war längst vorüber, aber in meiner Wohnung alles beim Alten, näm-

lich nichts zu finden, als Zwiebeln und Brod. Ich verzehrte dieses Spanische Guerillamittagbrod und — war unversehens eingeschlafen. — Die hellprasselnden Flammen des Kamins und das Aufsieden der Marmite weckten mich endlich, als es schon ganz finster war. Da war alles, als wäre nichts geschehen, als sei meine Einsamkeit wirklich ein Mährchentraum gewesen. Die Alte saß am Kamin und rührte in der Marmite, der Capitain hämmerte und seine Braut deckte den Tisch.

„Monsieur ist wohl hungrig? Wir sind etwas spät zurückgekommen," sagte die Alte lächelnd. Ich wollte auffahren; ich hatte Lust zu zürnen. Der Capitain wußte durch einen freundlichen Scherz das Unwetter abzuleiten. Die Soupe de légumes war sehr warm und heute besonders gerathen; ich schlürfte den Unwillen hinunter. Die Familie war nur in den Buchenwald gegangen, um Faînes, Buchnüsse zu sammeln. Was wir, so viel ich weiß, den Schweinen überlassen, ward hier gesammelt, um Oel daraus zu pressen. Ich wollte doch noch ungehalten sein, daß man mich allein und ohne Speise und Trank zurückgelassen. Man bot mir an, das nächste Mal mit in den Wald zu gehen; das wäre ein sehr hübsches Vergnügen. Möglich, im Mai und Juni; aber im späten October durch nasses Laub zu streifen, um vom Morgen bis Abend Buchnüsse zu raffen, dazu war ich nicht in Frankreich.

Wozu war ich denn überhaupt in Frankreich, ich meine jetzt noch? Diese Frage, an der wir Alle laborirten, sollte uns bald beantwortet werden, aber nicht zu unserer Zufriedenheit. Thor, daß ich über die Ein-

samkeit, die thatenlose Ruhe nur einen stillen Stoßseufzer verloren! Der Mährchentraum war in einer Woche vorüber. Wir mußten wieder putzen, exerciren, marschiren, paradiren, früh bis Abends. Es war eine Lust, dieses Exerciren auf den quellenden Wiesen, im aufgeweichten fetten Boden, um uns vorzubereiten, zum Kriege — nein, zur Rückkehr in die Heimath. Sieben starke Stunden lag die Festung Rocroy, wo das Hauptquartier unseres Regiments war, von unserm Dorfe entfernt. Es gefiel dem Commandirenden, daß wir wieder ein Mal dort Parade spielen sollten. Ein rechtes Wetter zur Parade, denn die Regengüsse strömten Tag und Nacht. Und auf den Morgen um 9 Uhr war sie angesetzt. Nur die Nacht durch brauchten wir im Sturmschritt zu marschiren und Alles war gut, vorausgesetzt, daß wir gut vorher geputzt hatten! Wo blieb der Putz, als wir uns endlich um 1 Uhr in der Nacht auf dem Versammlungsplatze einfanden. Ueber Gräben und Hecken, durch einsinkende Wiesen, in stockfinsterer Nacht brauchten Viele von uns, statt einer Stunde, zwei, um nur bis dahin zu gelangen, und Viele hatten den vollständigen Abdruck ihrer Figur im Koth der abschüssigen Wege zurückgelassen. Aber diesen Nachtmarsch darauf! Ueber geackertes Land und nasse Wiesen, denn die hohlen Wege unserer Bocage waren gar nicht zu passiren. Wenigstens wäre es besser gewesen, im festen Bette eines mäßigen Flusses zu marschiren, als in dem glitschernden Wasser mit aufgeweichtem Lehmboden. Im ganzen Feldzuge erinnerten wir uns keines ähnlichen Marsches; aber, was erträgt man nicht, wenn es zu

einem Zwecke dient, wogegen dieselben Anstrengungen zu einer leeren Spielerei mit dem Körper auch den Geist erschlaffen. Natürlich verspäteten wir uns, wurden heftig gerügt, angewiesen, das Versäumte nachzuholen, häufiger zu exerciren, besser zu putzen u. dgl. Unsere Officiere traf der nächste Vorwurf, und daß sie ihn nicht auf sich sitzen ließen, sondern weiter gaben, liegt in der Natur des Menschen. So, todtmüde, in Koth starrend, von Nässe durchschüttelt, ward eine große Parade abgehalten, dann einer Feldpredigt beigewohnt — entsinne ich mich recht, so war es ein Friedensfest; ein schöner Friedensanfang für uns! — und dann zurückmarschirt; in denselben Wegen, aber in einer zweiten Nacht! Zwei Nächte und einen Tag in grundlosen Wegen marschirt, einen Tag über exercirt und paradirt und nichts zu essen und zu trinken, als was wir im Brodsack und der Flasche mitgebracht.

Der Tag von Rocroy blieb uns Allen in furchtbarem Gedächtniß. Waffen, Uniform und Schuhe, noch bis da gehalten, saßen sie jetzt in den letzten Zügen. Der Unwille war allgemein. Wozu diese Quälerei? Noch entlud er sich nicht, auch als Viele, welche beim nächtlichen Rückmarsch sich verspätet hatten, zur Strafe nachexerciren mußten, ertrug man es mit Geduld; als aber eine eben solche Parade zur Feier der Leipziger Schlacht am 18. October, ebenfalls in Rocroy, angesetzt war, und ein noch furchtbareres Wetter die schrecklichste Aussicht bot, ging schon ein dumpfes Gemurmel durch die Reihen. Ob man sich vor der Stimmung fürchtete? Ich bezweifle es. Das Wetter wurde zu

schlecht; deshalb ward officiell die Parade abgesagt. Der Jubel, der durch unsere Reihen scholl, war ein unermeßlicher; er sprach deutlicher, als das Gemurmel, wie unsere Stimmung ward. In meinem Tagebuche steht: „Eine größere Freude haben wir im ganzen Feldzuge nicht erlebt —" Freude darüber, daß wir nicht die Schlacht bei Leipzig feierten!! Ein bedenkliches Zeichen, wenn man die beste Stimmung, die unter uns herrschte, so schlecht zu nutzen verstand.

Aber es geschah in der That jetzt alles mögliche, um diese Stimmung zu verderben, uns fühlen zu lassen, daß man auf unser Freiwilligenthum nichts gäbe. Um dem alten Preußischen Unterofficierstriebe noch in den letzten Augenblicken zu fröhnen, wollte man keinen vorübergehen lassen, wo wir noch unter militairischer Disciplin standen, uns den ganzen Ballast des Kamaschendienstes auf die Schultern zu laden. Von wem dies ausging, ich weiß es nicht. Vielleicht, wie ich schon früher anführte, war es die politische Fröhnung von auswärts aus den höheren Regionen herab, damit das Gefühl der Freiwilligen, mit Vaterlandsretter gewesen zu sein, gedämpft werde. Möglicherweise war es aber auch nur eben jener subalterne Trieb des militairischen Zunftgeistes, der nicht von seiner Art lassen konnte. Man mochte fürchten, daß die gefürchtete Freiheit uns zu Excessen, zum Uebermuth verleiten könne. Eine sehr thörige Furcht in unsrer Lage und in unsern Cantonnirungen!

Da wurden neue Eintheilungen gemacht, neue Gefreite gewählt, neue Posten errichtet, nur, um uns zu

beschäftigen. Unsre Compagnie war in zwei Dörfern einquartirt. Da stellte man auf einem hohen Felde zwischen beiden in der Nacht eine Schildwacht, die durchaus nicht wußte, was sie bewachen sollte. Denn wenn sich ein Feind, eine verdächtige Bewegung zeigte, mußte sie eine halbe Stunde bis zur Wache zurücklaufen, um zu rapportiren. Bei einer wirklichen Gefahr wäre sie vom Feinde augenblicklich weggenommen worden, ehe es ihr gelang, zu entfliehen; denn sie stand allein auf einer hellen, weitgesehenen Höhe, und rings umher in der Tiefe war Buschwerk. Um der Sache einen Namen zu geben, sagte man, sie solle auf etwaiges Feuer Acht haben. Ein solcher Nachtwächterposten kam uns aber erst recht ehrenrührig und zugleich sinnlos vor, da einzelne Gehöfte vom Posten mehrere Stunden entfernt lagen, und ein Hof völlig niedergebrannt sein mochte, bis die Schildwacht darüber nur auf der Hauptwache berichtet hatte. Die Kritik über Anordnungen der Art ward auch gar nicht mehr im Stillen geflüstert, sondern ging laut von Mund zu Munde. Jenes Vexirpostens spottete man so, daß die ganze Ablösung desselben in heitern Nächten sich hinauf begab, und in einer duftenden Heumiethe eine Höhle grub. Während die Uebrigen vortrefflich ruhten, stand der Eine Wache, nicht nach Feuer und Feind, sondern ausschauend, ob kein Lauscherauge sich nähere.

Die Unzufriedenheit fand auch in mancherlei Anderem Nahrung. Man hatte uns zum Lohne für unsern schweren Dienst besonders gute Cantonnirungsquartiere verheißen. Das waren auch die bessern in diesen Dör-

fern nicht. Wir sollten Wein geliefert erhalten; es geschah ein einzigesmal, am Tage der Leipziger Schlacht. Aber diese halbe Flasche war die erste und letzte in Frankreich, das uns für das Vaterland des Weines galt. Allerhand von Veruntreuungen und Einverständnissen ward gemunkelt. Ich habe es vergessen. Einzelne Erinnerungen aus jenen Cantonnirungen in den Ardennendörfern sind in eine meiner frühern Novellen „Iblou" übergegangen. Da hat sich denn Manches im poetischen Gewande erhalten, über dessen Echtheit ich heute kein Zeugniß mehr ablegen kann. Auch eine dunkle Tradition von einem Liebesverhältniß eines unserer Officiere mit einer Französin und einem bösen Maire jenes Namens, welcher nachher von seinen eigenen Leuten im Walde erschossen worden. Solche Verdächtigungen sind immer ein übles Zeichen, weniger der Thatsache, die man argwöhnt, oft irrthümlich, als des unglücklichen Geistes des Mistrauens, der sich in eine Gemeinschaft eingeschlichen hat. Auch hieß es, daß man den Freiwilligen versprochen, sie nach Paris zu schaffen; ehe sie Frankreich verließen, sollten sie die eroberte und gedemüthigte Hauptstadt gesehen haben. Allerdings erging ein solcher Antrag an uns; aber mit solchen Clauseln, daß Niemand davon Gebrauch machen konnte. Eine jener halben Maßregeln, durch welche man ganze Schritte wieder halb zurück that. Der Antrag wurde beim Verlesen satirisch commentirt und höhnisch verlacht.

Alles das war geringfügig gegen das Kamaschenspiel, das man mit uns trieb. Wer glaubt es heut, daß man uns den ganzen Krieg durch ließ, wie wir

uns selbst und auf eigne Kosten equipirt hatten; aber nun er vorbei war, wollte man uns uniformiren und dressiren! Absolut sollten wir uns Czakots anschaffen; wer, wie ich, trotzig bis zuletzt bei seiner Mütze verharrte, ward in Reih und Glied immer tiefer hinabgedrängt. Auch andere Hosen sollten uns geliefert werden, stramme, eng anschließende graue Commishosen, die zugleich in Kamaschen ausliefen, jene unglückselige Bekleidung, welche bis ehegestern den preußischen Infanteristen zu einer Puppe machte und den Körper an jeder freien Bewegung hinderte. Sie hat sich im Felde nicht mehr bewährt, oder vielmehr ihre ganze Unzweckmäßigkeit nicht mehr an den Tag legen können. Das Einschnüren versuchte man freilich bei uns nicht; aber wir sahen doch täglich das Beispiel vor Augen, und wer seine Taille recht schmal zusammenpreßte, gehörte zu den „Adretten" und ward vor den „Malpropren" bevorzugt.

Mit unsern Bärten konnte man nicht spielen, da wir keine hatten, wenigstens der größere Theil. Dafür richtete man sein Augenmerk auf unsere Haare. Wie in Tiecks Fortunat, ward uns ein Normalkopf gezeigt, der kurz hinten abgeschnitten war: und diese kurzen Haare starrten wieder, wie die Borsten einer Bürste in die Höhe. Wie aber das bewerkstelligen? Bürsten und Kämmen allein thut es nicht, sagte unser Hauptmann in vertraulichem Ernst; es gehört noch etwas Anderes dazu. Starch is the thing! Diese goldene Erbschaft hinterließ bekanntlich der große Brummel seinem undankbaren Vaterlande, als er dasselbe, in die Verbannung

gehend, verließ; und seitdem trägt man in England steife Halsbinden. Aber Stärke war nicht das Ding hier, sondern Bier. Mit Bier, das wir übrigens nicht einmal zum Trinken geliefert erhielten, wie uns verheißen worden, mit Bier sollten wir jeden Abend unsern Hinterkopf waschen, dann das Haar seitwärts schräg in die Höhe kämmen und bürsten, und endlich, wenn es in die rechte Lage gebracht, ein Tuch darum schlagen, es fest um den Kopf binden, und so die Nacht schlafen. Das würde unsern Kopf preußisch normalmäßig zurecht setzen!

Ich muß unserm Hauptmann das Zeugniß geben, daß er hierin nicht als Despot auftrat, daß er diese Manipulation nicht befahl, sondern als aufrichtiger Freund nur anempfahl. Von der Masse es zu erwarten, wäre zu viel gefordert gewesen; aber er hoffte von den Erwählten, daß der bessere innere Trieb sie antreiben werde, sich über die Andern zu erheben, das heißt, ihre Haare. Ich, mit Mehreren, empfand eine herzliche Verachtung gegen die Jämmerlichkeiten; und doch — wer erklärt diese Irrung der Natur — ich fing an, mein Haar naturwidrig zu Berge zu streichen, ja, wenn ich Bier zur Hand hatte, feuchtete ich es wohl damit an, still erfreut, wenn es gut stand. Es hat lange Jahre gedauert, bis ich zu den Gesetzen der Natur zurückgekehrt bin; es war, meinte ich, eine unschuldige militairische Erinnerung. Ja, noch jetzt betreffe ich mich zuweilen, daß ich unwillkührlich das Haar in die Höhe bürste!

Kurz vor dem Ende dieses Feldzugs war noch eine

wichtige Entdeckung entweder gemacht, oder doch vervollkommt, es war die neue Art, die Mäntel zu rollen und zusammen zu schnallen, dergestalt, daß sie wie eine dralle runde Wurst kranzförmig um die Schultern gehängt werden konnten; der Torniſter darüber, oder darunter; hierüber schwankte noch die Theorie. Es war etwas unbequem, sollte aber sehr gut aussehen. Fünf, sechs, wo nicht mehr Cameraden, waren jedesmal nöthig, um den Mantel, der wie ein Prelltuch in der Luft ausgebreitet wurde, auf diese Weise zusammen zu rollen. Das gab viel Beschäftigung, Sorge und Kritik; doch förderte es den Gemeingeist, der Einzelne konnte für sich nichts thun. Was wetteiferten die Cameradschaften, durch Zerren, Pressen, im Schweiß ihres Angesichts, die schlanksten Mantelwürste zu produciren; daß das Tuch selbst darunter litt und faserdünn wurde, darauf konnte es natürlicherweise nicht ankommen, wenn der Hauptmann dafür mit Vergnügen hinter den Reihen schritt und die glattesten und dünnsten Mantelschlangen mit eigner Hand befühlte und theilnehmend darauf klopfte.

Der Winter kam an. Das helle Wasser stand auf den Wiesen, daß wir dem Augenblick entgegen sahen, wo wir zu Kahn zum Appell fahren würden, aber noch verlautete nichts von Entlassung oder Rückmarsch; nur von neuen Paraden! Ich träumte von einer, die im Städtchen Aubenton angesetzt war, als es in der Nacht heftig an die Thürläden pochte. Eines Cameraden Stimme rief meinen Namen mit lautem Hallo: Er stürzte durch die erbrochene Thür; mit Sack und Pack,

mit Wehr und Waffen. Der Generalmarsch wird geblasen! Wir rücken aus! Es ist kein Augenblick zu verlieren! — Wohin? — Das wußte Niemand. Hatte der Camerad doch selbst nur von einem Bauer die Nachricht erhalten, das Signalhorn nur in der Ferne gehört, durch Nacht und Nebel schmettern. So zerstreut lagen wir, daß in der Eil kein Umlauf zu bewirken war. Aufspringen, nach Licht rufen, Feuer anmachen, suchen, die zerstreuten Sachen zusammenwerfen, packen, war das Werk eines Augenblicks, während mein Camerad mit dem Büchsenkolben auf die Schwelle stampfte, um mich und meine Wirthin zur Eil anzutreiben. Ein erschreckender Gedanke: allein zurückbleiben zu müssen. Ein Stück Brod, einen Apfel in der Tasche, mit einem Händedruck für meine gutwilligen Wirthe, stürzte ich ins Dunkel und den Regen hinaus, um die Hütte, in der ich vier Wochen gelegen, nicht wieder zu sehen.

Die Eil war unnöthig, diesmal waren wir die ersten auf dem Platze, und mußten zwei Stunden im Regen warten, bis abmarschirt ward. Doch mit einigem Troste. Nicht nach Metz, wie das Gerücht sagte, sondern nach der Maasfestung Mezières ging der Marsch, und von dort nach der Stadt Sedan, wo wir mit unserm Regimente eine neue, letzte Cantonnirung beziehen sollten, um nach Hause entlassen zu werden.

Mit den Fatalitäten dieser Märsche will ich meine Leser, die mir bis hier gefolgt, nicht unterhalten. Die französischen Chausseen waren mit den unseren jener Zeit nicht zu vergleichen; aber im regnerischen October- und Novemberwetter, und von Heereszügen und Ar-

tillerietrains aufgewühlt, waren sie nicht viel besser, als die durchweichten Landwege, welche wir bis dahin und wieder von den Chausseen herab bis in die entferntgelegenen Dörfer zu machen hatten. Dazu fast immer Nachtmärsche, nur zu Ausgang eines trüben Octobers, zuweilen unter Fackelbegleitung, weil es durchaus unmöglich war, den Weg zu finden.

Wir marschirten in Parade durch Charlesville und Mezières, eine traurige Parade, wo wir an uns wirklich nichts mehr hatten, um zu paradiren. Ein grauer Regenhimmel hängte seinen schützenden Mantel über unsere Blößen oder unser Zuviel. Die durch Bayards Vertheidigung berühmt gewordene Festung soll in ihrem Innern noch manche Erinnerungen an jene Zeit aufzuweisen haben; im Aeußern sieht man nichts vom edlen Rost des Alterthums. Noch weniger sahen wir im Felde umher etwas von den berühmten Schanzen, welche Franz von Sickingen gegen den Helden ohne Furcht und Tadel aufwarf. Der Umstand selbst, daß wir hier auf einem, auch für Deutschland classischen Boden standen, war wohl keinem unter uns bekannt.

In Sedan zogen wir mit Spiel und Klang ein, um des Glückes zum ersten Mal theilhaftig zu werden, in einer größeren, französischen Stadt Quartier zu beziehen. Sie waren leidlich, und wurden durch den Umgang mit freundlichen Wirthen selbst angenehm. Wie manches kam uns nach dem langen Bivouakiren und den Quartieren in armen Gebirgsdörfern sogar als Luxus vor, was uns zu Hause eine alltägliche Erscheinung war. Ein Bett, ein servirter Tisch, sauber

wenigstens angerichtete Speisen und dazu französische Höflichkeit. Die Stadt ist verhältnißmäßig groß, heiter, und trägt noch einige Spuren ihres ehemaligen mittelalterlichen Charakters, als sie die Residenz und Hauptstadt nicht unmächtiger Dynastengeschlechter an der Grenze zwischen Frankreich und Deutschland war. Hier herrschten die Bouillons, die einst die Krone von Jerusalem eroberten und trugen, hier die Herren von der Mark, denen Walter Scott durch seine carrikirte Schilderung des Ebers der Ardennen nicht geschmeichelt hat, Fürsten, zu Zeiten wohl geeignet, ihr Schwert in die Wagschaale zu legen, die zwischen Deutschland und Frankreich schwankte. Franz von Sickingen war lange Zeit noch mit ihnen verbündet, und seine letzte Hoffnung auf Landstuhl war auf Robert von der Mark gerichtet. Sie versagte. Mit der consolidirten Macht des französischen Thrones ward die unabhängige Stellung dieser Grenzherren immer precairer. Noch versuchten sie in den Reibungen der Feudalherren mit der Krone unter Ludwig XIII. sie zu retten, und nicht ohne Klugheit mischten sie sich in die Kämpfe der Prinzen von Geblüt mit dem allmächtigen Minister; aber Richelieus Klugheit war überwältigender, und Sedan, so oft der Waffenplatz der Mißvergnügten an der Gränze, ward der französischen Regierung unmittelbar unterworfen.

Von dem alten Feudalrecht steht noch ein gewaltiger Stengel inmitten der Stadt, die Burg mit ihren colossalen verwitterten, graubraunen Mauern, ehrwürdig, zerrissen, hinfällig vom Alter, und doch ein imposanter Anblick, trotz seiner wankenden Thürme. Ich sah

Sedan seitdem nicht wieder, aber entzückt ruft der siebzehnjährige Romantiker in seinen Briefen: „Ein ungeheures Riesenwerk, von Stein und Menschenhänden aufgeführt; keine erhabenere Ritterburg habe ich je gesehen.“ Kanonen waren noch auf den Mauern aufgepflanzt. Unter der Thür zu einer verfallenen Kammer stand mit goldenen Buchstaben: „Ici naquit Turenne.“ Die Bewohner von Sedan lassen sich noch heute gern „fils de Turenne“ nennen. Aber nach unsern Begriffen achteten sie die Wiege des Helden nicht besonders, indem sie die Bequemlichkeiten, welche man in den hoflosen, engen Häusern vermißt, unter den Mauern seiner Burg aufsuchen. In demselben naiven Sinn, wie jener Italiener den Reisenden anrief: „Non qui e palazzo,“ wies uns die Tochter unseres Wirthes, als wir im Hofe suchten, nach dem alten Schlosse.

Das gute Mädchen fragte mich einst in vollem Ernste, ob denn der Boden bei uns bebaut würde? Ich „ärgerte mich furchtbar darüber,“ steht in meinem Briefe. Die Sünde der Unwissenheit dieses armen Mädchens theilen viele ihrer Landsleute. Noch eines andern naiven Ausdrucks entsinne ich mich. Sedan ist eine betriebsame Fabrikstadt. Ein Theil der Bevölkerung gehört der reformirten Kirche an. Auf unsere Frage, ob auch ihr Vater reformirt sei? antwortete die Tochter mit einem bescheidenen Erröthen: „Ach nein, mein Herr, mein Vater ist nur ein Schlosser. Nur die reichen Einwohner, die großen Fabrikanten sind reformirt; wir Handwerker sind katholisch.“ Es kam beinahe heraus, als wollte sie auch das „nur“ sagen.

Wenn das gute Kind sich sehnte, reformirt zu sein, so war es nur ein stiller Wunsch, auch, wie die geputzten Frauen und Töchter der. reichen Fabrikherren, in die helle reformirte Kirche zu gehen. Aber ein seiden Kleid trug sie trotzdem, daß sie nur katholisch war. Der bigotte Sinn des Landvolks war hier nicht eingedrungen.

Es gab auch ein Theater in Sedan. Tragödien und Lustspiele wurden abwechselnd aufgeführt; das Haus war mehr durch die Besatzung, als die Einwohner gefüllt. Ich sah des unsterblichen Corneille Nicomedes über die Bretter schreiten, welcher, nach des großen Voltaire Urtheil, die vorzüglichste Tragödie desselben war, und die Einwohner von Sedan sollten zum ersten Male das Vergnügen und die Ehre haben, dieses Meisterwerk auf ihrer Bühne zu bewundern. So sagte ein ellenlanger, rother Zettel an den Ecken; aber die Söhne Turennes schienen wenig auf diese Ehre zu geben. Bei jeder Ankündigung eines neuen Stückes verfehlte der Director nicht, den Einwohnern im Voraus zu sagen, wie außerordentlich dieses Stück den Parisern gefallen; also, stand hinter den Zeilen, hätten sie wohl darnach zu achten, und, wenn sie nicht jeden Anspruchs auf Geschmack sich begeben wollten, ebenfalls entzückt zu sein. Mich verdroß diese offene Darlegung der Geschmackstyrannei einer Hauptstadt; die Tragödien langweilten mich, natürlich schon um deswillen, weil ich als guter deutscher Romantiker an classischen Tragödien der Franzosen keinen Geschmack finden durfte, und die Lustspiele, die, wie von allen französischen Truppen, mit Lebhaftigkeit und Grazie gespielt wurden, verstand ich nicht.

Dennoch besuchte ich gern dieses Theater. Es war ein zu wunderbarer Gegensatz gegen die Ardennenhütten und das Lagerleben. Einige Cameraden gingen in der Bewunderung so weit, daß sie mitspielten. Da es mit unserm Freiwilligenthum aus war, wurden sie freiwillige Römer und Griechen; nur aus unüberwindlicher Theaterlust. Statisten hier, wie dort. Auch die in Deutschland als Oper einst so beliebt gewordene partie de chasse de Henry IV. ward hier wiedergegeben. Im Parterre erhob sich die Bourbonen- und Friedenspartei und stimmte mit vollem Jubel in das „Vive Henry quatre!" ein. Vielleicht ein Schaustück für uns.

Am 25. October waren wir in Sedan eingerückt, um von dort aus in die Heimath entlassen zu werden. Am 9. November marschirten wir aus, noch nicht entlassen, um noch einige zehn Meilen tiefer in Frankreich hinein zu marschiren. Nur der Ordnung wegen! Vom 3. October war der Kabinetsbefehl, daß man uns entlassen sollte! Aber nicht Alle konnten mit einem Male entlassen werden, und an uns kam die Reihe zuletzt. Wie viel hundert Listen mußten vorher geschrieben und unterschrieben, und abgeschrieben und collationirt werden! Eine Compagnie, die entlassen werden soll, ist wie eine Baurechnung, die oft noch nicht ganz erledigt und revidirt ist, wenn das Haus schon anfängt, einzufallen. Aber anstatt uns zu lassen, wo wir waren, mußten wir unserm Regimente in dessen neu angewiesenen Cantonnirungen — es sollte auf 5 Jahre unter den Besatzungstruppen bleiben — nachfolgen. Zu welchem Zwecke diese mühsamen, unnützen, kostspieligen

Märsche! Um noch etwas zu exerciren, putzen, paradiren? Um nicht aus der Gewohnheit zu kommen!

Die Gewohnheit, d. h. das Beispiel vom vorigen Kriege, forderte, daß aus der Zahl der Freiwilligen Einige als Officiere entlassen würden. Die letzten Spielereien hatten uns aber gegen das fernere Soldatensein einen solchen Widerwillen eingeimpft, daß unter uns dazu Aufgeforderten die Mehrzahl die Erklärung abgab, sie danke, es sei damit genug, und mache auf den Ehrentitel keinen Anspruch. Die zweite Frage war, wer weiter dienen wolle? Nur wenige, denen die Aussichten zum bürgerlichen Fortkommen, durch Verhältnisse oder eigene Schuld, versperrt schienen, meldeten sich dazu. Die Mehrzahl rief protestirend: „Wir wollen keine Czakots, keine neuen Hosen, wir wollen nur nach Hause!"

Ungern schied ich, nach einem längern als vierzehntägigen Aufenthalt von Sedan. Es war mir dort wohl ergangen, meine Wirthe hatten sich von Tag zu Tage freundlicher bewiesen, mich, als ich krank war, gepflegt, selbst Wein angeboten — etwas, wozu sich der französische Wirth in diesen Gegenden sehr schwer entschloß — selbst freundlich waren sie geblieben, als ich eine große Delicatesse, welche die Töchter mir bereitet, ausschlug — ein Gericht Froschkeulen! Ich konnte mich nicht überwinden. Und nun aus dem gastlichen, freundlichen Stadtaufenthalt wieder die Maas hinauf in Dörfer und Hütten, ohne ein Ziel! Nur etwas tröstete, der Frost und der Sonnenschein. Ich fror lieber in meiner abgeriebenen, dünnen Kleidung, als dies ewige,

naſſe Nebelwetter mit den Straßen, deren Koth wir an Schuh und Kleidern mitſchleppen mußten.

Zehn Tage nach dem Ausmarſch aus Sedan finde ich mich endlich, wonach das Herz ſo lange ſich geſehnt, bei dem alten Dun, in einem Weindorfe, dem erſten und letzten in Frankreich. Aber grade mein Wirth behauptet, keinen Wein zu haben, er ſei ganz arm und der Wein theuer. Da entdeckten wir im Keller auf dem Boden eine große Anzahl Fäſſer, Kufen. Nun muß er geben; die gewöhnliche Ausrede, daß er nie zu Napoleon gehalten, hilft ihm nicht. Aber der Wein iſt herzlich ſchlecht, und unſere Aerzte laſſen uns warnen, davon zu trinken, da er Haut- und Eingeweidekrankheiten veranlaſſe. Den Becher an der ſo lange dürſtenden Lippe, müſſen wir ihn abſetzen. Aber wir ſind doch im Weinlande geweſen und haben Weinberge, vom Novemberſonnenſchein angeröthet, geſehen. Und hier die erſten warmen Oefen. Wie das an die Heimath mahnte!

Aber auch in dem Weindorfe bei Dun noch keine Erlöſung. In der Nacht hatte es unerwartet geſchneit, fußhoch, und wir brachen auf, wieder weſtlich in die Gebirge, in eine neue, vierte Cantonnirung. Auch im Schneekleide, von der Sonne angeglänzt, nahmen ſich die Ardennen ſchön aus. Hier lagen wir bis gegen Ende November, und noch immer waren unſere Liſten nicht fertig, unſere Marſchroute nicht beſtimmt. Noch ein Mal mußten wir wieder nördlich die Maas hinaufmarſchiren, heute auf feſtgefrornem Boden, morgen hatte es gethaut, und am Tage darauf hatten wir wieder grundloſe Wege, bis an die Kniee verſinkend, bis ans

Kinn bespritzt, zu durchwaten. Elende Quartiere, hier in Hütten, dort gelegentlich in einem alten Herrenhause mit allem Luxus aufgenommen. Wenigstens sollten wir diesen Theil von Frankreich in allen Classen seiner Bewohner kennen lernen. Aber wir waren müde, wir hatten genug, kein moralischer Impuls trieb uns mehr; wir wollten nichts mehr lernen.

Und doch muß ich Manches da gelernt haben. Es taucht vieles aus der Erinnerung auf, was ich in meinen Briefen nicht notirt finde. Wäre ich nur älter als siebzehn Jahr gewesen, welche Studien des französischen Bauerncharakters hätte ich machen, ich hätte „Dorfgeschichten aus der Picardie" schreiben können. Wie ward ich oft als Wunder angestaunt wegen meiner Gelehrtheit, und welche Schulmeister lernte ich kennen und ward, dieser meiner außerordentlichen Eigenschaft wegen, zu ihnen geführt, ohne, es thut mir leid, es zu sagen, ihnen das Compliment wiedergeben zu können. Da sollte ich lateinisch mit einem sprechen. Der Schulmeister hielt es für angemessener, mir ein Glas Cider vorzusetzen, und mich zum Trinken aufzufordern. Wenn ich heute an des Schulmeisters Stelle wäre, machte ich es eben so. — Aber in einem entlegenen Dorfe in den Ardennen wuchs dies Erstaunen zu einem gespensterhaften Ausdruck. Wir saßen am Kaminfeuer, als mein Zeltgenoß in den Winkeln umherstöberte und einen alten schweinsledernen Band auffand, welcher, der Himmel weiß wie, dahin gerathen war. Es waren Ovids Metamorphosen. Er schlug lachend mit der Hand auf den Fund, und begann den ersten Vers zu

recitiren, als ich, der noch etwa fünf bis sechs Monat vorher in Secunda meinen Ovid wohl durchpflügt und wenigstens die ersten Verse im Kopfe hatte, einfiel:

In nova fert animus mutatas dicere formas
Corpora.

So respondirten wir Beide. Die Blicke der guten picardischen Bauern und Bäuerinnen zu schildern, ist mir nicht möglich. Einer schrie dem Andern das Wunder zu: „Il sait par coeur, ce qu' aucun dans tout le village ne peut lire.“ — Ein gemeiner Soldat, ein Soldat aus dem Barbarenlande, und er weiß ein Buch auswendig, was selbst der Pfarrer nicht recht kannte! Man kam, mich zu sehen, als ein halbes Wunderthier oder einen Zauberer. Dann sollte ich dem Pfarrer vorgestellt werden. Ich weiß nicht, warum es unterblieb. Der Cider des Herrn Pfarrer war vermuthlich nicht süß genug. Endlich siegte der industrielle Sinn über das Mährchenhafte. Man berechnete, daß ein solches Buch, welches wir in der Barbarei auswendig wußten, außerordentlichen Werth haben müsse, und bot es mir zum Kauf an. Ich dankte dafür, weil es jeder bei uns besäße.

In Givet sollten wir förmlich entlassen werden, dorthin waren die Jägerdetachements aller Regimenter beordert, um gemeinschaftlich den Rückmarsch anzutreten. So waren wir schon von unserm Regimente getrennt, und der Commandeur desselben ließ uns schriftlich sein Bedauern ausdrücken, nicht mehr uns wieder zu sehen und persönlich von uns Abschied nehmen zu können. Er war ein strenger Ehrenmann, wenn er uns gleich,

nach unserer Meinung, ohne Noth zu sehr gequält hatte. Zu Bysanci in den Ardennen entließ uns ein anderer General nach einer Parade mit den Worten: „Na, Jäger, nun werdet Ihr nach Hause gehen. Ich danke Ihnen im Namen des Königs. Na, und wenn's wieder losgeht, so kommen Sie doch wieder?" Nur einige Stimmen antworteten; fort war er geritten. Der General ist jetzt todt; er war erst seit Kurzem ein Preuße geworden.

Auch der November war verstrichen, und ein regnerischer, unfreundlicher December sah uns noch immer in Frankreich. Am 4. December standen wir, von einem Marsche durch Wasser und Schmutz bis über die Ohren bespritzt, in einem großen Kasernenhofe zu Sedan, viele tausend freiwillige Jäger um einen freien Mittelpunct, wo der General von Ziethen zu Pferde eine Entlassungsanrede an uns hielt. Es stäubte vom Himmel. Der Tag, die Rede sind mir unvergeßlich. Der Sinn der Rede war: nun sei es aus. Wir sollten uns nicht einbilden, mehr gethan zu haben, als unsre Schuldigkeit wäre; wir hätten gethan, was wir thun müssen, und weil es nun vorbei sei, schicke uns der König nach Hause. Aber doch sollten wir darum nicht denken, daß es aus wäre, denn wenn Seine Majestät der König beföhle, müßten wir wiederkommen, und dann ginge es wieder an. Danach hätten wir uns zu richten. —

Also darum — Freiwilliger! Der Regen war nicht kalt, aber die Rede wirkte wie ein Glas kaltes Wasser. Wenn ich später den seligen Professor und Geheimrath Schmalz hörte und Friedrich von Gentz

Artikel über die Freiwilligen las, dachte ich an den General Ziethen und den Kasernenhof in Sedan.

Ein anderer General sprach nach Ziethen. Ich glaubte, es sollte ein Zuckerpulver werden auf den harten Teig, den wir zu verdauen hatten; aber es war Pfeffer, auf Wunden gestreut. Dieser General sollte den Rückmarsch der heimziehenden Jäger befehligen; er hielt es deshalb für nöthig, die strenge Seite in Voraus herauszukehren; seine Worte waren Drohungen, von in die zweite Classe versetzen, Stockschlägen und von Gensdarmerie zurück bringen lassen. Sah er uns denn an, daß wir Marodeure waren? Er konnte uns höchstens unser Mißvergnügen ansehen.

Von diesem Augenblicke an war mein und mehrer Anderer Entschluß gefaßt, die uns schon früher angebotene Entlassung zu nehmen, um auf eigene Kosten zurückzukehren. Obgleich diese Anordnung nicht von unsern unmittelbaren Vorgesetzten herrührte, sondern aus höherer Quelle kam, stellte man uns doch alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg, und es gehörte Geduld, Ausdauer und ein so fest gewordener Entschluß dazu, um endlich unsern Paß zu ertrotzen.

Ich wollte nicht länger Soldat spielen, ich wollte nicht einen Czakot auf meinen Kopf drücken, und meine Haare nicht länger in die Höhe pressen. Es giebt Augenblicke, wo die willigste, geduldsamste Natur die Grenze des Duldens erreicht hat, und zu einem Widerstande, vor dem sie sonst erschrocken wäre, fähig ist. Ueberdem war es eine traurige Aussicht, auf der großen Heeresstraße, im Gefolge von 4000 Jägern, die zugleich

entlassen wurden, in langsamen Märschen, und im Winter, nach der Heimath zu kehren; während es mir sehr poetisch vorkam, mit wenigen Befreundeten, und nach Muße durch das südliche Deutschland, über altberühmte Städte, dem Vaterlande als ein freier Mann zuzueilen. Wir wollten über Luxemburg, Trier, Mainz und Frankfurt reisen. Mit dem „auf eigene Kosten" ward es in solchen Fällen nicht zu streng genommen, da es ein ganz ungewöhnlicher Fall war, daß Soldaten, die vom Feldzuge zurückkehrten, nicht einquartirt würden; auch hätte unsere Baarschaft allein wohl schwerlich noch zu dieser Reise ausgereicht.

Noch abermals zehn Tage zog man uns hin. Noch einmal marschirten wir zurück in die Gebirge, noch einmal kehrten wir nach Givet zurück, und erst am Abende des 13. December kehrten wir mit unsern Pässen in das schon früher genannte Dorf Fromlianes zurück, einst während der Belagerung der Sitz eines der Vorposten, um zum letzten Male mit unserm Detachement daselbst zu übernachten. Es war ein seeliges Gefühl, als wir uns auf das elendeste Strohlager niederwarfen, denn wir waren frei. O diese Nacht, wo wir ausschlafen konnten, Herren über unser Geschick! Und als am Morgen das Horn weckte und rief, und Alles fortstürzte, uns ging es nicht mehr an, wir konnten uns umwenden, strecken, die Augen wieder schließen. Nein, wir sprangen doch auf, nur später, und doch zeitig genug, um an den Reihen unserer nicht so glücklichen Cameraden vorüberzugehen, die Hände mit ihnen zu schütteln und, als das Horn wieder schmetterte, die

Commandoworte erschallten, ein fröhliches Wiedersehen im Vaterlande uns zuzurufen. Es war ein bewegter Abschied.

Warum war es nur der Abschied der Zeltgenossen, warum nicht der ganze Ausgang eines glücklichen Krieges? Weil — der Jammer schon anbrach, der jedem aufgeregten Zustande folgt. Weil man schon anfing, es zu bereuen, aus dem alten Geleise gewichen zu sein, weil der todte Organismus unbemerkt Herr ward über den lebendigen Geist. Noch wußte man es nicht, daß man einen Schritt zu weit gegangen war, aber das Gefühl, der Instinct war schon da, daß man Kräfte aufgerufen, die man weiter führen oder zurückdrängen mußte. Ein Stillstand war nicht möglich. Dieses unbewußte Gefühl arbeitete in den Trägern der alten Ordnung. Ich breche hier ab; ich wollte eine mir werthe Erinnerung an die letzten Ausläufe einer großen Zeit niederschreiben, nicht Epigramme, wie die Halbheit scheuer Bewachung den Sieg davon trug über rückhaltloses Vertrauen und zu volle gläubige Begeisterung.

Unsere Rückreise war nicht ohne Abentheuer, Fährlichkeiten und angenehme Erlebnisse. Von den Vieren, welche sie zusammen antraten, vom schönsten Winterwetter begünstigt, ist mir der Eine aus den Augen verschwunden, der Zweite ist ein namhafter Arzt und glücklicher Dirigent einer berühmten Irrenanstalt, und der Vierte, der sich nicht zu retten wußte vor den Nachwirkungen und Versuchungen des Soldatenlebens ist wahrscheinlich in Amerika verkommen.

IV.

Litterarische Erinnerungen.

Walladmor.

Wenn ich mich der Zeit erinnere, wo der Roman Walladmor entstand, erschien und wirkte, möchte ich glauben, daß in jedes Schriftstellers Leben etwas von dem Dämonischen spukt, von dem Goethe spricht, und was sich besser fühlen, als erklären läßt. Sein Werden, Wirken und Nachwirken kommt mir heute, wenn ich meine Schriftstellerlaufbahn überdenke, fabelhaft vor. Ich dachte weder an den Erfolg, als ich ihn schrieb, noch, als er da war, war ich bedacht ihn zu nutzen; denn mir fehlte das Bewußtsein des ungewöhnlichen Glückes, das den angehenden Schriftsteller, für den eine beifällige Notiznahme schon Lohn gewesen wäre, überschüttete. Das Ereigniß lag eigentlich außer mir; es war eine Seifenblase, die ich in übermüthiger Laune von mir wegblies, und nun wurde es ein Luftballon, der mich selbst in die Höhe hob. Aber auf diese Art zu steigen war ich nicht vorbereitet, ich wußte nicht, wie man einen Luftballon lenkt; und daß ein Luftschiffer, dem es einmal so geglückt ist, die Aufmerksamkeit zu

fesseln, den Gegenstand festhalten und die gewonnene nicht auf andere lenken muß. Ich hätte mich wieder in den Luftballon setzen müssen, zu einer, wo möglich, noch höhern, weitern Reise, aber ich zog es vor, mit meinen Füßen auf den Berg sicher hinaufzusteigen, und glaubte, die Leute müßten mich dort besser sehen, weil ich fest stand. Aber sie wollten nicht mich sehen, sondern den Ballon.

Es war eine glückliche Zeit in der Litteratur, als Walter Scotts Gestirne auf der Mittagshöhe standen. Oder kam es nur mir so vor, weil ich selbst einer jungen, frischen Schöpfungskraft mir bewußt war? Weil die Umstände mir den naiven Glauben eingaben, daß das Tüchtige sich immer geltend machen müsse? — Ich liebte Scott, wie man nur einen Schriftsteller lieben kann; aber die Liebe war weit entfernt von der Pietät, die ich gegen Goethe und Tieck hegte. Indem ich mich in seiner Behaglichkeit wärmte, war ich nicht blind gegen seine Schwächen. Wann und wo der Gedanke entsprungen, daß man, ohne Scott zu sein, ein eben solches Werk, wie seine, schreiben könne, weiß ich nicht mehr: aber er war lange vorher da, ehe ich an die Ausführung ging. Ich glaubte gar nicht, daß es dazu einer Kraft, Scotts ähnlich, bedürfe; ich meinte, es könne das ein Jeder, der sich nur die Stoffe, Farben, Effekte, mit denen er wirkt, recht merke, und sie geschickt mische. Ich sprach das oft in Gesellschaften aus, und forderte dazu, als zu einer spaßhaften Aufgabe, auf; es sei gewissermaßen unsere deutsche Ehrensache. Man schüttelte ungläubig den Kopf. — Es war in Breslau, wo ich eines Abends in Gesellschaft einen Bekannten traf, der eine

trübe Reise nach Glatz am andern Morgen antrat. Wegen eines Duells erwartete ihn ein sechsmonatlicher Arrest. Man überlegte, womit der arme Gefangene sich in der Einsamkeit beschäftigen könne, und packte für ihn Scottische Romane zusammen. Ich sagte, wenn mich das Loos statt seiner träfe, so wisse ich, mit welchen Gestalten ich die öden Räume des Gefängnisses bevölkern würde, und brachte mein altes Thema hervor. Baron G . . . v. S . . . . . , dem ich noch dafür Dank schulde, antwortete: „Das können Sie ja, ohne in Glatz zu sitzen." Das hätte ich mir freilich selbst sagen können. Warum geschah es nicht, warum mußte das Wort eines Andern plötzlich in mir den Entschluß klar und zur Nothwendigkeit machen? Ja, ich mußte einen Walter Scottischen Roman schreiben.

Man hat gemeint: ich habe es gethan, um mir einen Namen zu machen, und hat milde über die Täuschung geurtheilt, weil der Erfolg so überaus glücklich war, und gewissermaßen ein nationeller Ehrenpunkt wurde. Ja bei einem berühmten litterarischen Prozesse, dem gegen Wilhelm Hauff von Clauren wegen des Mannes im Monde angestellten, wurde als Vertheidigungsgrund für dessen Täuschung der Succeß, den meine Mystification davon getragen, angeführt, und in den Gründen des Urtheils erwogen. W. Scott habe nicht gegen den Verfasser des Walladmor wegen Betruges Klage erhoben, im Gegentheil die humoristische Täuschung günstig anerkannt, und die allgemeine Stimme habe dem Mystificanten den erstrebten Ruhm gegönnt. — Ich kann gegen diese Zumuthung mit bestem

Gewissen protestiren. Nicht etwa, daß ich nicht eitel gewesen, nicht nach Ruhm verlangt. Ja, es war mir so sehr darum zu thun, wie je vor und nachher einem jungen Schriftsteller. Aber ich hatte den stolzen Glauben in mir, daß ich ohnedieß auf dem Wege zu dem Namen sei, nach dem ich trachtete. Ich glaube, meinen frühesten Novellen, wie die Schlacht bei Torgau u. A., welche meinen Cabanis, der ein sehr früher Plan ist, vorbahnen sollten, wird auch die abgünstigste Kritik keine Nachahmung Scotts vorwerfen. Diese Mystification war für mich ein reines Spiel, ohne große Absicht auf Erfolg, eine tolle Laune des Uebermuthes, die hinaus mußte, je schneller, desto besser, um wieder zu mir selbst zu kommen und zu dem, was ich für besser hielt.

Wie der Plan von mir entworfen wurde, weiß ich nicht mehr. Es schien mir, er machte sich von selbst. Das Gestell war natürlich zuerst im Kopfe fertig. In allerhand krause, bunt romantische Begebenheiten mußten zwei Personen verwickelt werden, ein junger Deutscher und ein mystischer Engländer. Beide erscheinen als Sammler. Jener geht darauf aus, zu einem englischen Roman in neuer Manier Stoffe aufzufinden und stößt dabei überall auf den Unbekannten, der ihm in die Quere kommt, weil er dasselbe will, bis es am Schlusse sich ergiebt, daß es der große Unbekannte selbst ist. Nun handelte es sich um die Frage, ob der kleine Unbekannte nicht dasselbe Recht zur Herausgabe habe, als der große Unbekannte? Diese Idee war mein Eigenthum, gewiß kein Diebstahl. Natürlich durfte diese Entdeckung aber erst zum Ausgange des dritten Bandes

ans Tageslicht kommen, um die Täuschung bis dahin zu erhalten. Und deshalb erschienen die Bände einzeln.

In allem Uebrigen überließ ich mich vollkommen der Laune des Tages, wo ich schrieb. Das erste Kapitel, die völlig unnatürliche Begebenheit auf dem Meere, wo zwei Schiffbrüchige sich um dasselbe Bret streiten, und mitten im Toben des Meeres und Wetters einen contrat social schließen, wie sie einer um den andern sich darauf ausruhen wollen, wurde in Greifswalde im Wirthshause zum deutschen Hause niedergeschrieben. Ich hatte am Tage vorher selbst einen kleinen Sturm auf dem großen Haff erlebt. Diese ernste Erfahrung dämpfte bei mir nicht den tollen Uebermuth, in diesem Kapitel die juristische Frage von dem Rechte der Nothwehr, und das beliebte Collegien-Beispiel, daß in gleicher Todesgefahr Einer den Andern vom Brete stoßen darf, zu debattiren und ins Lächerliche zu übersetzen. Großen Spaß machten mir nachher die ernsten Kritiken, die auf höchst besonnene Weise die Unwahrscheinlichkeit der Situation darthaten. Freilich hätte so etwas Scott nicht gedichtet. In den Uebertreibungen seiner Manier mußte ich mich in der Folge selbst zügeln, um mich nicht zu früh zu verrathen. Schon im nächstfolgenden, die gespenstische Alte der öden Fischerhütte, war ich um mehrere Grade über Scott hinaus, der in seiner auch gespenstischen Meg Merrilies doch das rein Menschliche erfreulicher vortreten läßt. Seine Norne im Piraten war entweder damals nicht geboren, oder ich kannte sie wenigstens noch nicht. Der, Frauen eigene Takt, aus Einzelnem treffende Schlüsse zu ziehen, ließ eine ge-

achtete Schriftstellerin jener Tage, Sophie Mai, zuerst unter allen meinen Bekannten aus dem Charakter dieser Alten an der Echtheit des Scottischen Ursprungs zweifeln. Denn Mutter Gillie sei mehr den spukhaften Weibern des Ettrikschäfers James Hogg, als den klugen alten Frauen Walter Scotts verwandt. Wie ich ihn auch zügelte, dieser Uebermuth brach immer wieder heraus. Ich schrieb ja mir zur Lust und schwelgte in meinen übertreibenden Schilderungen. Man erinnere sich an die vielen halsbrechend peinlichen Lagen, in die ich den armen Helden gerathen und zappeln lasse, die mit mehr als Scottischer Genauigkeit beschrieben werden. Eine Lebensgefahr ringelt sich aus der andern vor, und, geschunden und gebunden, bei Haaren und Füßen wird der unglückliche Bertram herausgerissen. Das Nachtlager im Schnee und unter den Schafen lockte unwiderstehlich zu einer Fiction, die mir im Schaffen und Walter Scott später im Lesen ein Vergnügen gemacht, welches die wenigsten Leser in dem Grade empfunden haben mögen. Ich lasse nemlich den Schottischen Dichter, um es wahrscheinlich zu machen, einer ähnlichen Situation aus seinem eigenen Jugendleben sich erinnern und sie mit höchst trocknem Ernste dazwischen erzählen. Scott erklärte dies in seiner launigen Anzeige des Walladmor für den Gipfelpunkt des Uebermuthes; aber er war ein Mann, der Spaß verstand, und um ihn vollständig zu machen, erwähnte er eines wirklichen Vorfalls aus seiner Jugend, der dem Ausgang dieser nächtlichen Verirrung nicht ganz unähnlich ist. — Scott ist sparsam, auch in den legenden-

artigen Episoden seiner Romane, im Gebrauche des Wunderbaren; mich amüsirte es, in den Walliser Märchen ganze Legionen von Geistern zu citiren. In den Nachtstücken und Naturschrecken habe ich ihn gewiß um das Zehnfache überboten. Gegen das Ende sollte der arme Tom die Walter Scottische Lehnstreue auf die äußerste Spitze treiben, und sich wirklich statt seines Feudalherrn am Galgen aufhängen lassen. Ein Freund, der durch Zufall in das Geheimniß gerieth, wehrte eine Tollheit ab, welche dem Buche wohl manche zarte Leserin abwendig gemacht hätte.

Daß ich im Verfolg des Schaffens nicht selbst warm geworden wäre, wie mag ich das leugnen! Wer kann eine Satyre mit kaltem Blute durch drei Bände fortspinnen. Aus den Karrikaturen wurden Menschen, für die ich mich interessirte. Nichols wurde mein Held, der Radicale Dulberry, der ganz mein Eigenthum ist, meine Lieblingsfigur; Ginievra, der alte Walladmor, selbst Bertram flößten mir Theilnahme ein. Ich milderte aus eignem Antriebe manches Schroffe, und ich leugne bei mancher Situation die oft belächelte und doch so wahre Autorrührung nicht ab. Wer sich nie selbst zu rühren versteht, ist kein Dichter. Auch wuchs die Fabel mir über den Kopf. Ich konnte nicht mehr mit den Begebenheiten spielen, sie machten sich von selbst, ich war ihr Diener geworden. Erst, wo das Unwillkürliche Macht gewinnt über den vorangegangenen Willen, dichten wir.

Die Scenerie des Walladmor mag keinen geringen Antheil an dem Beifall haben, der ihm wurde. Wilhelm Müller sagte mir: „Sie müssen sich das alte

Castell vorher in Pappe zurecht geklebt haben; sonst könnten Sie unmöglich seine Lage so anschaulich von allen Seiten geschildert haben, und sich immer treu bleiben." Ich brauchte weder Pappe, noch eine Karte von Wales, mit dessen Küsten meine Gegend wenig Verwandtschaft haben mag. Ueberhaupt haben mir deutsche und englische Kritiker eine unverdiente Ehre erzeigt, wenn sie meine statistischen und historischen Studien zum Buche rühmten. Was ich nicht ohnedies wußte, da griff ich aus dem Blauen; zum Nachschlagen hatte ich weder Zeit noch Lust, wie denn auch der größere Theil der Mottos, selbst aus bekannten Autoren, von mir selbst gemacht sind. In einem in Waldnacht verborgenen Dorfe auf Rügen, unfern den romantischen Ufern der Halbinsel Yasmund und der Herthaburg, verlebte ich einen schönen Sommer. Dort setzte ich die in Greifswalde angefangenen Kapitel fort, und die schroffen Kreideufer der Stubbenkammer, wie sie aus dem Meere sich erheben, können meinen Walliser Gegenden den ersten Typus geliehen haben. Im übrigen war hierin Scott mein Meister, ich Nachahmer, und darin habe ich ihn, wenn erreicht, doch nicht überboten.

Nie habe ich eine Arbeit so schnell geschrieben. Ich erschrecke heut, wenn ich hineinblicke, über den Wust von Worten. Und doch fühlte ich beim Schreiben die Nothwendigkeit, immer mehr zu dehnen, um dem Meister ähnlich zu werden; denn allerdings überstürzen sich, im Vergleich mit Scott, meine Begebenheiten. Er hätte aus dem Walladmor drei Romane componirt. Aber seine Breite ist immer behaglich. Mit der Weltmanns-

kunst eines Mannes, der viel erlebt, weiß er die langen Wüstensteppen des Trivialen mit einem angenehmen Lichtschein zu übergießen. Meines war rohe Jünglingsarbeit; neben dem Ergreifenden, vielleicht aus tieferer Auffassung geschöpft, steht das triviale Geschwätz holpricht und nackt da. Schon daran hätte ein geübter Blick den Nicht-Scott entdecken müssen.

Wie sie geschrieben waren, kaum überlesen, wanderten die Kapitel in die Druckerei. Der erste Band erschien, der zweite folgte bald nach, und eine Wirkung war da, von der ich nicht geträumt hatte. Wenn man in den Gesellschaften in meiner Gegenwart davon sprach, konnte ich mich in die Seele eines Pasquillanten denken, dessen Pasquill Aufsehen macht, und er muß alle Urtheile und Schmähungen ruhig anhören und allenfalls mitschmähen, um sich nicht zu verrathen. Es fehlte nicht an ungünstigen Urtheilen. Ein Buchhändler, mein Freund, sagte, indem er den brochirten Band mir verächtlich zuwarf, ich könne mich darauf verlassen, das Buch sei falsch und ein Betrug. In Leipzig wisse Niemand von einem neuen Scottischen Roman. Ich fragte: ob es sonst nicht gut sei? Er erwiderte: darauf käme es nicht an. Mit dem zweiten Bande stieg die Aufmerksamkeit des Publicums. Ein anderer philosophischer Freund, der jetzige Professor F. W. Sietze, der mir eben nie ein Wort des Beifalls, noch weniger der Bewunderung gesagt, empfahl mir angelegentlich die Lectüre des neuen Romans. Ich könne viel daraus lernen. Meinem Einwande, daß er ja nicht echt sein solle, entgegnete er, daß darauf nichts ankomme, und er hatte

die Güte, mir auf einem Spaziergange im Thiergarten den ganzen Inhalt der ersten Bände zu erzählen. Den Schluß kannte er noch nicht; ich aber, ich hatte ihn eben in die Druckerei geschickt.

Von einem kleinen Betruge kann ich mich nicht frei sprechen. Auch als der Beifall allgemeiner und entschiedener wurde, war mir um den Ruhm der Autorschaft wenig zu thun. Um die Entdeckung abzuwehren, begünstigte ich manche Gerüchte, welche, da doch Scotts Unschuld am Walladmor nicht mehr zu bezweifeln war, ihn diesem oder jenem Engländer zuschoben. Auch bekenne ich, daß ich es war, der damals Scotts Polygraphie durch die Hypothese erklärlich zu machen suchte, daß Viele unter der einen Firma arbeiteten. Ich habe nie daran geglaubt; aber unter vielen kleinen Scotts ließ sich leichter irgend Einem die Vaterschaft des Findelkindes zuschieben, und mein Jugendübermuth zu dergleichen Erfindungen war noch durch keine trübe Erfahrung gedämpft. — Der dritte Band öffnete endlich die Augen.

Der Kritiker in den Brockhausischen Blättern hatte schon nach dem ersten Bande gegen die Echtheit gestritten, und das Publicum gewarnt vor dem Impostor. Er war mit so schwerem Geschütz gegen mein leichtes Product zu Felde gezogen, daß ich mich gedrungen fühlte, ihn durch einen anonymen Brief freundlich zu warnen; das Ding könne eine Wendung nehmen, an die er nicht denke, und seine Schüsse als Ricochetkugeln ihn selbst treffen. — Er erklärte bei Anzeige des zweiten Bandes, er werde auf dem Felde stehen bleiben, und seine Ansicht männiglich durchfechten. Als Zeichen seiner

feindlichen Gesinnung ließ er meinen scherzhaften Warnbrief abdrucken. — Da erschien der dritte Band und eine dritte Anzeige folgte. Ob es noch vorkommt, daß ein Kritiker aus freien Stücken drucken läßt: ich habe mich geirrt? Dieser that es, mit edler Offenheit stieß er selbst seine ganze Kritik um; erklärte dem Publicum seine sehr verzeihliche Täuschung und überhäufte, was er vorhin als einen talentvollen Betrug denuncirt, als ein Originalwerk mit einem Lobe, das weit meine eigene Schätzung übertraf. Die Geschichte dieser Kritik gehörte für mich zu den ergötzlichsten Accidenzien des ganzen Spiels; werthvoller noch, weil sie mich mit meinem Kritiker persönlich bekannt machte und befreundete. Es war Wilhelm Müller.

Unter den Kritiken überbot die im Monthly Magazine meine kühnsten Erwartungen. Erwachsen während der Continentalsperre, ein Freund der Engländer, weil es uns verboten war sie zu lieben, freute mich als Knaben nichts mehr, als einen deutschen Dichter jenseits des Canals gekannt zu wissen. In einem engländischen Journale recensirt zu werden, dünkte mich ein fast fabelhaftes Glück. Dies Glück wurde mir, und wie und von wem? Es leidet keinen Zweifel, daß nur Scott der Verfasser des geistvollen Auszuges und der humoristischen Kritik sein kann, welche den Walladmor zuerst bei seinen Landsleuten einführte. Er glaubte vielleicht Grund zu haben, dies Geschäft selbst übernehmen zu müssen. Seine Anzeige bereitete die Uebersetzung ins Englische vor. Wie diese auch ausgefallen ist, wie anmuthig scharf der Kritiker de jure meine Kritik de facto auch durchhechelte, Scott gehörte

zu den Leuten qui entendent la raillerie, er erkannte den Spaß, das war ein Lohn, der mir erst spät in Deutschland ward, und nicht in dem Maaß, wie er es verdiente. Er nannte den Walladmor „den kühnsten Vexirstreich unserer Zeiten," das war mein höchstes Lob. Wenn er, mit manchem unzufrieden, auf die certi denique fines verwies, so hatte er als Engländer auch Recht. Nur sind die fines der conventionellen Rücksichten diesseits des Canals andere, als die jenseits. War es aber nicht ein noch lustigerer Vexirstreich, wenn ein Jahr nach dem Erscheinen der ersten Auflage die gelehrten Heidelberger Jahrbücher meinen Walladmor noch unter der Reihe der Scottischen Romane in Bausch und Bogen ohne Arg recensirten?!

Den Kritiken folgten die Uebersetzungen. Zuerst die sogenannte englische Rückübersetzung, offenbar von einem Freunde Scotts veranstaltet, wenn er nicht selbst die Hand dabei im Spiele hatte. Meinen Roman erkenne ich im englischen Walladmor nicht wieder; denn was mein Eigenthum darin ist, die „ehrliche Parodie," wie sie der schwedische Uebersetzer nennt, ist ganz gestrichen! Weder erscheint der große Unbekannte, noch ist Bertram ein junger deutscher Schriftsteller, der in die Welt läuft, um einen Scottischen Roman zu schreiben. Was also blieb, als die nackte Fabel des Romans mit ihren Lebensrettungen, Nachtscenen und was sonst auf Nerven und Lachmuskeln wirkt. Das, was bei mir Parodie war, wurde für die Engländer die Wahrheit, allerdings geschickt behandelt; alle Uebertreibungen hatte der Bearbeiter gestrichen und interessante Züge aus den wahren Antiquitäten von Wales eingeflochten. So ward

den Engländern schleunigst das Buch in die Hände gegeben, welches in Deutschland und auswärts einen so merkwürdigen Ruf erlangt, und wenn einer nach der Lectüre der Uebersetzung begriffen hat, wie dies möglich war, ist dies eine noch größere Merkwürdigkeit. Wenn Scott später im St. Ronans-Brunnen den lustigen Betrüger Dusterswivel zum Verfasser des Walladmor macht, so habe ich ihm die kleine Rache gern vergeben, und herzlich darüber gelacht; aber ich hatte ihm die Freiheit des Geistes zugetraut, daß er seinen Landsleuten eine deutsche Parodie nicht vorenthalten würde, die seinem Ruhm keinen Eintrag thun konnte.

Nach diesem englischen wurde der französische Walladmor übersetzt. Unter dem sonderbaren Titel: Walladmor, roman attribué en Allemagne à Sir Walter Scott, traduit de l'anglais par M. A. J. B. Defauconpret (Paris, Charles Gosselin 1825) beginnt der deutsche Roman eine Bibliotheque des meilleurs Romans modernes Anglais et Americains. — Die schwedische Uebersetzung, welche mich, am Glasfenster eines Buchladens in Stockholm ausgehängt, eines Morgens dort überraschte, ist getreu nach der deutschen Ausgabe, nur ist dem ursprünglichen ein zweiter Titel beigefügt: Walladmor, oder der Mörder aus der Catostraße, eine Walisische Novelle. Die holländische, polnische und A. habe ich nicht zu Gesicht bekommen.

Und was half es mir, daß die Gymnasiasten, wenn sie aus Leibeskräften ans Thor klopften, sich zuriefen:

Wer hebt den Klopfer? Wer schlägt ans Thor?
Heben kann ihn nur ein Walladmor!

Was war mein von dem Ruhme? Tieck, als ich competente Stimmen über das Werk der zweiten Auflage voraufdrucken wollte, fragte mich verwundert: Ob ich noch mehr Anerkennung verlange? Keines seiner eignen Jugendwerke habe ähnlichen Succeß erlebt! Das erschreckte mich fast. Aber was war denn mein von dem Succeß, wiederhole ich? — Sie fragten mich freundlich: Werden Sie nicht recht bald wieder einen solchen Roman schreiben? — Was sollte ich denn wieder schreiben? Eine zweite Satyre auf Scotts Schwächen? — Ach das Lob, der Ruhm, der Beifall galt nicht meiner Erfindung, nicht meinem Eigenthum, sondern dem, was Scott gehörte. Nicht meine Satyre, sondern was sie mit der Geißelspitze kitzelte, das gefiel, es gefiel um so mehr, weil ich es übertrieben, mit glänzenderen und dunkleren Farben aufgetragen hatte, die brillanten und die grausigen Scenerien, die heulenden Stürme über den Feudalthürmen, die herrlichen Familienflüche und Prophezeihungen, die rohen Massen von Ergreifendem und Interessantem, die ich aus dem Chaos aufgewühlt und vor der Kunst ungebändigt hingeworfen hatte! Ich theilte das traurige Schicksal jenes Predigers, der gegen das Lotto geeifert hat, und die thränende Wittwe dankt ihm für den herrlichen Vortrag, bittet ihn aber um die Nummern, die er genannt, um sie zur nächsten Ziehung zu besetzen.

Ein Dichter muß, wie jeder Künstler, eitel sein; jeder Schriftsteller wird sich in dem Vorgefühl dessen, was wirken wird, und nicht, täuschen, aber nachher weiß er sicherer, als Kritiker und Publicum zu unterscheiden, was gewirkt hat und was nicht. Oft ist der

lauteste Jubel die trostloseste Persiflage für ihn selbst. Wie hat mich nicht das Lob des Walladmor bis zur Verzweiflung verfolgt. Das ist nicht aus eitler Bescheidenheit gesagt. Es tönte mir wie das Marlborough dem reisenden Britten, wo er nach seinem rule Britannia lechzt. Ich weiß und ich wußte, daß ich fortgeschritten war. Aber hatte ich etwas geschaffen aus voller Lust der Begeisterung, und es war mir geglückt, und ich glaubte, sein Lob zu hören aus dem Munde des Mannes, der mich kennen lernen wollte, so wußte er gewiß von nichts als vom Walladmor. Das Abgethane, Beseitigte, das Todte ward hervorgeholt, um das Lebendige todt zu machen. Freilich blieb mir der ökonomische Trost, wo ich mich verkannt und nicht gewürdigt fand, wie ich es zu verdienen glaubte, konnte ich das Minus aus dem übertriebenen Plus der Werthschätzung des Walladmor herüber rechnen.

Schon bei meinem nächsten Romane: Schloß Avalon war dazu Gelegenheit. Während jenes ein Spiel, war dies ein Werk. Ich war für meinen Gegenstand begeistert gewesen; das Publicum theilte dies Gefühl nicht bei dem respect d'estime, den es ihm erwies. Vielleicht um deshalb, weil es doch nur die Begeisterung für etwas Negatives war. Scott hatte in allen seinen historischen Romanen den drohenden Sturz oder die wieder auflebende Hoffnung der Stuarts zum Gegenstande, also immer etwas positives, was das gewöhnliche Gefühl erfassen konnte. Ich, der den Mittelpunkt dieses Kreises zu treffen glaubte, den Moment ihres definitiven Sturzes, konnte und wollte weder mich noch

das Publicum für den albernen Jacob II. begeistern. Die Begeisterung war für einen Begriff, während das personelle Interesse sich zersplitterte. Und dieses muß da sein, und massenhaft, wo Wirkung sein soll. Ich erprobte es auch bei dieser Arbeit; denn die Partien des unglücklichen Monmouth, die nur eine Episode bildeten, wurden der Hauptgegenstand der Theilnahme. Und doch hat dieser historische Roman seine Aufgabe erfüllt, er hat ein Bild von dem dargestellt, was gewesen war, und wiederkommen mußte; denn mit der festen Ueberzeugung, daß der Sturz der Stuarts in Frankreich sich wiederholen müsse und Schritt für Schritt mit Hinüberblick auf die vorletzten blinden Schritte der ältern Bourbons schrieb ich diesen Roman. Specieller als ich erwarten konnte, hat die Julirevolution meine Prophezeihung zur Wahrheit gemacht. Damit ist die Dichtung beseitigt, sie mag historisch reponirt bleiben.

Nur eines spaßhaften Vorfalls erwähne ich noch. In Teplitz sah ich (1828) im Buchladen eine lange saubere Reihe Wiener Nachdrücke der Scottischen Romane. Unter Numero 18 prangte mein Schloß Avalon, in 4 Bände getheilt. Ich äußerte mein Bedenken: ob der Roman auch echt von Scott sei? — „Darauf gebe ich Ihnen mein Wort," sagte der Buchhändler. „Sie meinen, weiß ich schon, einen andern Roman, der heißt Walladmor, welcher nicht echt ist, sondern von einem jungen Schriftsteller in Berlin herrührt. Dieser Roman dagegen ist echt, Sie können sich darauf verlassen." Ich glaubte ihm, und kaufte ihn.

Dreimal in Weimar.

Es war als Student, im Jahre 1819, als ich zum ersten Male Weimar sah. Von einer großen Reise, voll frischer, wunderbarer Eindrücke heimkehrend, betrat ich, mit heiliger Scheu erfüllt, die heilige Stadt. Ich hatte die Sudeten zum ersten Male überstiegen. Welche Bilder hatte der Durchflug durch Böhmen, mit seiner, durch die Gewaltigkeit ihrer Lage, wie durch den Zauber ihrer Erinnerungen, gleich bedeutungsvollen Hauptstadt erweckt! Franken, Schwaben, die Pfalz, der Rhein, mit allen seinen Wundern, standen noch in glühenden blühenden Farben vor dem Auge. Aber nicht Hradschin und Wischerad, nicht Wunsiedel mit Jean Pauls Geburtshaus, und dem des unseligen Sand, um dessen Haupt — er lebte noch — damals noch ein unseligerer Heiligenschein für Einige schwebte, nicht Nürnberg mit seinen Denkmälern, nicht der kahle, windumfegte Scheitel des Hohenstaufen, den ich mit stummer Scheu erstiegen; nicht der Schwarzwald, noch das Straßburger Münster, oder Heidelberg und der Kölner Dom, oder die hundert Burgen am Rhein, hatten etwas von dem Gefühl erweckt, das mich beim Eintritt in Weimar ergriff. Das Herz pochte laut, schon eine Stunde vorher, mir war eigentlich bange vor dem ersten Anblick der Stadt, wo Herder, Wieland, Schiller schliefen und Goethe lebte. Ob die Sinne es auch recht auffassen, ob ich auch recht würdig das heilige Pflaster betreten würde,

das ihre Füße berührt. In einer so klassischen Stadt müsse alles klassisch sein, Straßen, Häuser, Menschen, Holz und Stein, das war so die ungefähre, dunkle Vorstellung, die ich aus der frühsten Knabenzeit mit herübergenommen, ohne als Jüngling mir Mühe zu geben, sie zu berichtigen. Herders Ernst, Schillers Idealität, Wielands Grazien, Goethes Größe dachte ich, müsse aus jedem Fenster, aus der Miene jedes Spaziergängers mir entgegen nicken.

Nun, wer Weimar gesehen hat, weiß — wie es aussieht. Alle Häuser in Weimar sind nicht Tempel, worin die großen Dichter verehrt werden; selbst das alte Theater, das nachher abbrannte, war es nicht. Denn mehr, als den Götzen Goethe und Schiller, wird dem Götzen Kotzebue, der ein Stadtkind ist, darin geopfert. Was nun die Bewohner von Weimar anlangt, so wußte wohl ein jeder die Namen Schiller und Goethe; aber wenn ich von der großen Epoche der Stadt redete, so kannte die auch ein Jeder, und sprach gern und viel davon, wie man sich immer mit einem wollüstigen Kitzel des Schrecklichen erinnert. Aber die Weimarsche Epoche ist nicht die Zeit der Dichter, sondern die Schlacht bei Jena, und es hat für den Weimarschen Bürger in Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag nichts Merkwürdigeres gegeben, als wie die Franzosen drohend und plündernd zum Thor einzogen.

Nur Weimar wollte ich sehen; die Luft athmen, die Goethe athmete, das war mein höchstes Verlangen. Daß es möglich sei, mich bei Goethen melden zu lassen,

und einen Besuch zu wagen, kam dem Studenten nicht in den Sinn. Es circulirten wohl Anekdoten, wie der Gewaltige, als eine Anzahl neugieriger junger Leute sich auf seine Treppe gedrängt, um ihn beim Heruntersteigen zu sehen, ihnen ärgerlich den Rücken gedreht und die Thür hinter sich zugeschlagen habe. Der Dichter war damals noch in der Periode, die Woltmann sein Frankfurter Schultheißenthum nennt. Aber wir, die Jugend, waren noch in der pietätvollen Periode, wo man einem großen Mann kleine Schwächen nicht zurechnet. Der Heiligenschein blieb um seinen Scheitel, auch wenn er uns nur den Rücken zukehrte. — Wie glücklich wäre ich damals gewesen, nur seinen Rücken zu sehen; aber ich sah nicht einmal Zeltern, den Goethe einst in übermüthiger Laune ans Fenster stieß, als neugierige Studententrupps in unbescheidener Stellung das Haus belagerten, um ihn zu sehen. Die Studenten waren zufrieden, hingen im Elephanten ihre Ränzel um und wanderten weiter. Sie hatten Goethe gesehen. In jene Zeit gehört auch die berühmte Anekdote von der ältlichen Berlinerin, die in stummer Bewunderung seine Bekanntschaft suchte, und die Goethen selbst so ungemeines Vergnügen gemacht. Der Heros trat auf sie unerwartet zu und fragte, napoleonisch rasch, wohl in der Absicht, sie zu verwirren: „Kennen Sie mich?“ und die Dame entgegnete mit ehrfürchtigem Knix: „Großer Mann! wer sollte Ihnen nicht kennen: Fest gemauert in der Erde steht die Form aus Lehm gebrannt!“ — Mit einer unscheinbaren Schlächterfrau aus Gera, die von einem benachbarten Markte zu Fuß einige Meilen

herübergewandert war, um den großen Dichter nur einen Augenblick zu sehen, und die bescheiden unter einem Baume des Parkes auf den Vorübergehenden harrte, unterhielt er sich freundlich mehrere Stunden, die bürgerlich aufgeschürzte Marktgängerin am Arme auf und ab führend. Ueberhaupt mochte in jener Zeit die natürlichste Unbefangenheit von Frauen, die ihn unerwartet antraten, dem Sichern die meiste Theilnahme entlocken, und der Mensch Goethe gleitete durch ein Nebenpförtchen unvermerkt aus dem verschlossenen Heros vor.

Ob ich gleich drei Tage hintereinander vor seinem Hause vorüberging, und auch lauschend hinter dem Brunnen stand, habe ich Goethen damals doch nicht zu Gesicht bekommen; nur seinen Sohn, den Kammerjunker. Er ging rasch vorüber; ich grüßte, und er nahm den Hut wieder ab. Das war nicht viel, aber doch mehr, als wenn ich Zeltern für Goethen am Fenster angegafft hätte. — Als ich abreisen wollte, weil doch nichts mehr zu sehen sei, verwunderte sich der Gastfreund, ein Primaner, bei dem ich nach damaliger Studentensitte einlagerte, denn drei Tage darauf war — Markt. Wenn man denn doch einmal von Berlin, über Heidelberg und Bonn nach Weimar gereist sei, begriff er nicht, wie man wieder abreisen könne, ohne das Merkwürdigste gesehen zu haben, was es in Weimar giebt, — den Jahrmarkt!

Ich war nicht mehr Student, und was already printed, als ich das zweite Mal nach Weimar reiste — um Goethen zu sehen. Ein werther Freund aus Wür-

temberg, er war auch already printed, begleitete mich; er hatte denselben Zweck. Von Dresden aus führte uns unser Weg durch das anmuthige Gera'sche. Die Fluren lachten so heiter im Herbstkleide, die alten Laubwälder rauschten so lockend, daß wir einige Strecken zu Fuß gingen. Meinen Freund, der an Fußreisen nicht gewöhnt war, überkam eine neue Lust; in mir erwachte die alte Freude dafür, und sie kann berauschend auf mich wirken. In einem dieser herrlichen, dunkeln, deutschen Wälder, wo Buchen und Eichen wechselten, überfiel uns ein heftiger Regen. Der fette Thonboden machte das Marschiren sehr beschwerlich, die Nacht drohte dazu, und es war sehr einsam. Während mein Freund verdrießlich wurde, ward ich ausgelassen. Das Rauschen der mächtigen Wipfel, das Knarren der Aeste, der Güsse Naß, die sie auf uns herabschüttelten, erhoben meine frohe Stimmung; denn es war der Weg zu Goethen, und diesmal sollte ich ihn wirklich sehen, sprechen. Wir geriethen, nachdem die Fährlichkeiten überwunden waren, in einen freundlichen Wortwechsel. Mein Freund, obgleich Dichter, war doch auch Theolog, und als Theolog mochte er nicht dulden, daß der Mensch noch Götter habe neben dem Einen. Er lächelte über meinen Enthusiasmus, er meinte, Goethe sei zwar ein großer Poet, aber doch immer ein Mensch mit sehr vielen Schwächen, und wenn zwar das Verlangen, ihn zu sehen, löblich sei, müsse man doch nicht zittern und beben. Denn man trete nicht in den Tempel von Sais, sondern zu einem Großherzoglich Sächsischen Minister. Die Berliner übertriebene Verehrung des

Dichters werde in Süddeutschland nicht getheilt. Wer läßt sich beweisen, daß sein Enthusiasmus ein Irrthum sei!

Wir sandten, in Weimar angelangt, unsere Empfehlungsbriefe in das Goethesche Haus, und wurden auf den Nachmittag um 5 Uhr, wie man uns vorausgesagt, beschieden. Wie lang war der Tag, wie verdrossen die Stunden, wie todt, langweilig Weimar! Von 4 Uhr an gingen wir in dem Park, der sich an das Haus lehnt, spazieren, um mit dem Glockenschlage über die verhängnißvolle Schwelle zu treten. Was wir im Walde gesprochen und später, ward hier wieder recapitulirt. Er war so ruhig, und mir schlug das Herz von einer Bangigkeit, die ich noch nicht kannte. Was war der Moment, wo ich zum ersten Male die Büchse im Arm auf nächtlichem Vorposten stand, und der blasse Mond dem sechszehnjährigen Schützen hinter seinem Versteck die feindlichen Bajonette auf dem Walle zeigte, was die Bangigkeit vor einem Examen gegen den Moment! Selbst das Wiedersehen einer Geliebten, heute dünkte mich das etwas, was nicht zu vergleichen sei mit dem, was hier bevorstand. Ich und Goethe! Unter einem Dache, Aug in Auge, er sollte zu mir sprechen, Mund zu Munde, und ich ihm antworten. Wahrhaftig in der Fieberhitze, die mich durchglühte, kam mir die Vergleichung des Freundes mit dem Eintritt in den Tempel von Sais noch schwach vor. Es schlug fünf! — Die Pforte öffnete sich. Das Salve, die antiken Statuen des Atriums grüßten uns, wie sie andere vor uns und nach uns gegrüßt haben, und wir stiegen die

Treppe nach dem kleinen Kabinet hinauf. Alles das ist oft geschildert. Jede Treppe, auch die sanftest sich aufwindende, kostet Athem, wenn eine Entscheidung uns oben erwartet. Bei der goldenen breiten Treppe, die zum Audienzsaal im Münchner Schlosse führt, dachte ich unwillkürlich an die viel bescheidenere des Goetheschen Hauses zurück. Meine Reisegefährten sprachen von dem Herzklopfen, das oft hier an den kalten Wänden wiederklingen möchte, und fanden es unrecht, daß man durch den grellen Gold- und weißen Marmorglanz den schweren Steig noch unbehaglicher gemacht habe. Die Treppe im Goetheschen Hause ist behaglich, nichts blendet das Auge; aber manches Herz wird dort lauter gepocht haben, vor der Schwelle des Dichterkabinets, als vor den Pforten des Thronsaales.

„Excellenz werden alsbald erscheinen!" sagte der Kammerdiener auf die für uns bereitgestellten Stühle weisend. Und wenige Secunden darauf, als habe sie schon hinter der Thür bereitgestanden, trat die Excellenz ein. Von Kopf bis Fuß in glänzendem Schwarz, den großen, blitzenden Stern auf der Brust. Wir verbeugten uns tief, wir stammelten einige Sylben, die Excellenz erwiderte andere, und deutete einladend auf die Stühle. In der nächsten Secunde saßen wir, den Rücken gegen das Licht, dessen voller Glanz auf die auch sitzende Excellenz vor uns niederfiel. Die Excellenz spielte, die Hände halb vor sich auf dem Schooße gefaltet, mit dem Daumen ein Rad schlagend. Wir saßen, ehrfurchtsvoll übergebeugt, um keinen Laut zu verlieren. Unsere Empfehlungsbriefe waren vollge-

wichtig, die Unterhaltung war sofort eingeleitet, und floß in dem ebenmäßigen Gleise fort, wie es unter anständigen Leuten Sitte ist, die sich nichts zu sagen haben.

Ich weiß nicht, ob es schon das Wort Excellenz auf der Lippe des Kammerdieners war, oder der glänzend schwarze Frack, oder der blitzende große Stern, was meinen Zauber mit einem Male verschwinden ließ, und mich plötzlich in die baare Wirklichkeit zurück versetzte. Das Herz schlug ganz ruhig, das Fieber war fort. Nicht Goethe, der Dichter des Werther, Götz, Faust, nicht der Liedersänger, war zu uns getreten, sondern Goethe, der vornehme Mann, gab uns Audienz. — Ich habe einen Geburtsfehler, den ich, aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht ablegen kann: ich lasse mir leicht imponiren. Es währt nicht lange, wenn nichts dahinter ist, aber der erste Augenblick ist doch verloren. So lasse ich mich im Gespräch von angehenden Philosophen, in denen die empfangenen Lehrsätze noch gähren, leicht übertäuben, da ich selbst nicht Philosoph bin; und so schnell der systematische Dunst, wenn ich wieder mit mir selbst bin, verfliegt, bin ich doch in dem Momente gedrückt, da ich nicht weiß, wie ich eine Speiche in diesem Mühlrade ergreifen soll. Daß das ganze Mühlrad auf einen Fingerdruck, wenn man in die Mühle selbst tritt, stille steht, ist freilich ein Erfahrungssatz, dessen Praxis uns aber nicht immer beim Brausen und Rauschen einfällt. Auch jede wirklich große Persönlichkeit kann mich fesseln, und nicht für den Augenblick allein. Die Wirkung des Zauberblicks aus Tiecks

dunkelfeuchten Augen, wie er mich beim ersten Eintreten in sein Studierzimmer maaß, dauert noch heute fort. Wie ich ihm auch näher getreten bin, und seinen Ansichten die eigenen entgegen treten mögen, noch üben diese Augen einen überwältigenden Zauber. Es dauert die ehrfurchtsvolle Scheu fort, die eine so magisch begabte Persönlichkeit auf empfängliche Gemüther ausüben muß. Vielleicht ist für mich diese Wirkung um so größer, weil Tieck in der Erscheinung nicht imponiren will. Goethe erschien mir da als ein vornehmer Mann, und im Augenblick war die Magie fort. Aeußere Vornehmheit mag wohl auf den ersten Moment einschüchtern, kann aber nicht fesseln. Die aufgeregten Geister waren auf mehr vorbereitet; sie ließen sich durch das gebotene Weniger nicht einmal frappiren, und ich war im Momente darauf wieder ein ganz freier Mann. Statt verlegen zu sein und hinzuhorchen, wohin der Meister die Unterhaltung leiten dürfte, ergriff ich, im Gefühl eines gewissen Uebermuthes das Wort, und versuchte Wendungen, damit wir mehr erhielten, als man uns geben wollte.

Aber es fruchtete wenig. Vielleicht war auch der Versuch, insofern er ihn gemerkt hat, Goethen nicht gelegen, und er umwickelte noch mehr seine Meinungen, als es vorhin seine Absicht war. Er erkundigte sich, in welchen Kreisen wir in Stuttgart und Berlin lebten, lobte den Herrn von Cotta und den Herrn von Varnhagen, und sagte, daß Letzterer ein sehr respectabler Mann sei, und sein Cirkel sehr zu empfehlen. Raumers Hohenstaufen waren eben erschienen. Goethe sagte, auf

mein Anklopfen: diese werden uns für den Winter viel Beschäftigung geben. Das Theater kam auch an die Reihe. Wolff's Darstellung des König Johann gab zu einem indirecten Complimente für den Mann, welcher uns den großen Künstler gebildet, Anlaß, und ich hörte von Goethe: daß Wolff ein wohlgebildeter, beachtungswerther Künstler sei. Hinsichts jenes Shakspearschen Dramas und des standhaften Prinzen von Calderon schien eine Meinung aus den umwobenen Worten herauszublicken: daß nämlich eine Theaterdirection auf die realen Begriffe ihres Publicums Rücksicht zu nehmen habe, und fremdartige Vorstellungen erst dann wagen dürfe, wenn die Ansichten dafür geebnet seien. Alsdann, meinte ich, käme König Johann wenigstens nicht zu früh, da Müllner uns bereits mit den ergreifendsten Auftritten daraus in seinem Yngurd handgreiflich genug vertraut gemacht habe. Goethe senkte etwas lächelnd den Blick, und meinte, auch dieser Mann habe seine Verdienste, und es sei immer löblich, das Publicum auf diese Art mit werthvollen Werken bekannt zu machen, insofern es noch nicht an der Zeit sei, ihm diese Werke selbst vorzuführen.

Wir gingen, nachdem die Thüre hinter uns geschlossen, lange, ohne ein Wort zu sprechen, in derselben Allee auf und ab, die wir vorhin mit bangen Schritten gemessen hatten. Von Bangigkeit war nicht mehr die Rede. Die frische Luft that mir wohl. Also das war Goethe! Ich sprach es aus, oder es stand auf meinem Gesicht zu lesen. Mein Freund lachte laut auf. Ich bat mir seine Meinung aus. — „Nun, er hat mir

sehr gefallen. Vielmehr, als ich gedacht. Diese herrliche Gestalt, diese offene, mächtige Stirn, und vor allem das klare, große Auge des alten Mannes! Ich habe ihn ordentlich lieb gewonnen, und nehme den freundlichsten Eindruck von ihm auf meine Reise mit." — Das Predigen war nun an ihm, und es gab die besten Texte von überspannten Erwartungen, die allemal trügen, vom selbstgezogenen Nimbus, der für die echte Verehrung gefährlich sei, und von einem Extrem zum andern führe. Was sollte mir die Weisheit! Mein Goethe war dahin. Und gewiß mit großem Unrecht. Wie sollte der mit Besuchen überlaufene Dichter sich anders gegen zwei junge ihm wildfremde Männer äußern, die nur gekommen waren, ihre Neugier zu befriedigen, und von denen er nicht wußte, ob sie nicht im nächsten Morgen-, Abend- oder Mitternacht-Journal alle Vertraulichkeiten abdrucken ließen, falls er sich zu solchen bewogen gefühlt hätte.

Zehn Jahre nach jenem ersten Besuche war ich zum dritten Male in Weimar. Ich kam aus Paris zurück. Viel hatte sich zwischen 1819 und 1829 geändert. Die Zwerge rüttelten am Throne des Giganten; und der Gigant, alt geworden, horchte auf ihr Treiben. Er horchte mehr, als wir annahmen. Seine Tafelrunde zündete Kerzen an, und schwenkte Weihkessel, und ließ Trompeten, Orgel und Hymnen klingen, um das Nagen und Murmeln, das bald zu einem Sturm werden sollte, zu übertönen. Gewiß ein unrichtiges Verfahren; Goethe nickte auch wohl nur halbwillig zu dieser Liturgie. Aber er sandte denen, die fest an ihm hielten, freund-

liche Sprüche zu, und denen, die in seinem Dienste laut sprachen, Ehrenmedaillons mit seinem Bildniß. Auch ich hatte ein solches erhalten, ich meine aber nicht um Akoluthendienst. Denn ich habe nie den Weihkessel geschwenkt, weil es mir unwürdig dünkte der Größe, für die meine Verehrung nie erstorben, und meine Liebe wieder gewachsen war. Weniger um schuldigen Lehndienst, als weil das Herz mich drängte, den Heros noch einmal zu sehen, machte ich den Umweg über Weimar.

Goethe wohnte diesmal in seinem anmuthigen Landhause am Park. Ich ging bei einem Frühspaziergange heran, um, indem ich meine Karte abgab, selbst anzufragen, ob ich am Nachmittage zur gewohnten Stunde, Zutritt erhalten könne? Es sah schlicht und einfach in dem Häuschen aus, keine bronzenen Statuen, kein Salve, aber die grünen Büsche, die Rosen und das Weinlaub nickten in den Flur und in die Fenster des Untergeschosses. Der Diener war zur Hand, und eilte mit der Karte die Treppe hinauf, um mir sogleich Antwort zu bringen, und sie lautete: ich möchte nur in das untere Zimmer treten, Goethe werde sogleich erscheinen.

Wahrscheinlich hat der Diener auch diesmal Excellenz gesagt, aber ich hörte das Wort Goethe. Das Zimmer war einfach möblirt und heiter wie das ganze Haus, und auch ich war in keiner Feststimmung. Das heißt, ich war nicht vorbereitet, ihn schon jetzt zu sehen. Aber die Erwartung wie die Ueberraschung war eine ganz andere als voriges Mal. Von Bangigkeit keine Spur, aber herzliche Freude durchströmte mit ange-

nehmer Wärme die Adern. Und hier bewährte sich wieder: die Ereignisse erscheinen uns in dem Lichte, wie unsere Stimmung ihnen entgegen tritt.

Noch war keine Minute verflossen, seit ich in das Zimmer trat, als ich auf der Treppe seine Fußtritte hörte.

Die Thür ging auf, und, im grauen Schlafrock, trat der Mensch und Dichter Goethe ein. Das war die hohe Gestalt, die herrliche Stirn, das große blaue Auge, das damals meinen Freund entzückt, als mich der Glanz des schwarzen Frackes und des silbernen Sternes den Menschen über der Excellenz nicht sehen ließ. Diese war diesmal beim Kammerdiener, welcher die Thür hinter ihm schloß, vollständig zurückgeblieben. Goethe reichte mir die Hand und seine sonore, vom Alter unangefochtene Stimme begrüßte mich: „Sehen wir Sie auch einmal hier. Das ist ja recht von Ihnen. Wo kommen Sie her?"

Wir saßen diesmal nicht auf feierlichen Stühlen einander gegenüber. Er zog mich auf das kleine Kanapee neben sich, und Keiner brauchte die Unterhaltung zu machen; sie war von selbst da, und ging in anmuthigem Flusse fort. Goethe wollte von seinen Pariser Freunden wissen, und was ich ihm mittheilen konnte, war ihm angenehm. Unser gemeinsamer Freund, J. J. Ampère, der Sohn, konnte sich einer Theilnahme des Greises erfreuen, die mir bewies, daß Goethe wärmerer Gefühle fähig sei, als man ihm zugestand. Ganz undiplomatisch ging es freilich auch hier nicht zu. Denn als er mich fragte: „Hat denn unser Freund auch mit Appetit

von dem Rennthierschinken in Ihrer Lappenhütte gegessen?" so war es Goethen wohl weniger darum zu thun, dies zu erfahren, als mir auf eine artige Weise zu verstehen zu geben, daß er meine Herbstreise nach Scandinavien kenne. Um deshalb bildete ich mir übrigens nicht ein, daß er das Buch gelesen habe, aber es ist schon genug, wenn ein Dichter im achtzigsten Jahre, und ein Goethe, der jüngern Litteratur nicht fremd bleibt, und von allen Erscheinungen, sei es auch durch unvollkommene Freundesmittheilungen, Notiz nimmt. Dieselbe milde, anerkennende Tendenz im ganzen Gespräche, das eben deshalb keine leuchtenden Punkte und keine schroffen Spitzen bot, die besonders in der Erinnerung geblieben wären. Hindeutungen auf eine allgemeine Europäische oder Welt-Litteratur, eines der Lieblingsthemata in seinem noch von Phantasieen umgaukelten Lebenswinter, traten auch hier in der Unterhaltung heraus.

Nicht enttäuscht und nicht berauscht, angenehm gesättigt trat ich aus der heitern Stube, aus dem freundlichen Hause. Das Bild des edlen Greises, in dessen Zügen noch volle Erinnerung an die Götterkraft seiner Jugend blitzte, begleitete mich. Alle Bilder, die damals von ihm existirten, und die mir nachher zu Gesicht kamen, drücken das nicht aus, was ich gesehen. Das Bild ist noch jetzt nicht verschwunden, die theure Reliquie von einem Manne, wie ein nächstes Jahrhundert keinen zweiten hervorbringen wird. Es war das letzte Mal, daß ich Goethen gesehen habe. —

Meine Zeitgenossen.

In unserer neuesten Litteratur scheint der Beweis geführt, wie der Einzelne nur etwas wird als tragendes und getragenes Glied einer Verbrüderung. Ist doch die erste Frage der Kritik, wie sie heut geübt wird: Gehörst Du zu uns, oder nicht? Die anderen machen und beantworten dann sich von selbst. Unsere Jüngsten müssen jeden Schriftsteller rangirt wissen, etwa wie in Rußland jeder Mensch von Staatswegen in eine Classe gehört. Die Independenten sind ihnen unbequem. Es ist nicht immer böser Wille, oft nur die Absicht sie los zu werden, wenn man sie zu Schulen zählt und in Cliquen wirft, mit denen sie nichts gemein haben wollen. Mir ist das oft widerfahren, weshalb man mir nachsehe, wenn ich wärmer für die Rechte der Unabhängigen spreche. So weit zurück ich mich erinnere, enthielt ich mich jeder Verbrüderung, und hielt mich fern von jedem Cliquenwesen; zuerst aus einem unbewußten Verlangen, meine Kräfte nicht gefangen zu geben unter Anderer Willen, später ward dieser Kampf um individuelle Freiheit erst zum Bewußtsein. Auf der Universität warf man mir vor, daß ich mit beiden Parteien, die, ich weiß nicht mehr um was, stritten, Freundschaft hielt, die Leidenschaftlichen zu verständigen, die Parteihäupter zu versöhnen suchte. Wenn man mich in litterarischen Kämpfen ebenfalls in der Mitte sah und sieht, wird man mir, hoffe ich, so wenig, als es auf der Universität geschah, den Vorwurf der Parteigängerei und des

Schwankens zwischen rechts und links, vorwärts und rückwärts machen können. Im Gegentheil spielte ich, wenn der Zufall mich in eine Partei warf, dann gern den Advocaten für die Gegner.

Von den politischen Ansichten rede ich nicht. Daß wir jetzt zum Schweigen verdammt sind, ist vielleicht um deshalb gut, daß wir uns erst selbst verstehen lernen, und unsere Sprache läutern. Sie strotzte von Superlativen der Anschuldigungen und Verketzerungen, bevor wir über den Positiv von Glauben und Schuld selbst klar geworden. Ich rede hier nur von den Verketzerungen auf dem litterarischen Gebiete. In meiner kurzen Laufbahn, was sollte ich nicht alles gewesen sein, weil ich nicht gerade das sein wollte, was Diese und Jene von mir wollten! Da einer historischen, da einer ironischen Schule zugeschworen, da auf Schritt und Tritt leibeigen und hörig unter Walter Scott; da ein Zögling Tieck's, auf dessen Worte schwörend! Für servil galt ich dem Einen, während mich die Andern als revolutionair zur Untersuchung ziehen wollten; für zu vornehm auftretend Diesem, Jenem machte ich mich nicht rar genug. Alles das, weil ich keiner Schule angehören wollte, weil ich keine Partei gemacht, keiner Partei mich angeschlossen.

Doch ich hatte auch Freunde. Sie standen zwischen den Alten und Jungen, in frischer Kraft in keckem Muthe. Wir hielten auch zusammen, schufen, wirkten, wir bildeten es uns wenigstens ein. Verbündet hatten wir uns nicht. Keine Taktik war verabredet, keine Phalanx geschlossen; wir fochten wie

irrende Ritter, vergnügt, wenn wir uns auf unsern Abenteuern trafen, in Scherz und Ernst. Die Fäulniß im Abgelebten, die Schminke über der Scheinheiligkeit, der prüde Schleier über dem sittlich Verderbten war uns auch verhaßt, wir kämpften dagegen mit Glimpf- und Schimpfwaffen; aber wir schlossen keinen heiligen Bund; und wollten keinen Scheiterhaufen aufrichten und mit dem Morschen das Frische drauf werfen, damit der Phönix herausflattre. Wir hielten die Geschichte vom Phönix überhaupt nur für eine schöne Fabel. Um diese ketzerische Meinung sind wir denn auch gestraft. Unser Bund zerfiel. Aber er wäre auch ohnedies zerfallen. Der Tod nimmt auf Meinungen keine Rücksicht. Sie wurden alle abgerufen in frischer, voller Kraft, die meine Freunde waren, und ich blieb allein.

Voran aus dem Reigen werther Freunde, die meinen Händedruck nicht mehr fühlen, meinen Gruß nicht mehr hören, taucht einer auf, Allen theuer, die ihn kannten. Wilhelm Müller schlummert auf dem Dessauer Kirchhof. In blühender Manneskraft überraschte der Tod den Sänger. Er war der erste Lyriker seiner Zeit. Seine Lieder eines reisenden Waldhornisten, seine berühmten, so mächtig damals tönenden Griechenlieder, werden seinen Namen erhalten. Auch Wilhelm Müller war ein Liberaler, im schönsten Sinne des Wortes. Man denke an sein mächtiges:

„Empor, empor! Sie nennen uns Empörer!"

in den Griechenliedern. Fouqué, der strenge Feudaldichter, sagte einmal zu mir: „Ich müßte ihn hassen,

aber ich kann ihn nur lieben. Er ist der einzige liberale Dichter, dem ich es nicht vergebe, daß er es ist, nein, von dem es mir lieb ist, daß er es ist." Es war die lichthelle Macht der Ueberzeugung, die in ihm zu Liedern emporschoß. Nicht schwärmerische Träume, seliger Glaube an seine frische Wahrheit durchglühte ihn. Daher gewinnt sein Liberalismus eine positive Gestalt.

Nichts von giftigen Schatten, trüber Reflexion, keine weithergeholten Trostgründe; ein kecker Jüngling mit der festen Ueberzeugung, das Licht muß siegen, beseitigt er die Finsterlinge mit einem verächtlichen Fußtritt und hält, um sich nicht zu verstimmen, sich nicht länger bei ihnen auf, als nöthig ist. In ihm hauchte noch die fromme Glut des Befreiungskrieges, den er mitgemacht, und als er starb, wußte er noch nicht, daß man wenige Jahre später selbst die Erinnerung an eine Bewegung, die man veranlaßt, genährt und ausgebreitet, unterdrücken würde, weil es eine Bewegung war. Dieselbe lichte Heiterkeit, die Müller's Gedichte durchhaucht, — auch in seinen wenigen novellistischen Versuchen z. B. „Der Dreizehnte" zeigt sie sich — sprach sich in seiner persönlichen Erscheinung aus. Von geringem Herkommen, hatte er sich selbst emporgeschwungen, und verdankte sich allein die ehrenvolle Stellung, die er in seiner Vaterstadt errungen. Seine Jugend soll bewegt gewesen sein, Leben und Studien hatten auf gleiche Weise seine Bildung gemacht. Behaglich hatte er sich als Mann, im glücklichen Ehebunde mit einer Enkelin des be-

rühmten Basedow, sein Leben gestaltet, die Genüsse desselben nicht verschmähend, ohne ihnen zu erliegen. Die allgemeine Achtung durch Deutschland trug ihn, und glänzte wieder, ohne Arroganz, auf seiner offenen Stirn. Er war ein glücklicher Mann, jeder sah es ihm an; auch seine Stimme als Kritiker war hoch geachtet, und er recensirte viel, oft scharf, aber mit sicherm Takt und ohne Gehässigkeit. Wir begegneten uns oft in unserm Urtheil, in unserer Verehrung für dieselben Meister, und auch darin, daß uns alles Schule machen und Schule nachsprechen zuwider war. So lernte ich den liebenswürdigen Mann in Dessau kennen; nicht zufällig, ich suchte den Recensenten meines Walladmor auf, und fand eine gemüthliche Persönlichkeit, wie wir sie heut unter einem Recensenten uns nicht denken. Unsere Bekanntschaft war zu kurz, um Freundschaft zu werden, die neidischen Mächte rächten sich an dem Glücklichen. Da sie sein Glück durch keine Art moderner Zerissenheit antasten konnten, rissen sie ihn selbst plötzlich fort. — Vielleicht auch ein Glück, wenn das eines für einen lyrischen Dichter ist, zu sterben, wenn er den Höhepunkt seines Ruhmes erreicht hat.

Einer der liebenswürdigsten jungen Schriftsteller war Wilhelm Hauff. Wärme, Lebenslust und Gemüthlichkeit drückten sich in seinem lebhaften Auge, den beweglichen Zügen seines schönen Gesichtes aus. Sein Umgang bestach. Doch fehlte seiner Liebenswürdigkeit die klare männliche Heiterkeit Wilhelm Müller's. Er stand nicht so fest. Das Glück hatte

ihn plötzlich gehoben; er suchte nun nach Pfeilern und Unterlagen um sich auf der Höhe zu halten. Er glaubte, bei aller Lust nach Unabhängigkeit, den Verhältnissen einige Nachgiebigkeit schuldig zu sein. Auf seiner Reise durch Deutschland im Jahre 1829 wollte er sich, den eben vom Ruhm gekrönten, nicht sowohl seinen Bewunderern präsentiren, als herausfühlen, wo er Anklang fände, wo Gegner, und Verbindungen anknüpfen, die ihm förderlich sein könnten. Der wunderliche Prozeß, den ihm Clauren gerade angehängt, entschuldigte wohl eine Vorsichtigkeit, welche mir damals seltsam erschien. Ich glaubte, Wilhelm Hauff könne bestehen, ohne in den Winkeln der Litteratur und Journalistik Besuche abzustatten. Wenn es ein Glück ist, aus allen Winkeln gelobt zu werden, so hat er Recht gethan. Uebrigens sprach er sich darüber selbst offen aus. Diese berechnende Schüchternheit findet auch vielleicht in seinen Jugendverhältnissen eine entschuldigende Erklärung. Man erwartete in seiner Heimath keine Wunderdinge von Hauff's Talent, während man doch sonst in Schwaben gern erwartet, und auch zu Hebammendiensten bereit ist, wenn es Förderung neuer Dichter gilt. Wilhelm Hauff mußte durch den Succeß seiner Satyren im andern Deutschland sein nächstes Vaterland von seiner Prophetengabe überzeugen. Da erst acceptirten sie honoris causa in Stuttgart die Anweisung, übertrugen ihm die Redaction des Morgenblattes, und bestatteten den früh Entschlafenen mit allen den Ehren, welche ihr einziger Novellist fordern konnte.

Von einer Reise nach Frankreich und Holland zurückkehrend lernte ich Hauff in Berlin kennen. Er hatte mich erwartet, und seine Bewillkommnung überraschte mich. Freilich knüpfte ihn sein seltsames Geschick, wie er meinte, näher an mich, er ward wegen seiner Imitation des deutschen Clauren gerichtlich verfolgt, während mich die des großen Britten zu Ehren gebracht haben sollte. Der Prozeß ist einer der merkwürdigsten im litterarischen Felde geführten; seine Erscheinung schien uns in Norddeutschland unbegreiflich. Mag auch darauf die Privatkenntniß der Verhältnisse eingewirkt haben. Hauff habe, sagten mir Einige, als er den „Mann im Monde" schrieb, eben nicht mehr bezweckt, als einen Roman in Claurenscher Manier, und zuerst in keiner andern Absicht, als um ein Claurensches Publicum zu finden; und das war dazumal in Deutschland groß! die satyrische Wendung zum Schlusse sei ihm erst später in den Sinn gekommen. Der Anschein ist für diese Erklärung. Der Dichter sprach sich darüber nicht positiv gegen mich aus. Der sittliche Unmuth, der sich in seiner Controverspredigt gegen den echten Clauren entladet, ist aber mit einer solchen Beimischung von persönlicher Bitterkeit angefüllt, daß mir der ethische Groll, aus dem der Mann im Monde entstanden sein sollte, selbst zweifelhaft wurde. Hauff las diese Controverspredigt in einer festlichen Versammlung der damaligen Mittwochsgesellschaft vor. Ein in mehr als einer Beziehung unpassender Aktus, an dem weder ich, als damaliger Secretair, noch Hauff selbst, der von andern dazu aufgefordert wurde, schuld

war. Ich hatte sogar dagegen protestirt. Die öffentliche, durch die Anwesenheit geachteter und bedeutender Männer gewissermaßen sanctionirte Verhöhnung eines Schriftstellers, welcher, abgesehen von allen ästhetischen Fragen immer unser Mitbürger war, durch einen hergereisten Fremden, der dazu eigens aufgefordert schien, hatte jedenfalls etwas Gehässiges, und den Anstrich einer Demonstration, an die doch Niemand von uns Allen gedacht. Der Angegriffene war den Meisten gleichgültig, der fremde Schriftsteller interessant; man wollte Etwas von ihm hören, etwas Neuestes und Kurzes. Das war die eben im Buchhandel erschienene Controverspredigt, welche man noch nicht kannte, und der Umstand, daß Clauren dadurch verletzt werde, schien nicht angethan, um eine eingeleitete Sache deshalb rückgängig zu machen. Mich traf dafür das Odium des Betheiligten, und die Gesellschaft der Vorwurf, daß sie eine litterarische Vehme übe; unbegründet Eines wie das Andere, aber an Beides reihte sich eine ganze Verkettung von Mißverständnissen und Anschuldigungen.

Ich glaubte in dem liebenswürdigen Dichter einen Freund fürs Leben gewonnen zu haben, als er nach einigen Wochen in seine Heimath zurückkehrte. Dafür sprachen auch die Worte und Versicherungen seiner Briefe. Dennoch, wie ich später erfuhr, hat er mir etwas nicht vergessen, und nahm einen Stachel mit, den er nicht hat verwinden können. Ich hatte die Anzeige seines Romans Lichtenstein für ein Journal übernommen. Begierig zu hören, was ich über ihn gesagt, folgte er mir, im Dunkel der Nacht, aus dem

fernen Charlottenburg in meine Wohnung, betheurend, daß ihm die abgünstigste Beurtheilung recht sei, wenn er daraus lernen könne. Ich bekenne, daß ich mich weder des Romans, noch meiner Kritik mehr genau erinnere; nur weiß ich, daß Hauff's phantastisch-humoristisches Talent mir nicht vorzugsweise für die ruhige Plastik des historischen Romans berufen schien. Vielleicht auch, daß meine Kritik leichter wog, als der Werth seines Werkes in des Dichters Augen. Ich stand im Wahn, daß Rücksichten am wenigsten gegen Freunde angebracht sind, und noch unpassender, wo innerer Werth sich über Rücksichten erhaben dünken soll. Ich war in meiner Jugend als Kritiker am schärfsten gegen die, welche mir werth waren, und gegen solche Potenzen, von denen ich meinte, daß sie den Tadel wie Staub abschütteln könnten, um rein und schön dazustehen, wenn sie wollten. Ich habe mich oft verrechnet, und da Feinde gewonnen, wo ich einem Freunde vertrauensvoll die Hand zu schütteln meinte. Hauff gehörte zum irrascibile genus poetarum. Die zarte Reizbarkeit drückte sich schon in seiner Hautfarbe aus. Es ist mir schmerzlich, daß ich seine Stimmung erst lange nach seinem Tode erfuhr. Als ich ihm die Recension vorlas, scherzte er freundlich mit mir; aber es ist hart, einen weiten nächtlichen Weg zu machen, um aus dem Munde eines Freundes ein ungünstiges Urtheil zu hören, was dieser noch dazu drucken lassen will. Er gab mir officiell nur Zeichen von Theilnahme, wie die Widmung seiner Novellen an mich unter einer fingirten Maske beweist. Auch überließ er mir für das Con-

versationsblatt, welches ich mit F. Förster redigirte, seine poesiereichste und gelungenste Dichtung: die „Phantasieen im Bremer Rathskeller," die er während seines Aufenthalts in Berlin geschrieben. Wenn er länger gelebt, wir hätten uns gewiß ganz verständigt und wären Freunde in Wahrheit geworden.

Wilhelm Hauff starb an seinem reizbaren Temperamente. Ein hitziges Nervenfieber raffte den fünfundzwanzigjährigen Dichter, einen glücklichen jungen Ehemann und Vater, hinweg. Eine schmerzliche Erinnerung, ein grausames Spiel des Zufalls knüpft sich für mich an seinen Tod. Die Zeitungen und Briefe aus Stuttgart hatten mir die traurige Nachricht gemeldet. Da muß auf langsamem Buchhändlerwege an mich ein Brief des Todten kommen, worin er mir in wenigen gekritzelten Zeilen von seinem Bette aus seine Krankheit und baldige Genesung meldet! Noch nicht genug: nach acht Tagen kommt mit einer zweiten Gelegenheit ein zweiter Brief. Er schreibt mir freudig, er ist genesen und voll großer Pläne! — Nie hat mich ein Brief mehr erschüttert.

Ein dritter Freund aus dem Reiche der Todten ist Wilhelm von Normann. Der am wenigsten gekannte, an intensivem Dichtergemüth vielleicht der begabteste unter den drei Wilhelmen. Seine „Reise nach dem St. Gotthardt," seine zarte, von schöner Sinnlichkeit und feinem Witze durchschwellte „Mosaik" müßten ihm einen Ehrenplatz unter unsern producirenden Dichtern sichern. Die Fühlfäden seiner Empfindung, die Pinselstriche seiner Darstellung sind nur zu zart für das

größere Publikum, das über den Succeß entscheidet. Sein immer nur flüchtiger Aufenthalt in Berlin verstattete zwischen uns nur Annäherungen; unsere Lebenswege waren getrennt, wenn schon unsere Neigungen und Ansichten sich begegneten. Normann's Persönlichkeit war durchaus edel, mit der Sprödigkeit behaftet, die sich gegen unedle Befleckungen wahrt. Wie innig er lieben konnte, davon sprechen seine Gedichte; ich habe Beweise, daß er auch als theilnehmender warmer Freund handeln konnte, wenn gleich die diplomatische Luft, die er eingesogen, das offene herzliche Entgegenkommen, das sogleich besticht, verhinderte. Ein seltsames Anerbieten überraschte mich einige Monate nach seinem Tode. Ich hatte wenige Worte über ihn drucken lassen. Da empfing ich aus einer süddeutschen Residenzstadt den Brief einer pseudonymen Dame, welche sich erbot, mir eine langjährige zärtliche Correspondenz zwischen ihr und dem Verstorbenen auszuhändigen, mit dem Wunsche: ich — möchte doch einen interessanten Roman aus ihrem interessanten Verhältnisse componiren! Die Begriffe von Achtung für Todte sind verschieden. Meine für den edlen Freund wichen wenigstens von denen der aristokratischen Dame ab, welche die süßesten Geheimnisse, den Ruf eines theuern Todten, das Zartgefühl seiner edlen Wittwe nicht höher anschlug als den Kitzel, diese Geheimnisse als Romanenlectüre auf den frivolen Markt gebracht zu sehen.

Ein lebhafter Briefwechsel nährte zwischen Ludwig Halirsch in Wien und mir eine langjährige freundliche Verbindung. Unser Wunsch, uns persönlich kennen

zu lernen, ist nicht in Erfüllung gegangen. Er hatte mir im Manuscript ein Gedicht zugesandt, das ich für seine poesiereichste Dichtung halte, den „Meister Tod“. Ich finde, erfüllt von der Lectüre, am Abend im Theater einen gemeinschaftlichen Bekannten, den Redacteur des Gesellschafters, Professor Gubitz, und drücke ihm meine Freude über das Gedicht aus, das für sein Journal bestimmt war. „Was sagen Sie zu seinem Meister Tod?“ — „Zu seinem Tod!“ war die Antwort. Die Verwechselung zwischen Tod und Meister Tod, zwischen dem trüben realen, und dem phantastisch schönen, währte noch einige Augenblicke, bis ich mich zu meinem Schrecken überzeugte, daß der alte Volksglaube: Man solle ihn nicht an die Wand malen, seine spukhafte Hand an einen Dichter gelegt, der sonst mit dem Spuk des Aberglaubens gern Lanzen brach. Ludwig Halirsch's Persönlichkeit wird von denen, die ihn kannten, nicht mit dem magischen Reize von Liebenswürdigkeit umwoben geschildert, der jene Todten umgab. Seine Natur war gewiß edel; aber in dem lebelustigen Wien war sie nicht an ihrer Stelle. Sein eigentlicher Dichterberuf war vielleicht nicht bedeutend; er war ein durchaus reflectirender Geist. Seine Seele dürstete, sich mit Gleichen auszusprechen, zu verständigen über Fragen, für die man in Wien keine Ohren hat. Gern hätte er das Feld der Novellistik betreten, aber er klagte oft in seinen Briefen: wo in seiner Umgebung er die socialen, geistreichen Kreise finden solle, denen er Fragen und Antworten, die ihn drückten und drängten, in den Mund legen solle? Genuß, Genuß! heiße die Losung,

welche jedes Versenken in die Tiefe hindere. Daher Mißvergnügen, Trübsinn, zuweilen Verbissenheit in seinen reflectirenden Dichtungen. Der Dichter soll, auch wo er ins reale Leben sich mischt, die Flügel nicht abthun, die ihn jeden Augenblick in die heitere Aetherbläue hinauftragen, von der herab die finstern Stellen nur Punkte sind, nothwendige Schattirungen des großen Gemäldes. Halirsch, reizbaren Gemüthes, faßte das Unbehagliche zu ernst auf. Es war ein edler Ernst, der seinem Charakter Ehre macht; aber der Ernst eines Dichters muß von anderm Stoffe sein. Vielleicht hätte er in Norddeutschland die rechte Schwungkraft für sein Talent gefunden, — es stieß in Oestreich damals auch noch an andere Hemmungen. Sein Schicksal führte ihn nach Italien. Wie athmeten seine Briefe von dorther neue Lust und Lebenswärme! Er verkannte nicht, wie es bei deutschen Beamteten in Italien gewöhnlich ist, die noch lebendige Kraft in dem krampfhaften Seufzen einer untergegangenen Nationalität. Wir durften treffliche Mittheilungen daher von ihm erwarten, als ein unerwarteter Tod den Strebenden und Hoffenden in dem herrlichen Verona überraschte. —

Wilhelm Neumann war schon ein Mann, als ich Jüngling war; mit seinen Erstlingsversuchen war er zur Zeit der romantischen Schule aufgetreten. Aber seine Muse, lange erdrückt von Amtsgeschäften, oder der seltenen Bescheidenheit, die den freundlich Schüchternen charakterisirte, regte sich wieder unter uns Jüngern, wenn auch nicht mehr producirend, doch reflectirend. Aber wenn Liebe die Weihe der Dichtung

ist, so war seine Kritik Poesie. Er zerrte den Dichter nicht auf ein Prokrustesbett seines kritischen Systems, sondern ließ sich herab, erhob sich zu ihm, und sich in ihm mit Liebe versenkend, gewann er durch Anstrengung den Standpunkt, von dem aus der Dichter geschaut, gefühlt, componirt hatte. Von hier aus konnte er, ihm folgend, ihn führen. Jeder Beurtheilte war mit Neumann's Kritik zufrieden; auch seine Strenge überzeugte, seine Freundschaft hinderte ihn nicht, die Schwächen und Irrwege des besten Freundes darzulegen. Niemand hat Chamisso als Dichter strenger gerichtet, und Neumann war Chamisso's nächster Freund. Er war es, der Börne's Talent in meisterhafter Art in den Hegelschen Jahrbüchern würdigte und erhob, er aber auch, der mit allen Zornblitzen ethischer Entrüstung dessen spätere unsinnige Schriften traf. Die zündenden Wetterschläge in den Brockhausischen Blättern gegen Börne, die man mir zuzuschreiben die Ehre angethan hat, rühren von Neumann her. — Ich stand im freundlichen Verkehr mit ihm; verschiedenes Alter, getrennte Lebenswege und die selten sich erschließende stille Natur Neumann's hinderten aber eine nähere Verbindung. In Fülle der Gesundheit unternahm er eine Geschäftsreise; wenige Tage darauf kam aus Brandenburg die Nachricht von seinem plötzlichen Tode.

Noch ein Wort über einen letzten Wilhelm, der mir freundlich nahe im Leben stand. Durch seine Erziehung und frühere Lebenswege gehörte er nicht der Litteratur an. Er nannte sich selbst am liebsten einen Fabrikanten, und erst lange nach dem vierzigsten Jahre,

als wiederholte Unglücksfälle den Betrieb seiner chemischen Fabriken untergraben, ergriff er die Feder. Geschah es gleich mit einer merkwürdigen Gewandtheit, und fand er sich, wo man ihn hinwies, zu Hause, so ist sein litterarischer Name doch kaum weit über Berlin hinaus bekannt geworden. Ich rede von Wilhelm Albrecht, der mich mehrere Jahre in der Redaction des Freimüthigen unterstützte, dann einige Zeit ihn allein fortsetzte und später am Gesellschafter und der Haude- und Spenerschen Zeitung thätig war. Besaß Jemand ein geborenes Genie zu einem Feuilletonisten, in Deutschland überhaupt selten, so war er es. Er schrieb mit gleicher Geläufigkeit, Wärme und Geist über alle Gegenstände, die der Redacteur besprochen wünschte. Heute über alte Militairmusik, und Militairröcke, einen humoristischen Bierfiedler, über Straßenreinigung und Theater, und morgen über Zelters moralischen und Genz' politischen Charakter. Und was er schrieb, waren nicht leere Phrasen, es hatte Hand und Fuß, warm und lebensfrisch bei diplomatischer Schärfe und Feinheit. Die pikanten Bemerkungen und Wahrnehmungen stützten sich auf selbst erlebtes, auf ausgebreitete Kenntniß. Nur wo die Wissenschaft und Bücherkunde vom Leben sich trennte, ging ihm die Kraft ab. Man durfte ihn nicht in diese Felder weisen. Er war, in der kurzen Zeit, daß er es war, ein Schriftsteller, wie wir deren wenige in Deutschland besitzen, einer, der das Leben studirt hatte, nicht um es zu beschreiben. Als der Zufall ihn dahin führte, brauchte er nur die Feder in den reichen Stoff seiner Erlebnisse zu tauchen. Das

Leben hatte ihn den richtigen Takt gelehrt, nie zu viel zu geben und am rechten Orte zu schweigen; ein Takt, der bei Schriftstellern, die es von der Wiege auf sind, selten vorkommt. Berlin verlor in ihm einen trefflichen Historiographen seiner Sittengeschichte, und es ist zu bedauern, daß er nicht dazu kam, seine Sittengemälde aneinander zu reihen und zu ergänzen. Wilhelm Albrecht, aus einer angesehenen Familie, Sohn eines Vaters, der höhere Staatswürden bekleidete, aus Wahl und Neigung dem industriellen Leben gewidmet, war klein und verwachsen von Gestalt, aber, was so selten damit zutrifft, von der heitersten Laune, von einem trockenen gutmütigen Humor und einer der liebenswürdigsten Gesellschafter. Sein scharfer Verstand, sein reicher Witz ließen ihn nie sich überheben. Selbst wo er den Beobachter spielte, schien er nur zu genießen. Er hatte das Leben genossen, ohne einen Ueberdruß zu finden, ohne zu den Mürrischen, zu den Verdrossenen und Zerrissenen sich zu neigen. In den Verfall seines Glückes brachte er Heiterkeit und Muth mit, ohne den es unmöglich gewesen wäre, in seinen Jahren noch eine ganz neue Laufbahn mit der heitern Energie zu beginnen. Man muß ihn in seiner Beschränktheit gesehen haben, wie er die kleinste Oekonomie mit Geschmack, Ordnungssinn und Phantasie sich behaglich zu machen wußte, um ihn auch als Menschen achten und lieben zu lernen. Nach dem ersten Anfall eines Schlagflusses, der ihn zuletzt fortraffte, sagte er mir, fast mit entzücktem Blicke: „Wenn das der Tod war, so ist er nicht so schlimm, als man meint."

Das waren meine Zeitgenossen in der Litteratur. Sie alle wärmten sich an der einen Illusion, daß das Böse mit dem Guten zu überwinden sei, und hielten die Stunden des Mißmuths, wo uns die Verhältnisse in ihrer Erbärmlichkeit und Verderbtheit erscheinen, noch nicht für endliche Offenbarungen der ewigen Wahrheit. Denn Niemand bürgte ihnen, daß, wo die Schleier der angenehmen Täuschungen vor ihrem Seherblick zerrissen, das nackte Bild dahinter nicht noch ein gemalter Vorhang sei, der vor einem noch schärfern Seherblick auch noch zerreissen und eine neue Perspective eröffnen könne. — Aber gegen manche Lebende verginge ich mich, wenn ich diese Todten allein meine Freunde nennte, die mir nahe standen im Streben und Wollen. Doch der Wege sind so viele im Leben; die auf einem und demselben ausgingen, trennen und verlieren sich leicht, so lange sie noch suchen. Wie viele jüngere Freunde führte ich in die Litteratur ein und machte auf ihr Talent aufmerksam. Sie haben sich emancipirt, loben sich unter einander, und beweisen mir, daß ich keines habe. Ein Thor, der darum meinte, daß es keine Pietät mehr gebe. Nur will die Pietät zu verschiedenen Zeiten ihre besonderen Formen. Ich zähle aber auch noch Freunde, die meine Altersgenossen sind. Wir treffen uns gelegentlich und schütteln uns die Hände und wenden uns dann, weiterziehend, den Rücken. Vielleicht aus der thörichten Besorgniß, daß man eine Bundesbrüderschaft wittern, und unsere Unabhängigkeit verdächtigt werde. Unsere Gegner haben recht, wenn sie uns darum schelten. Es

ist ein Urerbfehler im deutschen Blute. Aber ist, weil die Deutschen im Guten nicht zusammenhalten können, darum in Deutschland nichts Gutes zu Stande gekommen? In ihren Ansichten können sich zwei nicht widerstrebender begegnen als Heine und ich. Wir sind uns Beweis dafür, daß bei durchaus divergirenden religiösen, ethischen und politischen Tendenzen, doch ein geistiges Zusammenhalten, eine Freundschaft der Bildung möglich ist. Tausenderlei Verbindungswege sind im Reiche des Geistes. Immermann, den ich als den kräftigsten Geist unter den heut schaffenden ehre, als einen Dichter, der es im höchsten Sinne des Worts sein würde, wenn er vielleicht minder eingedenk gewesen wäre seines bedeutungsvollen Namens, steht in jenen Tendenzen meinen Ansichten am nächsten, und doch waren die freundschaftlichen Berührungen zwischen uns bis da noch immer so spröder Art, als man uns in willkührlicher Annahme in Verbindung gebracht und Schutz- und Trutz-Bündnisse zwischen uns erfunden hat, von denen nichts wahr ist, als meine Achtung für seinen Genius.

V.

Theater-Erinnerungen.

(1841.)

Das Berliner Hoftheater.

Wir sind keine theatralische Nation, aber durch ein halbes Jahrhundert war das Theater unsere Bildungsschule. Wer das leugnen möchte, der sei verwiesen auf Wilhelm Meister. Wenn der anerkannt vorzüglichste Lebens-Roman des ersten Dichters eines Volkes mit und fast nur mit den Theaterverhältnissen sich beschäftigt; wenn sie Staffage und Hintergrund sind, und der Held in den Versuchen, auf den Brettern ein Mann zu werden, seine Lebensschule durchmacht, bis er zur Erkenntniß kommt, daß er kein Schauspieler ist, so leugne Einer die Wichtigkeit, die das Schauspielerwesen für die Deutschen hatte. Es ist ein unbestreitbares Factum. Und nicht für einen Ort, für einen Strich allein unsers Gesammtvaterlandes. Der Focus dieser Bildungsschule war nicht in Berlin, nicht in Hamburg und Weimar. In Manheim, Wien, Breslau, allüberall, wo die Bildung aus der Gelehrsamkeit zur Aesthetik überging, konnte sie des Theaters nicht ent-

behren. Der Mangel eines öffentlichen Lebens — sie wären sich dieses fehlenden Lebensprincips nicht klar bewußt, aber das dunkle Gefühl des Entbehrens war da — trieb die ernstesten, tiefsten Geister, sobald sie sich aus der Einsamkeit der Gelehrtenstube emancipirt, zum Theater. Sie versuchten das Wort lebendig werden zu lassen zum Volke durch den Mund des Mimen. Das thaten ein Klopstock, ein Lessing, ein Goethe, Schiller und Tieck; Keiner meinte sich etwas dadurch zu vergeben.

Fünfundzwanzig Jahre etwa vor Beginn dieses Jahrhunderts und noch fünfundzwanzig im gegenwärtigen dauerte diese Glanzepoche. Während derselben repräsentirte die Bühne unsere geistige Bildung; sie war der Thermometer von allem, was in unsern Gefühlen vorging, in unsern Ansichten sich entwickelte. Ein Organ des Volkes, im besten Sinne; aus ihm hervor trat sie ins Leben, im Gegensatze zur Italienischen Oper, welche die Fürsten, als ein vornehmes Spiel zum Glanz ihres Hofes unterhielten. So lange das deutsche Theater in Privathänden war, dauerte seine intensive Blüthe. Als es bedeutend geworden, als die Fürsten diese Bedeutung anerkannten, und ihr das Siegel aufdrückten, indem sie deutsche Hoftheater errichteten, jauchzten alle über diesen Sieg der Nationalität. Aber von dem Augenblick an war es um das Wesen geschehen. Daß man diese Hoftheater Nationaltheater nannte, daß man sie mit allem Glanz der italienischen Oper umgab, daß die Künstler, statt des kärglichen Wochenlohns,

durch glänzende Jahresgagen belohnt, durch Pensionszusicherungen aufgemuntert wurden, daß durch die Theater große Hof- und Staatsfeste gefeiert wurden, daß die Künstler einen Ehrenrang in der Gesellschaft erhielten, das wurde von tausend Zungen als ein Fortschritt der Bildung gepriesen, der Nationalität, der Aufklärung. Und es war doch der Wendepunkt. Nicht daß es sogleich bergab ging; die Kunst blühte und wucherte noch eine geraume Zeit auf der sonnigen Höhe; aber sie war entrückt dem natürlichen Boden; ihre Wurzeln, vielfach verschlungen, gaben sich noch selbst Halt und Kraft, aber sie schlugen nicht mehr nieder zur alten nährenden Erde. Getrennt vom Volke, aus dem es erwachsen, hielt, und mußte es sich halten, an die Höfe, die es wieder hielten. Aus den Talgstümpfchen waren strahlende Oellampen geworden, aus den dunkeln Bretterbuden Marmorpaläste, aus den vagirenden Schauspielern angestellte Beamte mit und ohne Charakter. Nichts war vergessen bei der neuen Theilung der Welt, als, was es schon bei der alten war, der Dichter. Daß eine schöne Stimme, ein elastischer Fuß, eine transparente Leinwand mehr gilt, als das begeisterte Gedicht, es ist so oft gesagt, daß man sich schämt, es noch einmal zu sagen. Die Geister, der Genius und auch die großen Talente suchten andere Bühnen, als die Bretter, um zur Nation zu reden. Und selbst die kleineren Talente, wie viele nehmen jährlich einen Ansatz und wenden dann mißvergnügt, verletzt dem Theater den Rücken. Es ist kein Platz für sie da. Das Fabricirte reicht für das Bedürfniß

aus. Vielleicht ist es sogar mißlich, neue Muster auf den Markt zu bringen. Das Publicum würde am Ende aufmerksam auf das, was man ihm giebt, und es nimmt es hin, weil es nichts anderes hat. Vergleiche sind immer gefährlich. Und wie die Sachen stehen, sind die Directionen kaum zu tadeln, denn, wie träg und verdrossen auch, die Maschine arbeitet doch fort. Die jungen, zurückgeschreckten Talente sprühen freilich Feuer und Flamme. Groll und Ingrimm, wenn er gar nichts wirkt gegen die stoische Apathie, geht aber allmälig in Gleichgültigkeit über. So steht jetzt die Nation dem deutschen Theater gegenüber. Sie ist völlig gleichgültig geworden gegen ein Institut, für das die Väter glühten, schwärmten, das unsere Besten hegten und pflegten. Es existirt kein Publicum mehr im alten Sinn. Die Classen, die früher dafür und mit lebten, haben sich zurückgezogen. Es sind aufwachsende Generationen, novi homines, novi ordines, die die Theaterräume füllen. Sie suchen Zerstreuung, Unterhaltung; das ehemalige Interesse für das Wesen ist fort und verschwunden, wie das ehemalige Publicum.

Die Oper hat das deutsche Schauspiel todtgeschlagen, so wird geklagt. Wenn ein theurer Freund uns stirbt, so sucht man freilich nach allen Gründen, warum er sterben müssen, ob er erkrankte an Erhitzung oder Erkältung; den besten Trost aber bringt der Arzt. Der obducirt ihn und findet ein organisches Uebel, das ihn absolut nicht leben ließ, und es ist ein Glück, daß es noch so und so kam. So geben wir uns denn, und sagen, es ging nicht anders. Das deutsche Theater

war das Organ des deutschen Volkslebens. Aber dieses Leben ist inzwischen gewachsen, ganz in der Stille, unvermerkt selbst denen, die mitleben; die Stimmen auf den Brettern reichen nicht mehr aus, die Töne der Brust wiederzugeben; die Räume sind zu eng. Das neue Theater ist noch nicht gebaut, das Organ ist dafür noch nicht da; aber es wird nicht fehlen, wenn das Bewußtsein in der Stille gereift ist. Diese Stille des Werdeprocesses ist ja das deutsche Charakteristicum. Den vorlauten Schreiern kann man auf den Mund klopfen; eine naturgemäße Geburt kann man nicht unterdrücken, auch durch keinen Bethlehemitischen Kindermord. Das wahre Kind, über dessen Wiege die Sterne schienen, bleibt am Leben.

Daß wir das Theater als ein Organ des Volkslebens, als einen Hebel der Volksbildung, untergehen ließen, ist und bleibt ein arges Versehen, und die Genien der Nation tragen mit an der Schuld, welche dem horazischen: et prodesse volunt et delectare poetae seine Geltung bestritten. Es soll Alles nützen, warum die Poesie nicht auch? Freilich, der Maßstab der Nützlichkeit ist ein weiter. Die Moral, welche Iffland predigte, war ein sehr untergeordneter Nutzen; was ist denn aber seitdem Besseres gekommen? Hat die Poesie allein, als höchstes Ziel ihrer selbst, auf dem Theater sich Geltung verschafft? Sie wollte sebständig dastehen, sie verschmähte die Industrie. Wie bitter hat sich das an ihr gerächt. Nun hat die Industrie allein sich der Bretter bemächtigt. Man wollte nur die Schönheit und nicht die Belehrung, und nun hat

man nur das Vergnügen, das allerwohlfeilste, was die Sinne kitzelt. Ifflands Ansichten von der Welt waren philisterhaft, beschränkt waren seine Kreise: vornehme Bösewichter und ehrliche arme Leute, schurkische Beamte und tugendhafte polternde Bürger, verderbte Städter und sittenreine Landleute. Aber er brachte doch wirkliches Leben auf die Bretter. Hätte man so fortgefahren, wie das bürgerliche Leben sich fortentwickelte, es in Theaterpoesie übersetzt, es wäre vielleicht etwas daraus geworden, was heute nicht ist.

Aber ein eben so wichtiger Stoff als die Gegenwart ist für die Bildung eines Volkes die Weisung auf seine geschichtliche Vergangenheit. Welch ein mächtiges Organ wäre da die Bühne gewesen, den nationalen Sinn zu erwecken, zu kräftigen! Das ließ man aus der Hand! Einerseits möge die Schuld ruhen bleiben auf den Schultern unserer älteren Historiker und Dichter. Bei jenen, weil sie uns unsere Geschichte nur als eine trockene Korallenschnur von Haupt- und Staatsactionen auftischten, ohne den lebendigen Athem, den Volksgeist, der diese Thaten nährte, ins Leben rief, erklärte. Bei diesen, weil sie von jenen irre geführt, meinten, es sei in der deutschen Geschichte wenig poetisches, zumal in der nächsten vor uns, deren Fäden noch in die Gegenwart auslaufen. Von der Thorheit sind wir nun endlich geheilt. Welche Revolution, nicht im Geschmacke seines Volkes allein, nein, bei allen Nationen in der ganzen gebildeten Welt, hat Scott gerade dadurch hervorgerufen, daß er historische Ereignisse, die noch in den Traditionen des Volkes

lebten, behandelte, daß er die lebendige Wechselwirkung zwischen der That und der Stimmung und Gesinnung im Volke sich zur Aufgabe setzte! Wie hat er, nicht Schotten und Engländer allein, nein alle Nationen dadurch aufmerksam gemacht auf die poetischen Schätze, die noch in ihrer Geschichte schlummern, oft gerade in den Epochen, die der Historiker gleichgültig übergeht. Denn was wußten wir bis da aus Hume und seinen Nachfolgern, welche mächtigen Volksgefühle, welche schwärmerische Liebe in den schottischen Familien für ihre alte Zeit, für das vertriebene Königshaus schlummerten; Handlungen hervorlockend von so romantischem Interesse, daß die Erfindung dagegen matt erscheint. Die Novellistik hat seitdem allüberall geschürft, gewühlt, ausgebeutet. Freilich mit sehr verschiedenem Erfolge; jedoch mit dem gewissen Resultate, daß die Geschichte eines jeden Volkes noch reich genug ist, um dem Dichter Stoff zur Erweckung vaterländischer Interessen zu bieten. Und ist der Stoff nur allein für den Romanendichter? Welche Bedeutung hätte das deutsche Theater für unser Volk gewinnen mögen, hätte es sich dieser Aufgabe bemeistert! Fehlten etwa die Kräfte? Ging nicht Schiller voran? War kein Heinrich von Kleist da? Wäre gerade diese Richtung aufgemuntert worden, als das Theater noch lebendig war, wahrhaftig, an Characteren und Thaten hätte es nicht gefehlt. Das deutsche Volk hätte auch von seinen Brettern herab erfahren können, daß es ein Volk war, und welches seine Eigenschaften, die es pflegen, vor denen es sich wahren soll!

Die Historiker und Dichter aber tragen nicht allein die Schuld. Als man den Impuls fühlte, vaterländische Gegenstände auf die Bühne zu bringen, verwies man die Dichter statt sie aufzumuntern und zu belohnen, daß sie sich am nächsten und uns verständlicher hielten, auf untergegangene Geschlechter, auf die graue Vorzeit. Was sind die Hohenstaufen dem heutigen Publicum? Heroen der Mythe. Der Dichter muß zuvörderst erzählen, wer sie waren, was sie thaten. Unsere Vorväter, die wir kennen, von denen wir Bilder besitzen, deren Werken wir noch täglich begegnen, von denen uns alte Leute erzählen, wie sie ausgesehen, wie gesprochen, was würden diese auf der Bühne wirken! Selbst in den schlechtesten Abrissen, oft Pfuscherarbeit, französirt, wie wirkt ein Friedrich auf der Bühne! Wie ein Kosziusco! Wäre der neue Stoff so durchaus dürftig, wo die Geschichte in Friedrichs Flucht und Katt's Tod ein Drama voll gewaltiger Charaktere und tragischen Interesses von selbst geliefert hat, dagegen alle Dichtung schwach ist. Aber was zu Elisabeth's Zeiten für sittlich, groß und edel galt, würde unsrer puritanischen Scheu Frevel dünken! Duldet man doch kaum den großen Kurfürsten auf dem Theater. Pietät nennt man diese Scheu, und vielleicht mit Recht jetzt, wenn man würdigt, was das Theater geworden; aber die Scheu könnte auch ein anderes Motiv haben. Die Vergangenheit, wenn sie zur Gegenwart redet, spricht immer von der Zukunft.

Die Knaben zu meiner Zeit, wenn die poetische

Ader sich in ihnen regte, dichteten Tragödien. Es ging nicht anders. Trauerspiele, fünfactige, das war die einzig würdige Aufgabe für einen Dichter, der noch nichts gedichtet. Mit fünfzehn, sechszehn Jahren hielt man sich der Aufgabe für vollkommen gewachsen. Gäbe es darüber statistische Nachweise, es würde die Nachbarn in Erstaunen setzen, wie viel Tragödien in Deutschland jährlich nicht zu Markte kamen, aber in den Pulten sich anhäuften. Nur die kleine Zahl der Bekannten des Dichters war so glücklich oder so unglücklich, im geschlossenen Kreise aus seinem begeisterten Munde sie zu hören. Viele thaten auch das nicht. Sie hüteten ihre Manuscripte wie einen Schatz. Die Welt sollte ihn heben. Ausplaudern vorher konnte der Ueberraschung, dem ungeheuren Eindruck schaden, auf den man mit Gewißheit rechnete. Dann folgten auf die Momente der Spannung und Erwartung, wenn das sauber mundirte Manuscript den Theaterdirectionen zugesandt war, die furchtbaren der Enttäuschung. Eine Welt brach zusammen, die Sonne schien nicht mehr so hell. Kabale und nur Kabale regierte in jenen Regionen, und die Frage: Sein oder Nichtsein? schwebte vor manches Jünglings getrübter Stirn. Doch man ermannte sich, man wollte sein Werk drucken lassen, um das Publicum zu überführen, wie die Theaterrecensenten urtheilten, welche Schätze sie von sich wiesen. Ach, die Antworten der Buchhändler lauteten nicht tröstlicher. Sie waren immer mit Unternehmungen schon zu sehr überhäuft. Ich weiß es aus dem Munde eines namhaften Buchhändlers, daß derselbe im Durch-

schnitt jährlich einhundert deutsche Originaltragödien ohne Honorar hätte drucken können!

Gegen diese Jugend wäre der Vorwurf ungerecht, daß sie die vaterländischen Stoffe übersah. Es gab eine Zeit, wo unter zehn aspirirenden Dichtern wenigstens sieben den Untergang des letzten Hohenstaufen dramatisirten. Mögen doch auch an ein Dutzend Trauerspiele „Konradin" wirklich erschienen sein. Welche Abstufung der Behandlung läßt der Raum zwischen dem alten Klingerschen und dem Raupachschen zu. Man könnte darin die Geschichte unserer Aesthetik studiren. Auch ich habe natürlich meinen Konradin geschrieben. Es geht oder ging wunderbar darin zu. Jeder Aktschluß voller Ahnungen, Vorbedeutungen. Die ganze Geschichte der Hohenstaufen, war es mir gelungen, auf gewisse Schicksalstage zu reduciren; Alles, was die großen Kaiser gethan und gelitten, hing an einem fatalistischen Schnürchen, obgleich ich mich nicht mehr entsinne, ob es eine Zigeunerin war, die dem ersten Hohenstaufen des Hauses Glück und Unglück voraus verkündete, weil er ihr einen Scherf abschlug. Kein Wunder! Wir hatten den Calderon verschlungen, Werner, Fouqué glänzten, und Müllner war der Held der Bretter. Wie lange hat dieser fatalistische Spuk auf dem deutschen Theater gewirthschaftet, getragen von einer blumenreichen schwülstigen Sprache, die unerfahrnen Gemüthern für Poesie galt. Nur das ist merkwürdig, daß er von keiner neuen Gattung todt gemacht wurde. Er starb allmählig hin an Entkräftung.

Doch war Konradin nicht mein erstes Drama,

auch nicht mein erstes historisches. Dies hieß Herzog Othelrich und behandelte, nach einem vergessenen Ritterromane, die Schicksale des Böhmenherzogs Udalricus, und dessen Kämpfe mit seinem Bruder Jaromir. Das war lauter Stoff, kernige Handlung, nichts fatalistisches, feudalistisches und noch weniger ein Reflexions-Drama. Ein herrlicher Stoff. Böhmen ist in der Gewalt der Polen. Ein alter böhmischer Patriot, der Ritter Berka, beklagt in einem Monolog auf seiner Burg das Schicksal des theuren Vaterlandes, das von den Feinden zerrissen wird. Sein schwacher, schlechter Regent, Jaromir, wird von den Feinden auf dem Wisherad belagert. Ja, lebte Herzog Othelrich noch, der, von seinem Bruder verdrängt, in Deutschland umkam oder gefangen ward, dann stände es anders! Da wird ein Pilger gemeldet. Er bringt dem Ritter Kunde, das Othelrich in der Fremde gestorben; zum Zeichen dessen, überreicht er ihm das Schwert desselben. Berka küßt es, und jammert, nun sei Böhmen verloren. Da gewinnt der Pilger die Ueberzeugung, daß der Ritter es redlich mit seinem Vaterlande meint, und er sich ihm entdecken kann. Er wirft den Mantel ab: Othelrich lebt, und ich bin es! Er ist wie Ludwig der Springer aus der Haft in Giebichenstein zum Fenster hinaus in die Saale gesprungen, vermuthlich, weil dort die Gelegenheit zu solchem Wundersprunge so sehr lockend ist, und kommt, um Böhmen zu befreien. Dies geschieht denn auch sofort im zweiten und letzten Akte. Es ist Nacht. Jaromir macht einen Ausfall aus dem Wisherad. Othelrich greift an, die

Polen werden geschlagen, Böhmen wird frei. Aber die Brüder gerathen sogleich auf Anstiften eines bösen Wersowetz aneinander, und, entweder kommen Beide um, oder doch Jaromir gewiß, ich erinnere mich dessen nicht mehr genau, und der Vorhang fällt. Damen kommen nicht vor. Das Stück hatte Glück. Keine Direction hat es zurückgesandt. Es ist etwa dreimal aufgeführt worden, doch würden Kunstfreunde vergeblich in den Theaterregistern danach suchen. Die Bühne existirt nicht mehr, wo es gespielt ward, die Schauspieler waren wir selbst, und mit Inbegriff des Zwischenaktes dauerte die Aufführung zwischen zehn Minuten und einer Viertelstunde. Ich war etwa dreizehn Jahr alt, als ich es schrieb. Alle Schauspieler und der Dichter besonders wurden gerufen. Doch keine Rosen ohne Dornen. Als ich eine Dame bat, mir aufrichtig ihre Meinung zu sagen, welcher von den Darstellern ihr am Besten gefallen, nannte sie natürlich mich. Ich hatte den Böhmischen Patrioten gespielt. Als ich sie aber dringend ersuchte, es komme mir nur auf Wahrheit, nichts als Wahrheit an, erklärte sie: nun, dann sei es der mit dem blanken Schilde gewesen. Ach Gott, dem hatten wir, weil er zu Weihnachten einen Helm und Schild geschenkt bekommen, und so dringend am Tage der Aufführung bat, mitspielen zu dürfen, eben dieser herrlichen Requisite wegen, eine stumme Rolle gegeben. Er stand mit seinem Schild und Speer vor meiner offnen Thüre Schildwacht, während ich meinen Monolog hielt; und nachher schlug er in der Polenschlacht wacker mit. Auch noch eine andere Kränkung!

Ein älterer Freund schmolz meinen Dialog in Verse um, und ein zweiter bearbeitete sogar mein Trauerspiel und schrieb auf den Titel: „Othelrich u. s. w. verbessert von M.....!" Mir war es ja nur um die Sache zu thun gewesen; nur durch die Wahrheit der Gefühle und Situationen wollte ich wirken, nicht durch den Schmuck der Diction. So wurde denn meines Berkas Monolog, der so einfach und natürlich das Stück anhebt: „O Berka, so wäre denn nun endlich der Augenblick gekommen, wo Böhmen eine Polnische Provinz geworden!" in die Jamben umgeschmolzen:

So wär denn, Berka, nun die Stunde da,
Wo Böhmens Krone Polen angehört!

Sei's daß meine Tragödie dadurch besser wurde, oder nicht, ich verschmerzte die Kränkung: denn daß zwei Dichter (sie sind Beide jetzt namhafte Gelehrte) ihre Kräfte an denselben Stoff wandten, bewies doch für die drastische Kraft des Sujets, und ich war es, der es ins Leben gerufen. Ach, und das Stück selbst war auch nicht die Hauptsache; aber die Proben, die Helme und Papp-Harnische und Schwerter und die Kulissen, und die Nacht und die Blitze, die wir machten. Unter dem Podium der Bühne (es war ein wirkliches Theater, auf dem dann und wann kleine Truppen gespielt hatten) wühlten wir in Müll und Staub und fanden einst wirklich eine blecherne Lanzenspitze. Ein Schatz hätte uns nicht so glücklich gemacht.

Ach, diese goldene Zeit der Ritterstücke! Was ist alle Komödie von heut dagegen! Ich denke noch

daran, wie wir von drei Uhr Nachmittags an vor den geschlossenen Hallen uns drängten, wenn Götz von Berlichingen, ein seltenes Freudenfest, auf dem Zettel stand. Drei Stunden ließen wir uns geruhig schieben und drücken, durch die dunklen Hallen des Kunsttempels, um einen Vordersitz im Parterre zu gewinnen. Drei Stunden in banger Erwartung, in einer Finsterniß, wie sie mir für diese Vorhallen so ganz passend schien (die hellen Lampen des neuen Theaters dünkten mich noch lange nachher eine Entweihung des Mysteriums), angerauscht von geheimnißvollen Lüften, und dann eine Belohnung dafür, dies Rasseln der Harnische, diese Männlichkeit, dies Volks- und Freiheitsgefühl! Freilich war es zuerst nur dieser blecherne Harnisch des alten Götz, seine eiserne Hand, seine derbe Anrede an die Heilbronner, und der göttliche Schauspieler, was den Knaben hinriß; aber wo hält der Sinn sich nicht zuerst am gröbsten Stoff, bis er zum Geistigen sich hinaufarbeitet! Dieser göttliche Schauspieler hieß Mattausch. Er war ein Mann, hätten wir mit Hamlet gesagt, wäre uns dessen Sprache schon geläufig gewesen. Verse konnte er nicht sprechen, er löste sie in Prosa auf; auch fehlten ihm, glaube ich, einige Zähne, und er biß mit etwas gekniffenem Munde und kleingedrückten Augen die Worte heraus. Die Heftigkeit seiner Bewegungen schloß doch nicht eine gewisse Monotonie derselben aus. So griff er im Affect stets nach dem Kopfe, und riß den Hut, das Barrett, oder, wenn es schon abgenommen war, die Haartour vom Scheitel, wie ich mich dessen noch

deutlich entsinne, als er, im Macbeth die Nachricht erhält, daß Fleance den Mördern entkommen ist. Aber er war unser Held, unser Ideal; mit seiner Persönlichkeit identificirten wir den männlichen deutschen Ritter und es war uns eben so unbegreiflich, daß der selige Fleck den Götz noch besser gespielt haben solle, als es uns eigentlich verdroß, daß Mattausch auch andere Heldenrollen gab. Diese biderbe Miene, diese herzliche Derbheit, sein altes, schmutziges Hauswamms, seine Gebärden, sein Krächzen, sein Augenblinzeln, es war uns alles befreundet; wir waren wie zu Haus, und weinten und jubelten und schrieen mit. Die alte deutsche Heldenrace, ich meine die auf dem Theater, das Entzücken der Jugend ist mit Mattausch zu Grabe gegangen. Die neue Kunstkritik duldete nicht mehr das göttliche Wüthen, unter dem die Kulissen zitterten und der Boden bebte. Sie sind alle auf den Brettern zahm geworden.

Götz von Berlichingen stand uns einzig da. Die Berliner Bühne, unter Ifflands Leitung, brachte überhaupt wenig Neues. Die älteren Ritterstücke waren abgespielt. Kaum daß man Babo's Otto von Wittelsbach gab. Darin klirrten vermuthlich die Harnische zu wenig. Die „Jungfrau von Orleans" stritt, was Ritteraufzüge anlangt, mit Werners „Weihe der Kraft" um den Vorrang. Wir schätzten beide Stücke ihrer unterschiedlichen Verdienste wegen; aber der Götz war doch etwas anderes. Ob darum, weil wir den Götz (in seinen Kraftmomenten) selbst aufführen konnten, was sich aus verschiedenen Gründen mit jenen nicht thun

ließ, oder weil ein gewisses Gefühl uns überkommen, daß die Kraft der dramatischen Poesie sich kerniger in natürlicher Handlung, als in rhetorischem Schmucke giebt? Die „Jungfrau" wird sich wohl auf dem deutschen Theater erhalten, so lange es besteht. Sie hat viel Einschmeichelndes für die Sinne. Gegen die „Weihe der Kraft" erhob sich schon in meiner Knabenzeit eine Opposition, welche, als ich Student wurde, zu offner Thätlichkeit ausbrach. Zacharias Werner war katholisch geworden, seine „Unweihe der Kraft" hatte die protestantischen Gemüther empört; und Iffland, so viel ich mich entsinne und gehört, stellte den kernigen, durchdringenden Reformator, voll deutschen Markes und ursprünglicher Manneskraft, durch seine Darstellung nicht wieder her. Später gab die Rolle der katholische Mattausch, und der Sturm brach los. Die Studenten pochten, sie mußten dem Publicum, das bezahlt hatte, und der Polizei weichen; und etliche hundert (darunter Männer, jetzt in hohen Staats-, Polizei- und Kirchenwürden) büßten im Karzer ihren protestantischen Eifer. Dennoch blieb der moralische Sieg auf ihrer Seite. Die „Weihe der Kraft" mußte von der Bühne verschwinden. Das „Käthchen von Heilbronn" ließ Iffland nicht zur Aufführung kommen; es drohte der Kunstschule, an deren Spitze er stand, eine zu gewaltige Revolution.

Für meine Neigung zu Ritterstücken konnte ich eigentlich nicht. Es war Prädestination. An der Hand der Kinderfrau gerieth ich einmal hinter die Kulissen des Breslauer Theaters, als das Spießische Ritterstück:

„Clara von Hoheneichen" gegeben ward. Erstochen lag vor mir ein edler Ritter in seinem Harnisch (leider nur von Leinwand; ich hielt es für einen großen Fortschritt der Kunst, als die Ritter in Berlin wirkliche Blechrüstungen umlegten), und den Mann erkannte ich. Er wohnte mit uns in einem Hause, und war ein guter Mann, und zeigte mir seine schönen Dolche und Ritterschwerter und Saracenensäbel, und seine Tochter war meine Spielcameradin, und er hieß Herbst. Ich schrie so laut auf, daß der Todte in die Kulissen rief: „Bringt doch den Jungen fort, er stört uns." Man beruhigte mich, und zu Hause erzählte mir des Schauspielers Tochter, die etwas älter war und ein kluges Kind, daß ich mich nicht fürchten solle, ihr Vater lebe. Er werde oft des Abends todt gestochen, lebe aber immer wieder auf. Ich glaubte vermuthlich, das komme von den Rüstungen her, denn die Erschossenen und Vergifteten, von denen ich hörte, lebten nicht wieder auf.

In Berlin herrschte die Kunst. Man war nicht der Meinung, daß der Harnisch den Mann mache. Es hält schwer für einen Knaben zu begreifen was Kunst sei. Fleck habe ich nicht mehr gesehen, Iffland in kaum bedeutenden Rollen; er half als ein humaner Director aus, und begnügte sich oft mit kleinen Anstandsrollen; einen Eindruck hat sein Spiel auf mich nicht hinterlassen. Doch er war alt, und ich war ein Knabe. Die unendliche Feinheit und Anmuth im Spiel der Bethmann wirkte schon anders auf den Erwachsenen. Hingerissen hat sie mich auch nicht. Da standen noch einige andere Veteranen neben dem göttlichen

Mattausch, Schauspieler von Schrot und Korn, keine Künstler, aber ihre Glieder waren in den Blechrüstungen aufgewachsen. Die Labes und Kaselitz schnallten sich nicht den Harnisch um; er saß ihnen am Leibe wie ein Theil desselben. —

Da starb Iffland, und es ward Platz für Ludwig Devrient. Noch steht mir klar der Abend vor der Seele, wo er als Franz Moor debütirte. Uns verging Hören und Sehen. Das war kein Schauspieler; oder war er's, dann waren die anderen keine Schauspieler. Wie tief in die Gewöhnlichkeit versanken, die mir Heroen schienen, gegen diesen Genius! Wir zitterten vor Grauen und Lust, es war eine Lust, ein Genuß, den wir noch nicht kannten, nie geahnt hatten. Iffland hatte Devrient bis dahin zurückgehalten, er war auch nicht einmal als Gast in seiner Vaterstadt aufgetreten, und es hieß, daß der alternde Künstler im klaren Bewußtsein dessen, was Devrient war, ein freundschaftlich wehmüthiges Abkommen mit ihm getroffen, daß er seinen Tod abwarte, bis er ihn ablösend seine Lorbeeren an sich nehme. — Devrients erste Blüthe gehört der Breslauer Bühne an, wie diese durch mehrere Jahrzehente die ersten Talente des deutschen Theaters gepflegt hat. Man bedauerte es für uns und für ihn, daß er nicht früher in die Hauptstadt gekommen. Ob ihn das vor den Abirrungen bewahrt, denen sein Talent erlag, und länger frisch erhalten hätte, steht sehr zu bezweifeln. Sein schaffender Geist erlahmte, weil sein schwächlicher Körper nicht aushielt, was er von ihm verlangte. Und dieser Proceß ging nur zu rasch. Er

welkte hin in seiner Glorie. Noch oft leuchteten geniale Blitze, die die Nacht umher zum Tage machten, aus seinen neuen Schöpfungen; noch stand er, als er schon Ruine war, groß da, denn das Gewesene ließ sich nicht verlöschen. Es war Alles außerordentlich an ihm, aber nichts Ganzes mehr. War er doch auch in seiner Blüthe nichts vollkommen schönes. Die Natur hatte ihm viel versagt, der Geist mußte das künstlich schaffen, ergänzen. Diese Arbeit, wenn auch der Werdeprozeß für die Augen des Zuschauers verborgen blieb, ließ doch nicht die Ruhe zu, ohne die kein vollkommenes Kunstwerk gedacht werden kann.

Devrient hatte, trotz der Scheu, die sich in seinem Wesen ausdrückte, trotz seines argwöhnischen Zurückhaltens, eine ungemein große Zahl Freunde; und die nicht allein sein Genius, sondern die Anmuth seines Umgangs und die fast kindliche Gemüthlichkeit seines Wesens ihm verschafft hatten. Es waren die wunderbar schroffsten Gegensätze, das Diabolische im Auge, Blick, Gebärde, Gang, Sprache und die gutmüthige Hingebung, das arglose Wohlwollen, wo er Vertrauen geschöpft. Er mochte auf und außer dem Theater thun, was er wollte, ihm wurde es vergeben; für alles hatte man Entschuldigungsgründe. Ja, die Vorliebe für ihn ging so weit, daß alle Jahre die Nachricht sich verbreitete, nunmehr sei er solide geworden, und mit seiner Gesundheit werde die alte Kraft zurückkehren. Damit tröstete man sich gutmüthig bis an seinen Tod. Er blieb der Alte. Eine Natur läßt sich nicht ändern. An der Berliner Bühne war

er einer der letzten Repräsentanten des alten genialen Theaterlebens. Er sorgte nicht für den Morgen und stand doch auf's freundlichste mit allen seinen Gläubigern. Seine Kasse ruhte, wie man sagt, in einem Korbe auf dem Ofen. Da griff hinein, wer etwas bedurfte, und nur, damit es nicht allzu leicht werde, hatte man sie so hoch gestellt. Aber wenn ihn das Geld nicht interessirte, desto mehr Kunst und Poesie. Er war noch fähig einer wahren Entzückung für alles Schöne, und darin war er einzig als Schauspieler, daß ihn Poesieen hinrissen, wo er auch nicht einmal eine Rolle für sich denken konnte.

Devrient hat wunderbar gewirkt, aber nicht folgereich. Er war ein glänzendes Gestirn am deutschen Theaterhimmel; aber nur ein meteorisches. Er stand zu seiner Kunst, wie Müllner und die fatalistischen Dichter zur deutschen Dramatik. Maler, die immer Stürme malen und Gewitterhimmel, mit gewaltigen Schlagschatten, wirken überraschend; aber bald gesättigt von den gewaltsamen Eindrücken kehrt das Auge gern zu den Landschaften zurück, wo Ruhe herrscht, und das natürliche Sonnenlicht die Gegenstände freundlich bescheint. Man mochte das fühlen, als Wolff und seine Gattin an das Berliner Hoftheater berufen wurden. Es gab keine strengeren Gegensätze, als diesen ruhigen durchgebildeten Künstler und den genialen Devrient. Große Erwartungen gingen beiden Ehegatten voraus, aber sie befriedigten dieselben im Anfang wenig. Ganz natürlich; in ihrer Art lag es nicht zu überraschen, auch haftete ihnen manches von der Schule eines großen

Geistes, aber einer kleinen Stadt und eines kleinen Hofes, an. Oft hörte ich den seligen Wolff klagen, daß er nicht früher Weimar verlassen und seine noch jungen Kräfte auf einer großen Bühne und in der Schule der Welt ausgebildet. Vieles Versäumte sei nicht nachzuholen. Auch ihm fehlten die großen Naturgaben, eine durchdringende sonore Stimme, eine Heldengestalt, ein Auftreten, das, sich gebend, wie es ist, imponirt, ein leuchtendes Auge, eine gebietende Miene; auch er mußte zu Hülfsmitteln greifen, um das, was nicht da war, zu ersetzen. Aber ich habe keinen Schauspieler gekannt, der diese Mängel so geschickt auszufüllen wußte, daß man die Operation durchaus nicht merkte. Seine Darstellungen waren ein Guß, alles Eckige, Schroffe vermieden. Wohlberechnet alles, ohne daß man das Exempel nachrechnen konnte. Dieses ruhige Ebenmaß, das stets richtige Verhältniß zwischen Wille und Kraft mußte endlich anziehen. Wenn er selten hinriß, so befriedigte er doch immer. Aber er sparte dermaßen seine Kraft, daß ihm vieles gelang, was man, seine Mittel im Allgemeinen anschlagend, für unmöglich hielt. Er konnte einen Helden, wie den Prinzen im „Leben ein Traum" geben, und man vergaß, daß diese Rolle eine unbändige Kraft voraussetzt; und einen Helden anderer Art, Shakspeare's König Johann, gab er mit einer überraschend tragischen Wirkung. Wer diese meisterhafte Darstellung sah, vergißt den ungeheuren Eindruck nicht wieder.

Aber Wolff's Wirksamkeit als dramaturgischer Freund des Grafen Brühl war eine weit bedeutendere.

Seine eigenen Dramen bewegen sich in einer wohlgefälligen Mittelsphäre, aber er war es, der Calderon und Shakspeare wieder auf der Bühne heimisch machte. Er wirkte keine Revolution, aber er erhielt den guten Geschmack aufrecht, wie ein fleißiger Gärtner, der vor der Verwilderung eines großen Gartens Sorge trägt, und dann und wann durch schöne Anpflanzungen, wohlgeordnete Beete seltener Blumen das Auge erfreut, aber nicht durchgreifend einschreitet. Dies lag nicht in seiner sanften Art, seinem feinen Wesen. Er unterhandelte lieber im Stillen, als daß er mit entschiedenem Willen auftrat. Auf diesem Wege setzte er viel durch, und weil viel nach seinem Willen geschah und für ihn, so blieb sein Wirken nicht unberedet. Er war hoch angesehen, hatte viele Verehrer aber nicht solche Freundeszahl, wie Devrient. Vornehme Art, gewähltes Auftreten und Reden sind nicht die Wege sich populär zu machen. Seine Liebe für die Poesie war nicht minder warm, aber gesetzter, auch berechneter. Ludwig Devrient mußte sein Leben hindurch kämpfen, daß sein Lieblingsstück Richard III. in Scene gesetzt werde, und als es endlich geschah, waren des Künstlers Kräfte bereits dahin; herrliche Momente zeugten für seine tiefen, langjährigen Studien, aber das Ganze war aus Bruchstücken zusammengesetzt; seine Stimme, sein Gedächtniß verließ ihn in den entscheidendsten Momenten. Weit glücklicher hat Wolff die Mehrzahl seiner Lieblingsstücke, und immer noch zu rechter Zeit, auf die Bühne gebracht.

Es klingt für den Laien betrübend, daß die Meisterwerke der Dichter nicht um ihrer selbst willen zur Dar-

stellung kommen, daß sogar ein Shakspeare beim realen Theater eines Procurators bedarf. Welchen Nichtlaien braucht es gesagt zu werden, daß es so ist, und wie es ist! Noch T. A. Hoffmann, ein so gewiegter Kenner sonst, spricht irgendwo die Meinung aus, daß es Thorheit der jungen Schriftsteller sei, wenn sie von Directionskabalen gegen gute Stücke träumten; denn jedem Director könne ja nichts willkommner sein, als ein gutes Stück. Sancta Simplicitas! kann man nicht zum Verfasser der „Teufelselixire" rufen. Wäre es vielleicht damals noch so gewesen, irgendwo in Deutschland? Ueber diese Sitte ist wenigstens nun Gras gewachsen. Jedes Drama von Poesie und Werth an jedem deutschen Theater bedarf eines Procurators, oder mehrerer; durch sich selbst gelangt es nicht zur Aufführung. Wie dieser Procurator auftreten muß, ob als angestellter Dramaturg oder Theaterdichter, der durch Grobheit oder Schmeichelreden, durch Drohungen oder Fêten wirkt, ob als Schauspieler, den eine Rolle bestochen hat, ob als Mäcen oder unermüdlicher Client, der sich lieber die Treppe hinunter werfen läßt, als absteht, ob als Kritiker, vor dem man zittert, oder nach dessen Lobe man geizt, darüber steht nichts fest. Aber ein Procurator muß sein; und es hat sich auch da bewährt, daß die Gunst der Kleinen die sicherste Anwaltschaft ist. Es gab, und giebt auch wohl noch gute Directoren, die das Gute möchten. Aber der Wille thut es nicht allein; es bedarf einer Kraftanstrengung, und jede Kraftanstrengung will ein Motiv haben.

Graf Brühl wollte das Beste; er wollte Kunst

und Poesie, er liebte Shakspeare und Calderon, und außerdem daß er sie liebte, war es ihm Ehrensache; er wollte als ein ästhetisch gebildeter Intendant vor Hof und Publicum bestehen. Er wollte aber sehr viel, und von dem sehr vielen ist sehr wenig in's Leben getreten. Der aufrichtigste, eifrigste Wille scheitert nicht allein an dem Widerstande, den Neid, Unverstand, Trotz, und was sonst äußere Potenzen ihm entgegen setzen, er rennt oft in zu großem Eifer am Ziele vorbei, und die Liebhaberei fesselt ihn da, wo er schnell weiter sollte. Die Theaterverwaltung des Grafen ist ein rührender Beleg zu vielen alten Wahrheiten. Die Zeit hatte den alternden Iffland überflügelt, Graf Brühl wollte das Versäumte wieder einholen. Es war ein schöner Anflug, aber die Kräfte waren nicht berechnet. Er wollte allüberall helfen, herstellen, fortschreiten, aber er blieb mitten in den Strömungen, die er angeregt, stecken. Er wollte mit Güte verfahren, wo nur Strenge durchdrang; in dem Reichthum, der ihn umgab, fehlte ihm oft das Nächste und Nöthigste. Eingesetzt als souverainer Gebieter, ward er abhängig von Hunderten, und focht mit Gründen, wo der Wille allein entscheiden mußte. Vom allerfreundlichsten Herzen, dem liebevollsten Gemüthe, that es ihm mehr weh, wo er etwas abschlagen mußte, als dem, welchem er abschlug. Dann setzte er den Director bei Seite, und wollte als Mensch überzeugen. In der langen Zeit seiner Theaterverwaltung erndtete er, weil er es Allen recht thun wollte, von Allen nur Undank, von Dichtern, Kritikern, Schauspielern, den ihm zur Seite gesetzten Beamten, den

über ihm stehenden, dem Hofe, dem Publicum. Selten hat ein Theaterdirector so bittere Anfälle zu erdulden gehabt, als Graf Brühl, und doch war keiner, der es so redlich meinte, und die Sache zu Herzen nahm.

Er liebte, wie gesagt, die Poesie, er wollte die Dichter begünstigen; aber doch mußten sich die Dichter über ihn beklagen. Er war kein Geschäftsmann, der die Last der Arbeit zu bewältigen wußte. Er wollte nicht abfertigen, sondern alles gründlich abthun. Darum lagen die Manuscripte fußhoch in seinem Bureau mit Staub bedeckt, der Vergessenheit übergeben, ohne daß ihre Verfasser eine Zeile Auskunft erhielten. Nicht aus Hochmuth, aus Nichtachtung, vielmehr aus der freundlichsten Absicht. Er zögerte, wenn er Schlimmes zu antworten hatte; er wartete auf einen glücklichen Zufall, der ihm, oder dem Dichter half. Bei einem solchen Verfahren steht überall der Bescheidene gegen den Ungestümen zurück. Wie es wohl vorkommt, daß eine Schöne, endlich müde der Bewerbungen, den ihr lästigsten nimmt, eben weil er der unermüdlichste ist, so kam es, daß Graf Brühl, trotz seiner Vorliebe für gute Stücke, viel schlechte geben ließ. Er that es mit tiefen Stoßseufzern. Aber er war nicht der Mann, den Rücksichten die Stirn zu bieten. Doch mitten unter den Klippen von Verhältnissen, zwischen denen er zu steuern suchte, konnte er an einen Dichter einen vier, sechs Seiten langen Brief eigenhändig schreiben, worin er ihm auf's wärmste seine Ansicht, seine Bedenken, seine Rathschläge auseinander setzte, und er that viel mehr als Freund, als was er als Director wagte. Die

Dichter wandten sich von ihm ab, und richteten ihre Hoffnungen auf das neue zweite Theater. Brühl beging die Schwäche, daß er dieses, das Königstädt'sche Theater als einen Feind betrachtete. Statt froh zu sein, daß er einen Ableiter bekam, wohin so manches abging, was ihn störte, statt des Rivalen sich zu freuen, gegen den er sich noch immer halten konnte, verschwendete er seine bessern Kräfte in einem nutzlosen Widerstande. Ein frei blickender Director hätte die neue Bühne nach Gefallen wirthschaften lassen. Sie hätte sich für den Fall nach allen Indicien schon in der ersten Zeit so überhoben, daß sie dem Schicksal des Frosches kaum entgangen wäre. Ihre Bestimmung vergessend, ein Volkstheater zu sein, wollte sie vornehm erscheinen, es dem Hoftheater gleich thun. Aber Graf Brühl, wie gern er auch von dem Seinen jedem theilte, und gegen jeden einzelnen liberal war, war doch ein Mann der alten Schule. Er konnte, Sachse von Geburt, sich nicht losreißen von privilegirten Ordnungen, von Zunftsatzungen, er wehrte sich mit Hand und Fuß und klammerte sich mit dem ganzen Leibe an den Buchstaben der Concession des neuen Theaters, daß diese ja nicht erweitert werde. Das machte nirgend gutes Blut; nicht die Dichter allein, auch fast alle kritischen Stimmen erklärten sich wider ihn. Brühl gab etwas auf die öffentliche Stimme, er hielt eine gute Kritik für nothwendig. Unterstützte er doch selbst zu Anfange seiner Verwaltung ein der Theaterkritik eigens bestimmtes Journal, ein in Deutschland seltener Fall. Es konnte sich indeß nicht populär machen und mußte eingehen. Er las alles,

eine achtungswerthe Aufmerksamkeit; aber was er las, konnte ihn nur erbittern. Die Oppositionsstimmen traten mit einer Schärfe auf, die heute nicht mehr vorkommen kann. Factisch waren sie im Recht, auch ihre Parteilichkeit für das andere Theater hatte einen genügenden Grund in der mißgünstigen Gegnerschaft der Brühl'schen Verwaltung gegen dasselbe. Aber sie nahmen zu wenig Rücksicht auf die gepreßte Lage des Intendanten und auf seinen aufrichtigen Willen.

Brühl's Stellung war noch durch viele andere Umstände unangenehm. Man hatte ihm in Spontini einen unabhängigen Untergebenen beigesellt. Dieser, damals in höchstem Ansehn (so daß ein Censor, den viele seiner humanen Gesinnungen wegen sich zurückwünschen, Alles eher durchließ, als das Wort Spontini und einen Tadel daneben), beutete seinen Einfluß im vollsten Maße aus. Brühl konnte sich nirgends frei bewegen. Bei Hofe fehlte es nicht an scharfen Kritikern, deren Recensionen empfindlicher wirkten, als die gedruckten, die man dort aber auch mit geheimem Wohlgefallen las und um deshalb duldete. Wie kein Geschäftsmann, war er auch kein Oekonom. Dies zog ihm eine amtliche Controle zu, welche ihm die letzte Freiheit nahm. So, eingeengt von allen Seiten, verlassen von den Dichtern, angefeindet von der Kritik, den Ellenbogen der Operndirection beständig in der Seite fühlend, bei Hofe ohne Schutz, verunglimpft beim Publicum, das laut seine Wünsche nach einer Directionsveränderung aussprach, hätte auch einem stärkeren Manne der Muth sinken können. Kann man von einem solchen fordern, daß

er mit aller Aufopferung, rücksichtslos für das Schöne wirke?!

Endlich erlag er. Häuslicher Kummer, der den trefflichen Mann traf, bestimmte ihn, die stürmische Theaterdirection mit einem Ruheposten, der Intendantur der Museen zu vertauschen. Viele von denen, welche ihn während seiner Wirksamkeit heftig angriffen, gereute es später. Schreiber dieses gehört zu ihrer Zahl. Wer kann im Kampf um Grundsätze sich immer auf den subjectiven Standpunkt seines Gegners versetzen! Oft darf man es nicht. Wenn ich mich gegen den edlen Verschiedenen damals versündigt, so ist das ausgesühnt. Aelter geworden und ruhiger, und nachdem ich für mich von den Hoffnungen Abschied genommmen, die mich an das Theater banden, fühlte ich mich gedrungen, als Privatmann gegen den Privatmann mich zu rechtfertigen, und wo im Eifer der Angriff zu weit gegangen, bat ich ihn um Vergebung. Es geschah ganz freiwillig und ohne äußern Anlaß, als den, der jedem zu Tage liegt, wenn man, als aufrichtiger Freund der Kunst, das jetzt mit dem ehemals vergleicht. Graf Brühl nahm die Rechtfertigung als der Ehrenmann auf, der er war. Seine Antwort sprach seinen tiefen Schmerz aus, weniger darüber, wie sein Streben verkannt worden, als über den Gang der Dinge, das ist, über den Untergang als dessen, was er gehütet, erstrebt und gehofft, was freilich tiefere Wunden dem, der es ehrlich meint, schlägt, als eine persönliche Kränkung.

Brühl's schwierige Stellung läßt sich erst heut

ganz würdigen. Er stand auf dem Wendepunkt, wo das Theater seine Natur völlig veränderte. Aus einem Institute, das der geistige Bildungsproceß in der Nation hervorgerufen, das vom Publicum erhalten wurde, ging es in ein Vergnügungsinstitut über, das, vom Hofe erhalten, auch von diesem seine Gesetze allein empfängt. Das ist nun klar ausgesprochen. Jedermann weiß, wie es steht, und macht keine Anforderungen. Die Verwaltung ist jetzt nicht schwieriger, als in jedem anderen Dicasterium mit einem Vorgesetzten und einer großen Zahl untergebener Beamten. Die Schauspieler sind Beamtete, die nach dem Willen ihrer Vorgesetzten sich zu fügen haben. Die Dichter haben nicht über Zurücksetzung zu klagen, denn es ist ein actus merae facultatis, wenn ihre Stücke angenommen werden. Sie dürfen nicht an den Geschmack des Publicums appelliren, denn dieses hat sein Stimmrecht eingebüßt. Das Theater ist seinem Wesen nach gar nicht mehr von ihm abhängig. Es kann zu Hause bleiben, wenn es Lust hat, und das Theater dauert dennoch fort. Der Kritik ist nur noch das Recht eines obligaten Accompagnements gelassen. Anders war es zu Brühl's Zeiten. Damals führte es noch den officiellen Namen eines „Nationaltheaters" und war in seinem Wesen ein Zwitter. Es war nichts klar ausgesprochen. Das Publicum machte Anforderungen, und der Hof machte Anforderungen. Jenes dachte an die alte Zeit, dieser an die neue. Unter dem Worte Kunstinstitut sollte Beides vermittelt werden. Da ließ sich nichts vermitteln. Die Brüche traten immer drohender heraus.

Die Kunst war nur eine wohlriechende, glänzende Salbe, die man darüber strich. Auch ein kräftigerer Mann, wenn er nicht mit bestimmten Grundsätzen entschieden auftrat, hätte unterliegen müssen. Jetzt ist Einheit und Ordnung da, eine bureaukratische Verwaltung, die, wenn nicht eben ein Rollenstreit einige Unannehmlichkeit herbeiruft, wenig Sorgen macht. Die Operndirection ist subordinirt, die Winke, nur von einer Seite kommend, sind leicht zu beachten. Der Geschäftsgang ist pünktlich. Ein sogenanntes Comitté ist errichtet, welches den richtigen Empfang der Manuscripte sofort bescheinigt, und sie in bestimmter Zeit durch die Intendantur an die Autoren zurücksendet. Außerdem ist ein bestimmter Theaterdichter, (wenn Raupach auch diesen Titel abgelehnt hat) angestellt, welcher die anstands halber benöthigten neuen Trauer- und Lustspiele liefert. Damit ist nicht ausgeschlossen, daß nicht auch von fremden Dichtern Stücke zur Aufführung kommen können, aber es ist keine Nothwendigkeit. Wenn es nicht geschieht, ist es eben so gut, und Niemand kann Rechenschaft fordern.

Brühl's Tod hat sehr ernste Gedanken in mir erweckt. Ich zählte die Steine, die wir damals erhoben, im ernsten heiligen Glauben, der guten Sache einen Dienst zu thun. Steine an einem Grabe, und Steine, die unsere Hand schleuderte, wer giebt sich da nicht Unrecht, wer bereut es nicht tief! War objectiv das Unrecht da, war dann subjectiv das Recht unbestreitbar! Sündigten die Theaterdirectoren allein, und standen wir, Publicum, Dichter, Kritiker, in makelloser Rein-

heit? Wir glaubten das Rechte zu wollen, das gemeine Interesse war vielleicht für uns noch fern; waren wir aber nicht eben so unterthan den Verhältnissen, welche unaufhaltsam das alte Theater minirten und endlich niederrissen! Dem Sinnenkitzel, dem eitlen Vergnügen, dem man allein den Kunsttempel öffnen wollte, kämpften wir entgegen. Wie oft aber ließen wir uns selbst verführen, wo es eine Wirkung galt. Wir, die wir Stücke schrieben, wie geizten wir doch auch nach Effect, der mit der Kunst nichts gemein hat; wie gern ließen wir uns von den Schauspielern bereden, „Abgänge" hineinzudichten, die das Händeklatschen provocirten. Wie gern sahen wir es, wenn unsere Dichtung durch neue Anzüge und Decorationen von Seiten der Direktion unterstützt wurde. Welche Wichtigkeit legten wir alle auf kleine Umstände, nicht wenn unsere Stücke siegten — dann hatte es ihr innerer Werth gethan — aber wenn sie mißfielen. Dann hatte es der und der Zufall verursacht. Wäre nur da der Vorhang rascher ge- und der Schauspieler schneller ein-gefallen, so wäre u. s. w. Ach, wir ließen uns auch gängeln und treiben von dem Strome, dem Niemand widersteht, und wer es wagt, geht unter.

Meine erste Tragödie, die fertig wurde, hieß Astolf. Das Fertigwerden ist nämlich ein wichtiger Moment in unserer Bildungsgeschichte. Die ersten Arbeiten werden nie fertig. Das Fertigwerden ist ein Fortschritt. Der Geist hat sich gelernt beschränken, er hat einen Kern gefunden, um den er seine Arbeit schließt. Calderon, Schiller, Werner, Müllner, Grill-

parzer, die hatten uns freilich in eine höhere Sphäre entrückt, aber konnte diese dämonische Menschheit nicht auch in Ritterrüstungen einherschreiten? Wer trennt sich gern von den Cameraden der Kindheit! Die Menschen bleiben ja Menschen, auch in Harnischen; und wenn sie Ideen haben, der Stahl nimmt sie ihnen doch nicht. Also unsere ersten Tragödien blieben Ritterstücke. Die Hauptidee darin war immer Müllner's. Ein fatalistischer Erbfluch, eine ewige Motivirung von Allem, was wir thun, sprechen, und uns passirt, aus der urältesten Vergangenheit herauf; jedes Räuspern, Schneuzen ein Moment von geheimnißvoller Bedeutung. Müllners ernst gemeinte Verse:

Dieser Hall
Ist ein Schall,
Der den Fall
Eines Menschen mag bedeuten,

sind das beste Motto der Schicksalsstücke. Wir glaubten allen Ernstes daran. Und paßten diese Tragödien, die alle menschliche Willensfreiheit wegleugneten, nicht am besten in ein feudalistisches Eisenkleid? — Mein Astolf war ein Mensch und Held, aber ein so verklärter, geläuterter, vollkommener idealischer Held, daß wenig fehlte und die Erde trug ihn nicht mehr, er schwebte in der Luft. Oder prosaischer ausgedrückt, dieser Held konnte unmöglich essen und trinken, wie wir, und was sonst menschliche Verrichtungen sind; wie man sich das freilich von der Schillerschen Jungfrau auch nicht gut denken kann. Solche schwebelnde Naturen, die den Fuß nicht ordentlich aufsetzen, und das Bette nicht eindrücken, darin sie schlafen, müssen natürlich auch eine ganz

andere als die natürliche Sprache reden. Das ist, ein ewiges Wellenspiel von hineingehauchten Blumen, ein anmuthiges Geschaukel, recht hübsch für den Dichter selbst, wenn er Empfindungen schildert, aber höchst fatal, wo er kurz die trockene Nothwendigkeit ausdrücken muß, z. B. wenn ein Diener Jemanden meldet. Wie schwelgten wir in dieser unangebrachten Lyrik. Die colossalen Blumensträuße, die Calderon uns vorsetzte, wurden nach Belieben geplündert, obgleich Keiner, selbst Houwald nicht, es bis zu dem estilo culto des Spaniers brachte. Nachmalen, als wir die Unnatur und Geschmacklosigkeit erkannten, wollten wir's umgekehrt durch Derbheit wieder gut machen, und wie Shakespeare seine Kärrner ließen wir unsere Helden reden. Wenn sie früher kaum den Boden berührten, so ließen wir sie nachher so auftreten, daß man die Stiefelsohle mit den Nägeln abgedrückt sah. Bisweilen ward auch Beides vermischt, die Lyrik mit den Hufen; das gab erst einen barocken Stil. Wir waren zur Ueberzeugung gekommen, daß Schiller's Pathos nicht die Sprache der Natur sei, aber noch bis heut sind wir zu keinem tragischen Stil gediehen, der Natur und Pathos vereinigte.

Wie prachtvoll hebt mein Astolf an. Ein todtgeglaubter Königssohn kommt nach fünfzehnjährigem Umherirren in die Heimath. Durch's Dickicht sich schlagend, ruft er, und das sind die ersten Worte der Tragödie:

Hinweg, verschlung'ne Aeste, Nacht des Waldes!
Hemmt nicht, ihr Dornen, meiner Sehnsucht Flug.
Noch heute muß — eh' die Gefährten folgen —
Ich wiedersehn das theure Vaterhaus.

— Ha! — Lang entbehrter Anblick! — Schmerzenswiege! —
Zum ersten Mal faßt Zittern meine Glieder,
Und eine seltne Thräne rinnt dem Mann. —
Hold lacht das Abendroth auf deine Zinnen,
Und Friede scheint auf deiner Flur gelagert!
O könnte Frieden, hohes Königsschloß,
Der flücht'ge Königssohn in deine Hallen
Und Frieden bringen in die wunde Brust!

Nach einem solchen Introitus, wie ließ sich da eine ruhige Exposition der Verhältnisse geben! Der Dichter ist gezwungen im Pathos fortzufahren, und so steigert sich schon die Introduction auf eine unnatürliche Höhe des poetischen Gefühls, das doch erst das Product der Handlung sein sollte. Astolf gewahrt, daß er auf einem Kirchhof steht. Daher sogleich die Ahnung, daß er erst hier unten den Frieden finden werde, den er im Vaterhause sucht. Auch kann er unmöglich nach einer solchen Erhebung ordinairer Weise von Schloßangehörigen die Lage der Dinge erfahren. Um deshalb muß seine Prinzessin Schwester, die inzwischen aus einem Kinde zu einer Jungfrau herangewachsen, ihm zuerst begegnen. Sie kommt, um das Grab ihres vermeintlich todten Bruders mit Blumen zu schmücken. Das hebt seine Hoffnung; doch er hat noch andere Fürsprecher, als die Prinzessin ihn zum greisen Vater führt; denn in dem Momente ist eine verhängnißvolle Entscheidungsschlacht zwischen dem alten arelatisch-burgundischen Königshause und seinen rebellischen Großen geschlagen worden. Der alte König hört die lange Botschaft, die mit Sieg endet, mit einem wunderbaren Siege; denn ein fremder Ritter in weißem Mantel ist im kritischen Momente den Burgundern zu Hülfe erschienen und hat die Schlacht ent-

schieden. Dieser Ritter ist der Fremde, den Keiner kennt. — Doch den ganzen Inhalt des Trauerspiels zu erzählen würde auch für meinen Zweck zu weit führen. Es war das Charakteristicum jener Stücke aus der Müllner'schen Periode, daß alle Handlung in der Vergangenheit lag; was auf der Bühne geschah, waren nur die Nachzuckungen eines gewesenen Lebens. So verkannten wir die wahre Aufgabe des Dramas. Ich hebe hier die Erzählung des alten Burgvoigts (einer Person, die in solchen Stücken nicht fehlen durfte) aus, die das verjährte Factum berichtet. Sie ist für mich um so wichtiger, als Tieck mich danach aufmerksam machte, daß mein Talent sich mehr zum Epischen als zum Dramatischen zu neigen scheine. Nachdem der Alte dem unbekannten Helden von den unbändigen, fast frevelhaften Sinne des Prinzen Astolf erzählt, fährt er fort:

Vor fünfzehn Jahren — achtzehn zählte Astolf, —
Kam er als Sieger aus dem Niederland,
Und dort am Thurme harrte sein der König.
— Da trat der wilde Bube vor den Vater,
In Erz gehüllt vor Jenes Silberhaar,
(Sie hatten böse Saat gestreut ins Knabenherz)
Und forderte mit trotziger Geberde: —
Dieweil der Vater wär' ein schwacher Greis,
Und dem das Reich gebühr', deß Kraft es schützt,
Die Krone forderte er von dem Vater.
. . . Ins Angesicht schlug drauf der König ihn,
„Des Königs Haupt", rief er, „gebührt die Krone
Des frechen Knaben Sinn gebührt die Ruthe."
Und Astolf — — — — — — —
Könnt Ihr's Euch denken, nein es ist undenkbar,
So dürfte nie sich die Natur verirren —
Und Astolf zog sein Schlachtschwert zähneknirschend,
Mit beiden Händen schwang er's überm Haupt,
Auf seinen Vater zückt des Sohnes Stahl —

Da schaut' der Greis ihm ernst ins wilde Aug,
Und riß die Krone von den Silberhaaren,
Und weiter that er nichts, er schaut' ihn an.
Doch matt sank Astolf's Schwert, als hätt' ein Blitz
Den harten Stahl geschmolzen, auf die Erde.
„Fluch! Fluch dem Vatermörder!" rief der Vater.
Da sank der böse Zauber, irre Wuth
Durchschütterte des tollen Knaben Nerv,
Er athmete, er zückte, bebte, wollte
Den Stahl weit von sich schleudern, aber
Er haftete an der verruchten Hand.
Da wandt' er sich mit einem jähen Schrei,
Sprang auf den Altan dort, und mit dem Schwerte
Stürzt' er den Fels hinunter in die Rhone.

Mit diesem Vorfatum wird man leicht die Aufgabe der Tragödie sich denken. Sie waren alle so ziemlich nach einem Schnitt. Astolfs Monolog, der den ersten Akt schließt, spricht ihn noch deutlicher aus:

Ich weiß ein Land, von dessen sel'gen Fluren
Den Pilger trennt ein unergründlich Tiefes.
Kein Nachen, keine Brücke trägt ihn über,
Und nur die Sehnsucht fliegt auf Lüften hin.
Und wälzt' er mit dem Arm der Himmelsstürmer
Hinunter Fels auf Fels und Berg auf Berg,
Es reißt die Fluth auch diese Riesendämme,
Ein Wort: „Er war's!" — „Er ist's!" und sie sind fort.
Nur einen Fährmann giebt's, wer ruft den Mann!
Wer zwingt die Welt, daß sie vergessen kann.

Vielleicht war die Aufgabe nicht so ganz unpoetisch; ein Held, der durch Thatkraft und gute Werke eine große Schuld büßen, einen Fluch sühnen will. Aber einmal spukte das Fatalistische zu verdrießlich; dann banden wir uns selbst die Hände und verschlossen uns die natürlichsten Auswege durch das lyrische Pathos, in das wir uns von Anfang an hinein versetzt. Nichts war uns poetisch genug, wie es war, wir hoben es,

und dadurch verlor es den Boden, und bei dem ewigen Heben schwindelten wir selbst, und wenn wir uns nicht mehr halten konnten, fielen wir desto platter auf die Erde. Mein Astolf hat viel Poetisches, aber weil ich Schritt für Schritt poetisch-sein wollte und bedeutend, verfiel ich in eine solche Masse von Unnatürlichkeiten, daß ich das Trauerspiel als Ganzes jetzt ohne Lächeln nicht durchblättern kann. Dieser Schuld sind wir nun quitt, dieser Fluch ist gelöst. Dafür sind andere Schulden, andere Flüche da; aber es ist gut, um die Verkehrtheiten der Gegenwart zu erkennen, daß wir auch über die der Vergangenheit zum klaren Bewußtsein kommen. Das fatalistische Fieber hat dem Gehalt des deutschen Theaters nicht wenig geschadet.

Darauf kam ein anderes Fieber, das ironische. Ganz natürlich. Ein Extrem führt das andere herbei. Uebersättigt vom Schicksalsspuk, von einem kindischen Glauben, wollte man nun gar nicht mehr glauben. Spott, Verachtung, Zweifel, Zerrissenheit, wie sie ins Leben schlichen, wollten sich auch auf der Bühne einschleichen. Statt ein gesundes Leben zu suchen, und ihm die poetische Seite abgewinnend, es darzustellen, hielten wir das für erste Aufgabe, in allem Sein den Schein zu suchen. Da, wie vorhin Calderon, wurde nun Shakspeare unser Modell. Wir übersahen die ungeheure positive Welt, die uns der Britte mit kräftigen Zügen hinstellt, die markige Kraft aller seiner Gestalten, das echteste tiefste Leben seiner Phantasiegebilde, selbst in seinen Phantomen, die ungeheure Vaterlandsliebe, die sein England umschließt;

auf diesem sichern, positiven Elemente ruhend, läßt er erst seiner ebenso tiefen Bitterkeit Spielraum und betrachtet die Welt von seinen Höhen herab, spielend, wie nur eben er es darf und kann. Shakspeare war jung an Jahren, aber er ist alt an Lebenserfahrung. Wir, aus den Schulen erwachsen, und nicht blasirt, hatten gar keine Aufforderung, Menschen, Dinge, Welt, so skeptisch zu betrachten. Es war damals nur die Lust des Widerspruchs. Nach einer so langen Heuchelei, und einem albernen Kniebeugen vor den fatalistisch-feudalistischen Götzenbildern wollten wir die Wahrheit desto nackter hinstellen, und meinten wohl auch, es sei gewissenhafter gehandelt, das Häßliche hervorzuheben, als das Schöne. Uebrigens war unsere Ironie gar nicht so bös gemeint. Indem wir den falschen Schein, humoristisch, tragisch, malten und geißelten, meinten wir noch garnicht, daß alles Sein nur Schein sei. Wir gaben uns oft einen Bramarbaston und meinten es im Grunde gut und ehrlich. Von mir kann ich das wenigstens sagen, als ich wegen meiner ironischen Novellen und Dramen heftig, von den verschiedensten Seiten her angefochten wurde. „Woher diese Lebensauffassung, da Sie doch nicht blasirt sind? Ihnen geht es ja nicht schlimm, weshalb sehen Sie die Dinge so schlimm an?" fragte mich ein gewiegter Freund. Ja woher kommt eine geistige Richtung? Ich fragte mich selbst, ich verfolgte sie in meinem Thun und Treiben, und ich fand zu meiner Verwunderung, daß sie weit älter war, als die Mode, weit hinaus über Fatum, Feudum, ja bis in die

Ritterspiele zurück reichte. Die Erkenntniß, daß das nichts war, was wir so lange verehrten, der Schicksalsspuk und die Zigeunerprophezeihungen, und die ewigen Ritter ohne Furcht und Tadel, wirkte wohl etwas; es forderte den jugendlichen Muthwillen auf, umgeschlagene Schicksalssprüche und Ritter voller Furcht und Tadel zu dichten, aber die Neigung war schon früher da. Hatte sie doch vielleicht ihre erste Wurzel in der romantischen Schule selbst, welche, in Opposition mit der nüchternen Moralphilosophie des vorigen Jahrhunderts, dem Schönen und Poetischen eine durchaus unabhängige Stellung von dem Guten und Nützlichen geben wollte. Wir behandelten im reinen Priesterdienste des καλον das ἀγαθον übermüthig geringschätzig. Aber darum leugneten wir es nicht weg. Wir spotteten nur darüber, aber fest mochte es unsertwegen bestehen, wenn es bei unseren poetischen Spaziergängen nur nicht störend uns in den Weg trat.

Das ironische Fieber war übrigens lange nicht so gefährlich für das deutsche Theater, als das fatalistische. Es grassirte nur, wo die ästhetische Bildung ihren Gipfelpunkt erreicht. Und auch da berührte es kaum die großen Massen. Sie verstanden es nicht was man ihnen gab. Ludwig Robert schrieb ein feines Lustspiel, eine bittere Satyre gegen die Aristokratie der sogenannten guten Gesellschaft; „Er wird zur Hochzeit gebeten" hieß es, ein Meisterstück in seiner Art. Aber gerade das Publicum, das große, gesunde, bürgerliche, für dessen Rechte er das Wort führte, nur zu fein, pochte es erzürnt aus. Die Dichter hatten

keinen Halt; sie waren immer fort genöthigt, durch die Organe der Kritik dem Publicum von dem, was sie wollten, eine Aufklärung zu geben. — Da hatte ich ein Lustspiel geschrieben: „Der Prinz von Pisa"; es war eine Erholungsarbeit nach den tragisch feudalistischen Versuchen. Die Harnische waren abgethan, das Fatum und die Prophezeihungen auch. Es war ein Lustspiel im Sinn, aber mit tragisch pathetischen Figuren. Lauter Tugendhelden, die Staat-, Welt- und Menschenbeglückung im Munde führen, jeder arbeitet nur für das große Ganze; im Grunde genommen hat aber jeder seine besonderen Interessen. Da ist ein geistreicher Prinz, der es kaum erst ein paar Tage ist, aber das Regieren langweilt ihn schon furchtbar, und er geht auf Reisen, wie er zu seinen Räthen sagt, um zu

lernen, das was uns gebricht.
Kein Welttheil sei zu fern auf meiner Wandrung
Wenn ich, was Pisa kann beglücken, suche.
Barbaren in den Wüsten, Ketzer, Türken,
Heimsuchen will ich mit Gefahr des Lebens
Selbst wilde Völker, die, der Sitte fremd,
Den Gast nicht ehren, sonnverbrannte Neger,
Will die Nomadenvölker Asiens sehn,
Und steigen in des Irokesen Hütte,
Weil oft des schlechtsten Erzes Schlacke noch
Ein Körnlein edleren Metalls verbirgt,
Das ich, einsammelnd der Erfahrung Gold
Heimbringe, rein geprägt, dem Vaterland.

Aber zum Vertrauten erklärt er, daß er „den einzig wahren Weg zur Wahrheit fand," nämlich als ein neuer Harun al Raschid verkleidet in seine Stadt zurückzuschleichen, und Verhältnisse und Menschen zu

studiren. Aber das eigentlich wahre, was er sich selbst verbirgt, ist, er kehrt unkenntlich nach Pisa zurück, um, sich in alle Abentheuer stürzend, die italienische Faschingslust aus dem Grunde zu genießen. Dabei geräth er denn in allerlei ergötzliche Verwickelungen, wird der glückliche Nebenbuhler in der Liebe seines politischen Feindes, wird das Haupt einer Volksverschwörung gegen sich selbst, belauscht die Niederträchtigkeit seiner Räthe und seines Reichsverwesers, wird aber so verstrickt in diesen Wirrnissen, daß er zuletzt selbst in das Gefängniß kommt, aus dem ihn allerdings die Kundbarwerdung seines wahren Ichs rettet, aber nicht aus einer sehr peinlichen Verlegenheit reißt. Dies geschieht nur dadurch, daß er eine gute Miene zum bösen Spiel macht, und da er durch Schein getrügt, auch die wahre Schuld der andern als einen Schein nimmt, und vergiebt. Mit epigrammatischen Redespielen werden die gar gefährlichen Brüche geheilt, da eine Ergründung des Uebels bei allen handelnden Personen nichts weniger als eine Lösung herbeiführte, denn sie alle hüllten ihr Sein in einen andern Nimbus. Des Prinzen einzig treuer Diener bittet sich als einzige Belohnung seiner Dienste aus:

Beglück' nie mehr dein Volk, Jeronymo,
Durch eine Reise so incognito.

Mein Walladmor hatte wunderbarer gewirkt, als ich erwartet. Man wünschte nun frische Kräfte auf die Bretter. Man forderte mich auf, etwas dafür zu dichten, und es war schon fertig. Graf Brühl kam mir mit großer Bereitwilligkeit entgegen. Wolff, auf

dessen Individualität ich die Hauptrolle berechnet, interessirte sich lebhaft dafür. Da standen denn goldene Berge vor mir. Schon waren die Rollen ausgetheilt, Leseproben gehalten, das Stück angesetzt, als Wolff erkrankte, gefährlich erkrankte, in Folge dessen er seine Reise nach dem Süden antreten mußte, die mit seinem Tode in Weimar endete. Seine Rolle ward einem andern Darsteller übergeben. Ich konnte weder über dessen Fleiß, noch guten Willen klagen, aber das Lustspiel, das sich nur im Scheinen bewegte, versank dadurch, daß ein Heldenschauspieler die Partie des humoristischen Intriguants übernahm, in eine materielle Sphäre, für die es nicht berechnet war. Was nur hingehaucht werden sollte, wurde mit deutschem Ernst declamirt. Was nur das allerfeinste Spiel eines gewandten Redekünstlers andeuten durfte, wurde als baare Münze gegeben, und so nahm es das Publicum hin. Der Erfolg war, die eigentlichen Lustspielscenen, die pikanten Situationen, die barock komischen Charaktere ergötzten, mein Thema aber war nicht verstanden. Man lobte mich um das, was Nebensache war, und tadelte meine Helden, daß sie schwach wären und das persönliche Interesse nicht fesselten. Freilich konnten sie es nicht fesseln, denn es war gar nicht des Dichters Absicht, er stellte ja nur eine kleine Welt von Scheinmenschen hin, die ihren Egoismus, der mannigfachsten Art, vor den Andern und vor sich selbst künstlich verbargen, und je schwächer es mit ihnen stand, in um so tönendern Tugendphrasen sich ergingen. Daß ich das dem

Publicum später sagen mußte, daß Viele erst da die Augen aufschlugen, und sagten, sie hätten mir Unrecht gethan, war ein bedenkliches Zeichen. Das Drama soll durch sich selbst sprechen. Ich zweifle, ob, auch wenn Wolff den Prinzen und alle Mitspieler in seinem Geiste gespielt hätten, des Dichters Intention dem Publikum deutlich geworden wäre. Versicherten mich doch selbst Schauspieler, daß sie erst nach der dritten und vierten Vorstellung die ironische Bedeutung ihrer Rolle verstanden; sie hatten guten Muthes ihre Phrasen für Gesinnung genommen.

Der Plan meines Lustspiels war gut, aber ich hatte es verdorben, weil mir die Begriffsaufgabe zur Hauptsache wurde. Indem ich ein Thema durchführte, gingen mir die wahrhaftigen menschlichen Charaktere verloren, ohne die die dramatische Poesie in's Blaue schießt und nimmer Wurzel treiben kann. Nun aber waren die Nebenpartien bedeutender geworden, als ich selbst gedacht. Man sagte, schade, daß nicht das Ganze so ist, und die Verführung war da. Das Wirken, ach, es ist so selig. Warum sollte nicht das Ganze wirken! Ich ging an eine Umarbeitung, an eine zweite und dritte und gab dem Stücke einen ganz andern drastischen und barock-komischen Schluß. Man war so gefällig sie einzustudiren, eine Gefälligkeit, die mir damals ganz natürlich schien, obwohl ich erst jetzt erkenne, daß es eine Freundlichkeit gegen einen jungen Dichter war, die er mit mehr Dank hätte hinnehmen sollen. Das so geänderte Lustspiel (thörichter Weise änderte ich nach dem ersten Eindruck, den es im

Publikum gemacht, auch die Gattungsbezeichnung und nannte es Schauspiel) ging mehrmals über die Bühne und gefiel, es war nun, zumal am Schluß von einer possenhaft schlagenden Wirkung geworden. Ich merkte in meinem Eifer kaum, daß mein Lustspiel unter der Hand etwas ganz anderes geworden, als ich wollte. Das Alte paßt nicht mehr zum Neuen. Dies neue Stück, mit Herauskehrung alles Drastischen, der rohen Katastrophen, und der barocken Scenen war nicht mehr die feine ironische Komödie, es war ein Fastnachtsspiel. Nun verstand es Jeder in seiner Wirkung, ich zweifle aber, ob Wolff nun noch für den Prinzen sich geeignet hätte. Dies alles führe ich nicht an, um ein vergessenes Lustspiel ins Gedächtniß zu rufen, sondern als einen Beleg für mich und Andere, wie auch beim ernstesten Streben der Theatereffect verführt, und die Charybdis immer neben der Scylla ist. In jenem bangen Momente, ehe der Vorhang aufgeht, und die Ouvertüre sich ihrem Ende naht, gehen in dem jungen Dichter Gefühle vor, die sich nicht beschreiben lassen. Ein Moment ist's, gegen den der Vorabend einer Schlacht, eines examen rigorosum, die Eröffnung der Staffette von einem Börsenmann, des Antwortschreibens einer Geliebten auf unsere heiligste Frage — nichts sind sie dagegen. Ihm steht die Welt auf dem Spiele. Sein Sein und Nichtsein wird entschieden. Sein ganzes Wesen ist verwandelt. War er stolz, so wird er lammfromm; war er sicher des Erfolgs, so zweifelt er an Allem. Er ist in einem magnetisirten Zustande; er hört, sieht doppelt, dreifach. Wie dem Wilden

steigert sich seine Merkkraft. Durch Bretterwände sieht er die spöttischen, lachenden, gähnenden Gesichter der Zuschauer. Jedes Wort, das der Schauspieler anders betont, als er dachte, schneidet ihm in die Seele, es ist der Vorbote des Durchfallens. Jedes Räuspern, Schnauben, jede zufallende Thür im Publicum ist der Vorklang des Auspochens. Alles dreht sich um ihn, er hört nicht mehr, er sieht nicht mehr. Das ist der Moment, wo man die Seele den bösen Mächten verschreibt. Denn da, fort sind die stolzen Ideen, die der Jüngling träumte. Er will nicht mehr belehren, er will nur gefallen. Nur daß es reussirt, ist sein Gebet, die Mittel werden ihm in dem Augenblick gleichgültig. Er thäte Alles, damit das wankende Stück nur durchgeht; er möchte Coulissen schieben, Stühle forttragen, Alles, auch das, was er vorhin verschmäht, verachtet. Seine schönsten Reden erscheinen ihm selbst unerträglich lang. Ginge es, er zöge den Schauspieler an einem Faden zurück, daß er nicht zu weit geht, während er ihm auf den Proben noch zu zag erschien. Er möchte ihm die Reden fortblasen aus dem Munde, für die er auf den Proben mit Hand und Fuß gegen Schauspieler und Regisseur focht; denn sie seien die Seele des Stücks. Was geht ihm jetzt diese Seele an, die das Publicum langweilen kann; er will ja nur wirken, nur nicht durchfallen will er. Solche diabolische Macht übt das Theater.

Das Berliner Volkstheater.

Das Nationaltheater war ein Hoftheater geworden. Da war nichts zu ändern. Aber der Begriff Volk war mit den Befreiungskriegen plötzlich aus dem Schlummer erwacht. Das Volksthümliche spukte in ehrenwerther Absicht, aber in wunderlicher Weise. So wunderlich ungeschickt, daß, die den Begriff überhaupt fürchteten, nicht nöthig gehabt hätten, zu den Waffen zu greifen, wie sie thaten, um ihn zu unterdrücken; er vernichtete sich selbst in der Art, wie er sich benahm. Unter allen den volksthümlichen Wünschen, welche wie Schaumblasen aus jener chaotischen Aufregung in die Luft stiegen, war auch der nach einem Volkstheater.

Man war überein gekommen, es war ein nothwendiges Bedürfniß, daß die preußische Hauptstadt ein Volkstheater erhalte. Auf dies allgemein gefühlte Bedürfniß hin, das von allen öffentlichen Stimmen besprochen und selbst in den höchsten Regionen anerkannt wurde, hatte ein gewitzigter jüdischer Handelsmann sich eine Concession zu verschaffen gewußt. Dieser erfahrene Mann hatte sich zwar in allerhand Handlungen versucht, allein die dramatische war ihm unbekannt geblieben. Er konnte kein Volkstheater bilden. Aber ihm kam es auch nur auf das Geschäft an, die Bildung überließ er Andern. Er verkaufte seine Concession an eine Actiengesellschaft.

Diese wollte nun bilden. Reiche Kaufleute und Banquiers, ehrenwerthe Männer, die die Sache halb als Ehrensache und Vergnügen betrachteten. Darunter sehr unterrichtete, hochgebildete; aber von dem, was zu einem Volkstheater gehört, wußte sie kaum mehr als jener Handelsmann. Sie trifft darum kein Vorwurf. Denn wer überhaupt wußte es?

Ein Volkstheater! Es war ein schönes Modewort, ein Ding, für das der Name fertig war, aber sonst nichts. Ein Begriff, dessen Wesen noch keiner kannte, aber mit so schönen Illusionen umwoben und gefärbt, daß man dafür schwärmen konnte. Wer hatte denn ein Volkstheater gesehen? Wer in Wien war und die Leopoldstadt besucht hatte. Zudem schwebte den Belesenen unter den Lenkern allerlei vor, was unsere großen Kritiker und besonders A. W. v. Schlegel über Volksbühnen geschrieben. Alles das sollte mit einem Male werden, fertig sein, leuchten, überraschen, fesseln; aber es mußten doch zuvor Ziegeln gebrannt werden zum künftigen Komödienhause, Garn gesponnen zur Leinewand für die Coulissen, Schauspieler geworben, Dichter gewonnen werden.

Giebt es ein deutsches Volkstheater? Vielleicht hat es ehedem eins gegeben, in den Puppenspielen. Das ist längst todt. Von daher war keine Erfahrung einzuholen. In Wien gab es eines. Dies schwebte allerdings den dunkeln Vorstellungen, dem sehnsüchtigen Verlangen danach bei uns vor. Aber kann man dieses mit Recht ein Deutsches nennen, d. h. eines, das für alle Länder gilt, wo die deutsche Zunge herrscht? Es

ging ganz eigenthümlich aus den Wiener Verhältnissen hervor und war von einem solchen frohen, witzigen, genügsamen und genußsüchtigen Publicum bedingt.

Wo waren bei uns die Bedingungen für eine ähnliche Bühne? Wo war das vergnügte, wo das bescheidene, genügsame Volk? Ließ es sich thun, Wien zu übersetzen für Berlin? Wie hätte sich dagegen unsere wirkliche und unsere affectirte Bildung gesträubt! Es mußte etwas ganz neues geschaffen, von vorn angefangen werden. Ein Volkstheater mußten wir haben, es koste was es wolle. Aber was für eins? Ein norddeutsches, ein preußisches, ein berlinisches? — Welche Verwirrung von Ansichten und Vorstellungen verdeckte da der allgemeine Wunsch! Uns fehlte nicht weniger als Alles zur Erfüllung dieses Wunsches und doch war er allgemein. Das Publicum, die Dichter, Schriftsteller, Künstler, alle wiegten sich in süßen Illusionen. Da werde der alte, von Gottsched und der Neuberin feierlich begrabene Hanswurst, wieder in verklärter Gestalt aus seinem Grabe aufstehen. Da werde aller Witz und Humor, der je im deutschen Volke gelebt, wie auf den Wink des Rattenfängers von Hameln, zusammenschießen und fliegen, um an der Leimruthe des Königsstädter Theaters zu flattern und zu singen. Die alte Lustigkeit und Heiterkeit, der moderne Humor, das Derbe und das Feine der Vorzeit und der Gegenwart, Spott und Ernst, Bildung, Intelligenz und gesunder Menschenverstand würden sich die Hand reichen zu einem Fastnachtsreigen. Die Volksgefühle würden erstarken, die falsche Prüderie

zur Vogelscheuche werden und für das Volk und die Dichter eine goldene Zeit angehen.

Und was ward aus allem dem? — Nicht einmal ein einziges nationales Lustspiel kam zu Stande, um die deutsche Volksbühne damit zu eröffnen. Das wäre wohl die Gelegenheit gewesen zu einer Preisaufgabe. Die Gelegenheit macht Diebe und Dichter. Aber bei dem Chaos von Vorstellungen, die wir alle, Directoren und Dichter, Actionäre und Publicum, von dem Werdenden hatten, wie hätte das Lustspiel gestaltet sein müssen, das Allen genügen sollte! Einer dachte an den alten Hanswurst, der andere an Shakspeare's phantastische Lustspiele, der an Gozzi, der an Hans Sachs, dieser an Calderon und jener an Kotzebue. Es war, wie ich mich erinnere, wirklich in Vorschlag, eine allegorische Posse zu entwerfen, des Inhalts, daß irgend ein Magus unter Donner und Blitz das Grab des Hanswurst sprenge, und der alte kecke Bursch solle herausspringen, und dem Publicum versichern, daß er nicht mehr todt sein wolle und für seine lieben Deutschen wieder auflebe. Aber man machte mit Recht den Einwand, daß es ja damit nicht gethan sei, ihn wieder zu erwecken, wenn er nichts mitbringe, um seine Subsistenz zu sichern. Unsere Polizei duldet nur solche Subjecte in der Stadt, die nachweisen, wovon sie leben; und es wäre schlimmer gewesen, als ihn in seinem Grabe ruhen lassen, wenn er an Hunger und Dürftigkeit zum zweiten Male sterben müssen.

Je näher die Eröffnung der Anstalt war, um so empfindlicher zeigte sich die Armuth und der Mangel.

Es fehlte an Gegenständen und an Dichtern, an Eintracht und an Zusammenhang. Man machte die traurige Erfahrung, an der man zum Theil freilich selbst schuld war, es war nichts vorbereitet. Als man mit allem Eifer an die Materie gegangen, hatte man gedacht, der Geist müsse sich von selbst einfinden. Er war nicht einzutreiben. Also sah man sich gezwungen, da keine neuen Lustspiele vorlagen, zu den älteren seine Zuflucht zu nehmen. Und hier stieß man auf eine neue Schwierigkeit. Der Concession zufolge waren der neuen Bühne nur solche ältere Lustspiele verfallen, welche innerhalb zweier Jahre auf dem Hoftheater nicht zur Aufführung gekommen waren. — So schlossen die großen Vorbereitungen zur Eröffnung der neuen deutschen Volksbühne damit, daß man sie mit einem kleinen Wiener Singspiele, einer Posse daher und einem Schubladenstücke eröffnete!

Das parturiunt montes war indessen damit noch nicht ausgesprochen. Um volksthümlich zu sprechen (es gilt ja ein Volkstheater), wir hatten noch Alle „Rosinen im Sacke". Alles sollte sich „gestalten", „entwickeln". Das waren wieder neue schöne Modeworte; sie klangen sogar philosophisch, obgleich man sie in Keines Munde häufiger, als in dem eines Theaterroutiniers hörte, des Schauspielers Bethmann, welcher eine Zeitlang die technische Direction führte. Da wurde denn gestaltet und entwickelt, innerlich und äußerlich. Im Dirigirten und in den Dirigirenden. Ach, aber es trat von Tage zu Tage deutlicher heraus, daß die vielen Rosinen von sauren Trauben gepflückt waren.

Wie man auch aus den Zuckerbüchsen nachstreute, man täuschte sich nur auf Augenblicke. Man griff in die Beutel mit beiden Händen, bis sie leer wurden, aber es that es nicht. Welche Kraft ging in den schönen Illusionen verloren!

Anfänglich glaubten die Directoren allein Alles thun zu können. Warum nicht; sie waren kenntnißreiche Männer und hatten den eifrigsten und besten Willen. Es war ihnen Vergnügen und Ehre, und es ging aus ihren Taschen; vieles wenigstens.

Die Einsicht kam ihnen bald genug, daß Kunstliebe allein den Mechanismus eines Theaters nicht erhalten kann. Sie mußten zu den Routiniers ihre Zuflucht nehmen. Wie oft wechselten diese technischen Directoren! Möglich, daß, wenn sie Holtei früher gerufen, als geschah, zwar nicht das Unmögliche möglich geworden, aber ein eigenthümliches Leben sich eher gestaltet hätte. Nun aber zogen andere Gewitterwolken über ihre Häupter heran. Die Actionaire, mit dem Gestalten und Entwickeln nicht zufrieden, wollten wenigstens Rechenschaft, da sie keine Renten bekamen. Es sah damit schlimm aus. Niemand hatte sich bereichert, es war alles, mit vollen Händen, der Kunstliebe, dem Enthusiasmus geopfert. Aber die Actionaire waren der Ansicht, daß damit das Deficit nicht gedeckt sei. Die erste Direction der Banquiers wurde gestürzt. Jedes gestürzte Ministerium erregt einen Volksjubel. Vom Kommenden erwartet man alle Wunden geheilt, alle Wünsche befriedigt. Statt der reichen Banquiers kamen wohlhabende Kaufleute, statt

der Aristokraten behagliche Bürger an's Regiment. Auch sie hatten guten Willen, verfuhren etwas ökonomischer und mit derselben Liebe. Es thats aber auch nicht mehr. Mit der Verschwendung war auch der Enthusiasmus für die Kunst fort. So ward auch diese Direction gestürzt, oder vielmehr sie fiel von selbst, und das Nichts stand drohend vor der Thür. Das hätte aber in einem wohlgeordneten Staate zu viel Erschütterungen hervorgebracht. Was besteht, muß bestehen bleiben. Wie es nun gekommen, darüber ruht noch ein dunkler Schleier, aber das neue Institut hatte in wenigen Jahren seinen Kreislauf gemacht und kehrte in die Hände des ersten Concessionsinhabers zurück.

Das ist die äußere Geschichte von dem Entwickeln und Gestalten des Berliner Volkstheaters. Als ein Handelsgeschäft fing es an, und ist nun wieder ein Geschäft. Alle Illusionen sind vorüber. Es ist ein Handel, der zuweilen gut geht, zuweilen schlecht, je nachdem der Markt besucht ist und der Verkäufer den jeweiligen Geschmack seiner Abnehmer trifft.

Schwieriger ist die innere Geschichte. Welcher Stadien der Entwickelungen und der Täuschungen hat man sich da zu erinnern! Die Bedingung in der Concession, welche die Aufführung jedes Dramas verbot, das auf dem Hoftheater eingebürgert war, erscheint im Grunde genommen als eine wohlthätige. Sie wollte das neue Theater zwingen, sich eine eigenthümliche Bahn zu brechen. Es war darauf hingewiesen, die Dichter zu gewinnen und sich einen

Vorrath neuer deutscher Originallustspiele zu verschaffen. Aber es fehlte an Dichtern.

Noch lebte Julius v. Voß, ein satirischer Localdichter von einem gewissen Rufe und einem gewissen Talente. Aber dieses hatte sich in zu unsaubern Regionen umgetrieben, auch hatte er seinen Ruf schon zu sehr überlebt, als daß man auf ihn besonders Rücksicht nehmen konnte. Er war der Satiriker einer untergegangenen Zeit. Albini (v. Meddlhammer), ein Schriftsteller von vieler Lebenserfahrung, von Witz und Geschick, lieferte manche heitere Lustspiele, aber sein Talent und sein Humor waren zu dünn, um einem solchen Theater die Füllung zu geben. Vielleicht, daß Raupach der Mann gewesen wäre, der Volksbühne einen Charakter zu geben, wenn er seine ganze Kraft auf die derbe Posse geworfen hätte. Sein Talent dafür ist nicht zu bestreiten. Aber sein Streben ging anderwärts hin, und er suchte auf dem Kothurn den Ruhm, der ihm wohl dauernder auf dem Soccus geblüht hätte. Er lieferte nur ein oder zwei Kleinigkeiten, die wenigstens etwas Wärme und Farbe in die bald vorherrschende Monotonie brachten.

Aber die Bühne hatte bei ihrer Gründung einen Theaterdichter mit bekommen, der als Inventarium desselben fast alle Verwaltungen, Regisseure und Regien überdauerte, Angely. Seine Gegner sagten, er habe das Theater durch seine Poesie und seine in Alles eingreifende Thätigkeit todt gemacht. Friede den Todten! Er ist todt und das Volkstheater ist auch todt. Zur geistigen Belebung desselben hat er

allerdings nicht mitgewirkt; aber wären solche lebende Potenzen da gewesen, die seine war nicht so stark, um sie zu unterdrücken. Von einer unendlichen Geschäftigkeit, Rührigkeit und Lust, überall mitzuspielen und das Wort zu führen, übte er nur den Einfluß, eine Sache, die er hemmen wollte, mit mehr Geräusch ins Werk zu setzen. Weil er sich überall vordrängen wollte, wie es die Art kleiner Leute ist, machte er sich nur, zu seinem eigenen Schaden, bemerklich, ohne vorzukommen. Seine unermüdliche Thätigkeit, seine große Theaterkenntniß glich seine unangenehmen Seiten aus. Er war nicht allein brauchbar, er war nothwendig.

Aber allerdings bemächtigte sich seine schriftstellerische Thätigkeit in der ersten Zeit der Ebbe fast des ganzen Repertoirs. Res nullius cedit occupanti. Es war Niemand, der es ihm streitig machte, Niemand, der so rasch für das Bedürfniß die Feder führte. Er überschwemmte die Bühne mit seinen kleinen französischen Stücken bis zum Ueberdruß. Aber unter dem Vielen erhielt sich doch einiges über dem Wasser, und bei dem Gifte war sogleich das Gegengift. Er sättigte das Publicum dermaßen, daß es nach anderer Kost begierig wurde, und ein guter Koch, wäre er dagewesen und hätte es zu nutzen gewußt, hätte leichtes Spiel gehabt.

Noch etwas ist nicht zu vergessen. Angely machte den ersten Versuch, der Berliner Volksbühne ein Volkselement zu vindiciren. Er griff doppelt fehl, indem er den Berliner Jargon für ein Volkselement hielt, und indem er meinte, es sei damit abgethan,

die französischen Orts- und Personennamen in Berlinische zu übersetzen. Jener Jargon, aus dem verdorbenen Plattdeutsch und allem Kehricht und Abwurf der höhern Gesellschaftssprache auf eine so widerwärtige Weise componirt, daß er nur im ersten Moment Lächeln erregt, auf die Dauer aber das Ohr beleidigt, konnte auf der Bühne wenigstens das nicht erwecken, was er sollte, eine reine Lustigkeit. Das sollte dem rein und natürlich gebildeten Wiener Dialect das Paroli bieten. Es ging nicht. Höchstens stumpfte sich das Ohr für das Widerwärtige ab; man nahm es hin als nothwendig, es ergötzte aber nicht mehr. Später ward noch einmal der Versuch gemacht, und der kaustische Witz von der Berliner Straße den Eckenstehern in den Mund gegeben. Auch das waren nur flüchtige Erscheinungen.

Angely ermüdete und die anderen Dichterkräfte reichten nicht aus. Also mußte umhergesucht werden, nur um das tägliche Bedürfniß zu befriedigen. Da wurden aus allen Winkeln verbleichte Schätze und Raritäten des älteren Theaters vorgeholt. Kotzebue, Iffland, Lafontaine, Großmann, Ziegler, Kratter, Jünger, Beck sind durchstöbert worden. Man versuchte sich, und nicht ohne Glück, an Goethes „Mitschuldigen", an Lessings „Minna"; man suchte die älteren Stücke Immermanns bühnengerecht zu machen. Es half Alles nur für den Augenblick. Der Funke schlug nirgends zur Flamme auf.

Glücklicher war man in der Ueberbürgerung der Wiener Zauberspiele. Es war eine frische Kraft.

Sie schlug die Kritik, welche sich dagegen erheben wollte, nieder. Die ausgezeichneten Komiker, zum Theil aus der Wiener Schule selbst, halfen die neue Erscheinung tragen. Sie füllte eine bedeutende Lücke, aber förderte doch kein neues Leben. Die guten Wiener Stücke der ältern Zeit sind gezählt, besonders diejenigen, welche nicht durchaus local, auf eine allgemeinere Verständigung rechnen dürfen. Alle Versuche sie ins Berlinische zu übersetzen, und auf dem gewonnenen Terrain fortzubauen, schlugen fehl. Ja, als später der letzte Hauptmagus des Wiener Volkstheaters, Raimund, nach Berlin kam, um seine Lorbeern in Person einzuernten, war man verwundert, ihn selbst so ganz anders zu finden, als man gedacht. Man hatte sich an die Vorstellung gewöhnt, in dem Wiener Humor eine urkräftige Natur zu suchen, an der man nicht feilen und putzen dürfe, und es kam ein feiner Künstler, ein Charaktermaler, in dem man die Iffland'sche Schule gewahrte. Das kannten die Berliner, sie hatten es, wie man sagt, hinter sich.

Da nichts mehr anschlug, um die leeren Häuser zu füllen, entschloß man sich zu einer außerordentlichen Anstrengung. Eine neue Oper sollte es thun. Die Sontag ward dem Theater gewonnen. Der selige Gans hat diese berühmte Sängerin „ein historisches Ereigniß" genannt. Und mit Recht. Sie bezeichnet eine Epoche in unserer socialen Bildung, die, einzig in ihrer Art, nie wiederkehren wird. Man hat das Strohfeuer der Begeisterung Berlin und seinen Fashionables allein zur Last legen wollen. Mit Un-

recht. Es war weit verbreitet. Das Feuer brannte allerdings nicht ganz von selbst, es ward anfangs künstlich angefacht und unterhalten, aber es hätte nimmer zu der Höhe aufschlagen können, wäre nicht die Atmosphäre dazu präparirt gewesen. Nicht das ganze, aber ein großer Theil des Volks nahm daran Theil; derjenige, der mit dem Drange nach Bewegung, nach Aeußerung seiner Kraft, alle Richtungen der Oeffentlichkeit sich verschlossen sah. Das Theater war freigegeben, in so weit, daß die Stimmen zu einem Chor wurden, daß der Einzelne eine Gemeinschaft suchte, um dem inneren Drange Luft zu machen. Fand er kein Volk, das mit ihm anstimmte, so doch ein Publicum. — Ich sage, die Sontag war nicht allein ein Ereigniß, sondern eine Nothwendigkeit. Jene Zeit vor der Julirevolution bedurfte eines Symbols.

Die Geschichte jener Sontagsepoche, mit allen ihren wunderbaren, heitern und sehr ernsthaften Intermezzos muß noch geschrieben werden. Sie würde ein Buch füllen, und findet daher keinen Raum in meinem Kapitel über das Berliner Volkstheater. Daß gerade von hier aus der europäische Ruhm der Sängerin ausgehen mußte, ist ein zufälliger Umstand. Ich meine, nicht von Berlin, sondern gerade von diesem zweiten Theater. Man nennt es die Blüthe-periode desselben; aber die Blume war nicht hier gewachsen, sie war in Töpfen mit fremder Erde hierher versetzt. Sie hatte nichts mit der Gestaltung und Entwickelung zu thun. Es war eine Speculation, die einschlug; aber dem Resultate nach umschlug. Was

die Sontag selbst kostete, brachte sie wieder ein. Aber sie verzehrte Capital und Zinsen der Theilnahme. Ein Saal, dessen Beleuchtung uns sonst genügte, erscheint uns nach einer Illumination dunkel. Jenes außerordentliche Licht ließ sich nicht mehr fesseln; also mußte man immer mehr Lichter anzünden, immer auf neue Blendwerke sinnen, die immer mehr die Kräfte aufzehrten und doch am Ende wirkungslos blieben. Um der Sontag willen ward eine große Oper engagirt, die Oper blieb, als die Sontag fort ging. Die verschiedenen Surrogate forderten fast dieselben Kosten; denn Alles blieb auf demselben großen Fuße.

Darin liegt vielleicht die Geschichte des gesammten deutschen Theaters. Seine Blütheperiode war in den Bretterbuden; als man in die Steinpaläste mit Marmorsälen überzog, paßte nicht die alte Kleidung, nicht die alten Coulissen, nicht die alte Kunst. Von Anbeginn war der Zuschnitt des Berliner Volkstheaters für ein solches zu vornehm. Doch darf man die Unternehmer kaum darum tadeln. Sie kannten ihr Publicum. Es war an Paläste gewöhnt, es wäre in kein Bretterhaus getreten. Und nicht die höhern Stände allein, welche man aus dem Hoftheater herüber zu locken wünschte, auch der Bürger, das Volk. Das vornehmer scheinen wollen ist eingewurzelt in unsern niedern Ständen. Aber an den Lenkern wäre es gewesen, nicht dieser Neigung nachzugeben, sondern mit Geschick ihr zu steuern. Das ist nie versucht worden.

Aber jene Sontagszeit hatte eine andere wohlthätige Wirkung. Sie belebte im Allgemeinen den

Muth. Nun die Oper blühte und Theilnahme fand, regte sich auch das Schauspiel, und strebte etwas von dieser Theilnahme sich anzueignen. Es entstand ein schöner Wetteifer unter den jüngern und ältern Schauspielern und Schauspielerinnen, das Publicum erkannte ihn an, es fanden sich mehr und mehr Dichter angeregt mitzuwirken, und die Directoren thaten redlich und nach Einsicht das Ihre zum Gedeihen. Diese Zeit nenne ich die Blüthezeit. Hätte dies Zusammenwirken früher stattgefunden, die Auspicien für das Volkstheater wären günstiger gewesen.

Wessen Anforderungen nicht auf Vollendetes gingen, für den war die Gesellschaft der Schauspieler, wie sie damals bestand, etwas wahrhaft Erfreuliches. Außer den beiden Meistern Schmelka und Spitzeder freilich keine Meister, sondern meist Anfänger; aber in Allen die regste jugendliche Lust, der beste Wille, schöne Talente. Mit welchem unermüdlichen Eifer wurden die Stücke einstudirt, wie half Einer dem Andern, wie störte selbst der Rollenneid, der vom Theaterwesen unzertrennlich ist, nicht die Eintracht. Die Frische der Jugend und die Naivheit der Bestrebungen fesselte so manchen Theaterenthusiasten an diese Bühne, der Besseres gesehen und strengere Anforderungen zu machen gewohnt war. Aber man glaubte sich hier in eine Kunstschule versetzt voll junger, muntrer und talentvoller Schüler, nur, daß die eigentlichen Lehrer fehlten. Sie halfen und unterrichteten sich unter einander. Wo sind alle diese jugendlichen Kräfte hin! Außer Beckmann, dem witzigen Komiker,

welcher damals aber nur als Anfänger in Betracht kam, wurde keiner zum Meister. Der Tod und seltsame Schicksale rafften sie fort. Die tragische Heldin Mariane Herold, ein junges talentvolles Mädchen, das, nicht schön, doch durch ihre Anmuth und ihr seelenvolles Spiel, anzog und Erwartungen erregte, ward schwermüthig, und ging, ihren Beruf verwünschend, in ein böhmisches Kloster. Eine der lieblichsten Erscheinungen und durch ihr anmuthiges Spiel im keck Naiven der Liebling des Publicums, Julie Holzbecher, die nachmalige Gattin Holtei's, raffte vor einigen Jahren ein schmerzvoller Tod in Riga fort. Spitzeder und Schmelka, so lange Rivalen um die Gunst des Publicums starben, der Eine in der Fremde, der Andere hier als letzte schildtragende Erinnerung des projectirten Volkstheaters. Beide waren ausgezeichnete Komiker, jener mit gewaltigen Mitteln von der Natur begabt, denen nur eine höhere Durchbildung fehlte, mit der Stimme und Gestalt eines Riesen und dem gutmüthigsten Blick der kindischen Einfalt; wo er den rechten Ton traf, von unwiderstehlicher Wirkung. Doch unter allen deutschen Komikern, die ich kennen gelernt, ragte Schmelka durch eine inwohnende vis comica hervor, von der ich nirgend etwas ähnliches gefunden. Nichts war gemacht, Alles an ihm geboren. Nichts locales wirkte oder störte. Wo er auftrat, in Norddeutschland oder Süddeutschland, er wäre überall zu Hause gewesen.

Dazumal war es, wo auch alle dichterischen Kräfte, welche Berlin aufzuweisen hatte, sich dem neuen

Theater befreundeten. Die Hoffnungen waren aufs Neue erweckt. Es war ein schönes, aber auch ein jugendliches Leben und Streben. Die Hofbühne erschien uns als eine verrostete Maschine, als vom Schlendrian und Stabilismus um ihre Lebenskräfte gebracht. Zum neuen Volkstheater wandten sich alle, die noch Schöpfungslust in sich verspürten. Wir waren Partheimenschen geworden. Die byzantinischen Zeiten der Blauen und der Grünen erneueten sich. Ein unsichtbares Band, ein stiller Bund war zwischen allen geschlungen, welche die Königsstadt besuchten. Es waren nicht nur junge, es waren Männer in Jahren und Ehren darunter, es war unser Klub, unser Meeting, eine litterarische Börse. Man war identificirt mit der moralischen Person des Theaters. Man trauerte, wenn die Bänke leer waren, man blickte sich vergnügt an, man schüttelte sich die Hand, wenn das Haus voll war, wie zu einem frohen Familienereigniß. Damals entstanden die ersten Tagesblätter, die, über Nacht gedruckt, die wichtigen Ereignisse des vorigen Abends am Morgen den neuigkeitsbegierigen Lesern brachten. Es galt für einen wichtigen Fortschritt der Cultur, daß das Publicum beim Caffee erfuhr, wie viel Sperrsitze im Königstädt'schen und wie viel im Hoftheater gestern besetzt waren, wer herausgerufen, wie oft applaudirt worden! Und diese Blätter wurden mit Geist und Witz, zum Theil von jungen Männern redigirt, welche seitdem in andern sehr ernsten Studien sich Namen gemacht haben. Andere gingen später unter in der Zerrissen-

heit, welche mit dem Theater nichts zu thun hat. Beides wenigstens ein Beweis dafür, daß die Theaterluft nicht, wie man meint, die gesunden Kräfte verzehrte.

Holtei war hier in seinem Elemente. Immer im Schaffen und Plänemachen, den Augenblick ergreifend und die Gelegenheit umarmend, mit aller der liebenswürdigen Thätigkeit, die ihm eigen, mit dem Parthei- und Freundeseifer, welche ihm eben so viel leidenschaftliche Gegner als Anhänger verschafft hat. Anregend und angeregt von allem; immer mit ganzer Seele, ausschließlich bei dem Einen, was er vorhat, darauf schwörend und Luftschlösser bauend. Ein so liebenswürdiger Partheimann kommt vielleicht nicht zum zweiten Male vor. Für was er Interesse gewonnen, eine Sängerin, ein Schauspieler, ein Drama oder ein Mensch, dafür arbeitet er und opfert, sich selbst und alles andere vergessend, denn sein Interesse ist von allem Eigennutz entfernt. Er ficht mit Worten und Thaten, mit Talent und Geld dafür; wer dawider ist, ist auch sein Feind. Aber wie bei jedem Manne von raschen Impulsen, dauert die Feindschaft nicht lange; durch einen Einfall, einen Gedankenblitz entzündet, fühlt er sich gedrungen, dem um den Hals zu fallen, den er eben beleidigt hat. Ein so bewegliches Gemüth, ein so rasches Talent, eine solche Fähigkeit, den Moment zu ergreifen und mit dem auf die Menge zurück zu wirken, was sie im Augenblick bewegt, hätte ein Schatz sein sollen für dieses Theater. Aber die Erfahrung lehrte, daß es mit der Fähigkeit

nicht abgethan war, daß eine gewisse Beständigkeit ebenfalls dazu gehört. Anregend die Andern, ward er selbst zuerst von dem durch ihn Angeregten ermüdet. Indem er sich von nichts fesseln ließ, lag es auch nicht in seinem Wesen oder seiner Natur, auf die Dauer zu fesseln. Wie viel Talent zersplitterte in seinen zahlreichen Productionen, von denen verhältnißmäßig nur wenige sich auf dem deutschen Theater erhalten haben. Seine Schöpfungsgabe hat sich nicht objectiv genug durchgebildet. Daher der so ganz verschiedene Erfolg seiner Stücke, da wo er selbst durch seine Subjectivität mitwirkte, als Vorleser, Schauspieler oder Regisseur, und an Orten, wo er nicht mitwirken konnte. Nur in gewissen Dramen, wo er seine ganze Gemüthskraft einzelnen Parthien aufdrückte, wie z. B. in seiner „Lenore", oder in den Liederspielen, wo er Töne traf, die zu jedem Sinne sprechen, siegte er ohne Beihülfe seiner Persönlichkeit. So viel er auch für die komische Bühne gearbeitet, sein Talent ist doch mehr sentimentaler Art, wie er denn zum Liederdichter, den ein Impuls hinreißen muß, geschaffen erscheint. Auch seine dramatischen Arbeiten sind der Mehrzahl nach aus Stimmungen hervorgegangen, meist aus elegischen; wo seine Stimmung mit der der Zuhörer zusammen trifft, ist die Wirkung immer berauschend, er reißt mit sich fort, oft auch über Klippen und Untiefen, die ein erfahrnerer Schiffer niemals zu passiren wagte. Daher, so groß die Wirkung, so rauschend der Beifall, ist die Stimme der Kritik oft eine ganz entgegengesetzte. Ein solcher Dichter konnte

für ein solches Theater glänzende Momente herbeicitiren, den positiven Grund und Boden aber nicht so bestellen, daß ein Dauerertrag zu gewärtigen war.

Da erschien ein Mann aus dem Süden von Deutschland, ein geborner Berliner, ein echter Sohn des Berliner Geistes, den aber Verstimmungen mehr als einmal aus seiner Vaterstadt forttrieben. Leidenschaftlich wie Holtei für die reale Bühne, lockte ihn das neue Sonnenlicht, welches über der Volksbühne zu leuchten schien, zur Rückkehr in die Vaterstadt. Ich erinnere mich noch lebhaft eines Abends in Dresden, wo in Ludwig Tieck's kleinem Kreise ein Fremder angemeldet ward, mit einem Namen, den ich nur halb hörte. Aber Tieck ward lebhafter davon angeregt, als uns lieb war. Er legte das Buch fort, das er uns Jüngern vorzulesen versprochen, um den Gast zu empfangen. Es kam an diesem Abende nicht zum Lesen; etwas sehr Ungewöhnliches, wenn man weiß, wie ungern Tieck sich davon abhalten läßt. Aber der schwarze, feine Mann, mit den scharf markirten Zügen, mit den tiefliegenden, suchenden Augen, hatte bald mit dem Dichter ein Gespräch angefangen, welches durch mehre Stunden weder die Zuhörer noch die Sprechenden ermüdete. Nie habe ich einen ähnlichen Redefluß, solchen Reichthum von Anschauungen, solche Fülle von Gedanken gleich anmuthig entwickelt in der deutschen Conversation gehört. Vergessen war bald die Lectüre vor der steigenden Lust, diesem lebendigen, improvisirten Drama zuzuhören. Zwei geübte, kunstgerechte Ringer wanden sich, den Gegner

zu fassen und ihre eigene Gewandtheit herauszustellen. Um Theater, Dramaturgie, Aesthetik drehte sich das Gespräch, aus weiten Kreisen auf die kernige Mitte zurückgeführt. Nicht ein frivoles, persönliches Hin- und Herreden über den Werth dieses Stückes und jenes Darstellers. Man stritt, wie ein Dichter dichten müsse. Der hochgebildete Fremde, ein Idealist aus Fichte's Schule, vertheidigte an dem Abende noch die ideelle Vorweihe und Empfängniß vor der Geburt mit einem Eifer, der später manchen Rücksichten und andern Empfängnissen gewichen ist. Ludwig Tieck konnte nicht dieser Ansicht sein; aber er ließ den Gegner sich entwickeln, wie ein unterrichteter Stratege seine Völker ordnen würde, und dann fuhr er mit der Kraft des Genius dazwischen und lichtete die künstliche Schlachtordnung durch einige Impromptus. Nicht, daß der Gegner auf seinem ideellen Fundamente zum Weichen gebracht wäre; er blieb stehen, mußte aber die überwiegende Kraft des Gegners anerkennen. Man kam endlich dahin überein: Begriff und Bild müsse zugleich vorweg da sein und, wenn sie sich begegnen, zündend niederfahren.

Der interessante Fremde war Ludwig Robert. Er kehrte mit seiner geistvollen, mit wunderbarer Schönheit ausgestatteten Gattin nach seiner Vaterstadt zurück. Und mit welchen Entwürfen, mit wie hochschlagenden Hoffnungen kehrte er in die Vaterstadt zurück! Der Schüler Fichte's, mit seinen Perfectibilitäts-Träumen, so kühn als man gestern noch träumte von altem Schutt und von neuem Wuchs, der von heut

anfangen soll, mit der Welt wohlgeordnet zu seinen Füßen, hatte doch alle seine ausführbaren Hoffnungen auf das kleine Theater gebaut, und zwar speciell auf unser Königstädt'sches. Robert war schon über die erste Blüthe des Mannesalters hinaus; welche Revolutionen oder Reformationen, wie man es damals nannte, wollte er aber auf der Bühne und von der Bühne herab wirken! Er hatte als junger Mann seinen Meisterbrief errungen. Ein zehn Jahre früher hatte er durch seine bürgerliche Tragödie: „Die Macht der Verhältnisse" (als Verstandesdichtung ein Meisterwerk), eine neue Bahn gebrochen. Es war ein glücklicher, ein kühner Schritt gewesen, unsere Verhältnisse auch in ihren tragischen Conflicten auf die reale Bühne zu bringen. Aber Robert ruhte, überrascht von der Wirkung, auf seinen Lorbeern aus. Der Triumph, an dem er so lange zehrte, scheint seine productive Kraft mit verzehrt zu haben. Er hat kein ähnliches, großes Drama seitdem geschaffen. Er schuf und schuf; doch seine Kraft zersplitterte sich auf Kleines. Aber der Fleiß, den er auf dieses Kleine verwandte, erhob es in seinen Augen zu Großem. Mit welchem Eifer überwachte er den Erfolg und ward mit der Reizbarkeit eines Jünglings verstimmt, wenn er nicht den erwarteten erntete. Wenn etwas mißglückte, nicht anzog, welchen geringfügigen, äußern Umständen ward es zugeschrieben!

Er kam nach Berlin und wollte wirken. Er schloß sich der neuen Bühne an, so weit es in seiner Natur lag, sich Jemandem anzuschließen. Aber diese

Natur war ganz der Gegensatz zu Holtei's. Mit scharfem beißenden Witze betrachtete er die Dinge, und pickte sich mit seinen Nadeln Gegenstände heraus, um sie zu zerlegen, und dann wieder künstlich zu componiren und als pikante Confituren dem Publicum vorzusetzen. Aber sehr Vieles, was ihn selber unendlich ergötzte und uns auch, wenn er es vorlas, ergötzte das Publicum gar nicht, es ließ dasselbe kalt. Es verstand nicht die pikanten Antithesen, die feinen Anspielungen, und wenn es sie verstand, so fragte es: warum uns das? Holtei riß das Publicum zuweilen mit sich, zuweilen verhöhnte es ihn; Robert hat es nie hingerissen, kaum einmal erwärmt, aber es behielt immer Respect vor seinem Verstande. Holtei's lyrischer Muth, sein Draufgehn in's Feuer und Robert's Witz, Kenntnisse, seine Behutsamkeit, seine feine Ausarbeitung des Dialogs — man meinte immer eine Goldschmiedarbeit zu sehen — in Eins verschmolzen, das wäre der willkommne Fund für das Theater gewesen.

Robert wollte wirken, absolut wirken. Sein Drang darnach war schon krankhaft geworden. Der Schüler Fichte's stieg von seinen ideellen Höhen bis zur baarsten Wirklichkeit herunter. Das Aetzende und Beißende, das als unverwüstliches Element auf dem breiten Strome der Berliner Witze obenauf schwimmt, war seiner epigrammatischen Natur eben recht. Aber um zu effectuiren ließ er sich auch noch tiefer herab. Er gab, er gewährte, was man wünschte, bis er vielleicht selbst erschrak, wie weit er sich aus Condescendenz

herabgelassen. Ein wie anderer Mann war Robert hier als in Dresden! Hier saß er nicht zu Füßen eines Meisters, sondern hatte um sich eine jüngere Schaar, die gern Sprüche aus dem Schatzkästlein des Veteranen vernahm. Aber er kargte damit, wie denn überhaupt jetzt das industrielle Princip mit der Begeisterung für die Sache, in Eheverhandlungen lag. Er war in Paris gewesen, und hatte die Theaterdirectoren vor den Thüren der Theaterdichter stehend gefunden. In Deutschland ist's umgekehrt. Gern hätte es Robert eingeführt gesehen; wer nicht mit ihm! Aber die Directoren wollten nicht kommen und anklopfen. Das Warten verdroß, und der Verdruß führt zu Schritten, die wir wohl nachher bereuen. Das Gereiztsein führt nicht zum Produciren; den Gereizten spielen ist eine undankbare Rolle.

Gereizt von einem hämischen Witz, der unter ihm stand, nahm er in dieser Stimmung ein häßliches Spiel für einen häßlichen Ernst, und ward so Anlaß und Urheber zu einem leider sehr berühmt gewordenen Kampfe, in den die damaligen Bühnendichter (unglücklicher Weise dreizehn an der Zahl) mit Saphir geriethen. Uns schien er ungemein ernst, ja heilig, dem Publicum kam er nur lächerlich vor, und doch willkommen. Es amusirte sich über unsern Ernst und seinen Spaß, und meinte, man habe eine Batterie Vierundzwanzigpfünder gegen einen Maulwurfshaufen aufgerichtet. In Kämpfen der Art trägt in der Regel derjenige den Sieg davon, welcher nichts zu verlieren und nichts zu scheuen hat. Saphir hatte die Lacher

auf seiner Seite, und wir nur unsre Einbildung, daß wir für eine gute, ja heilige Sache stritten. Saphir hatte noch einen bedeutenden Vortheil von dem Kriege. Er hatte seine Witzgeschosse fast sämmtlich geleert, er stand auf dem Punkte, Berlin verlassen zu müssen. Ein Einzelner, von Vielen zugleich angegriffen, hat, wer er auch sei, die Theilnahme der Unparthei'schen für sich; dazu kam nun noch die billige Rücksicht der Behörde. Sie meinten gegen einen so Angegriffenen nicht auch ihrerseits einschreiten zu dürfen, obwohl sich Grund genug angesammelt hatte, ihn, als Fremden, aus der Stadt zu verweisen. Dies unterblieb, und Saphir, mit neuem reichen Stoffe versehen, schleuderte seine Witzraketen lustig fort, in Karikaturen, Gedichten, Brochuren, gegen Personen und Dinge — es herrschte darin eine ziemliche Preßfreiheit — bis auch diese neue Fundgrube erschöpft war. Man war klüger geworden, man ließ ihn reden und antwortete nicht, bis auch er verstummte und aus Erschöpfung Berlin verlassen mußte.

Eine Erscheinung wie die Saphir's in jener Periode wäre heut nicht mehr möglich, aber auch jene Periode ist nicht mehr möglich. Er war seinerseits eine eben solche Nothwendigkeit, ein Stempel und Symbol der Zeit, als von der andern Seite die Sontag. Einem solchen Fanatismus gegenüber war auch eine solche Opposition bedingt. Doch erscheint diese Karikatur der Zeit noch merkwürdiger, wenn man sich entsinnt, welche Männer sich ihrer bedienten, um dadurch für ihre Zwecke zu wirken. Während

dieses tollen Theaterjubels, der als Champagnerschaum über unserer socialen Bildung petillirte, organisirte Hegel in der Stille sein geistiges Regiment, welches, auch wenn es ganz zersplittern sollte, schon um seiner Strategie und Taktik willen ewig merkwürdig bleibt. Der große Philosoph war noch ein viel größerer Feldherr, der seine Truppen aus Cantonen recrutirte, wo andere Feldherren kaum ihren Troß herbeigezogen hätten. Er wußte alle Kräfte zu benutzen. An den Saphir'schen Blättern arbeiteten Gans und Hegel's Lieblingsschüler mit, ja man behauptete, daß er gelegentlich selbst Aufsätze lieferte. Er hielt den Satiriker für eine ursprüngliche Natur, mit deren Hülfe die abgelebte Litteratur, die ihm im Wege stand, zu beseitigen wäre. Das Beseitigen war vielleicht nicht schwer, aber das neue Aufbauen. Weder mit, noch ohne Saphir, es ist nach dem neuen Schematismus zur Zeit noch nichts erwachsen, was sie überdauern wird, auch nichts, was nur im Augenblick zu Lust und Freude das deutsche Volk entflammt hat. Daß Hegel selbst seine Erwartungen, was jenen Beistand anlangt, späterhin getäuscht sah, und zu einer andern Ueberzeugung kam, läßt sich annehmen, wenn auch nicht beweisen. Seine damaligen Schüler, aus erster Hand, die in der Praxis schärfer sahen, als ihr Meister, protestirten schon früher gegen eine Verbrüderung, die das Ansehn der Schule nicht vermehren konnte.

Saphir's Auftreten in Berlin und sein Erfolg ist, wie schon gesagt, etwas die Zeit eben so Characterisirendes, als jene Sängerin es war, die er mit

allen Pfeilen des Witzes zu tödten versuchte. An anderen Orten, wo er reussirte, wie auch letzthin in Wien, ist es ein Spaß, bei uns war es mehr. Wenn man will eine Krankheit, die ihren Paroxismus, eine Krisis nöthig hatte, um zur Gesundheit zu kommen. Der Schriftsteller, welcher es einst unternimmt, Berlins Sittengeschichte im ersten Viertel dieses Jahrhunderts zu schreiben, wird beide Erscheinungen ernsthafter würdigen müssen, als unsere Ernsthaften heut die Sache für werth achten.

An die Erinnerungen knüpfen sich natürlicher Weise auch Bekenntnisse. Auch ich habe dort mitgekämpft, mitgehofft, mitgejubelt; und alle die Illusionen, welchen wir uns hingaben, theilte ich. Aber ich bedaure es nicht; es war eine große Schule, die nur vielleicht zu lange dauerte. Die Arbeit ist verloren, aber die gewonnene Erkenntniß bleibt, und, ich leugne es nicht, manche angenehme Erinnerung. Die erste und Haupterkenntniß ist, daß man nichts erzwingen wolle, wo nicht Natur und Umstände vorgearbeitet haben. Unser Verlangen nach einem Volkstheater war nicht aus dem Volke hervorgegangen, sondern aus dem Kreise der Gebildeten, der Gelehrten. Das Volk wußte nichts davon. Es war zufrieden, was man ihm gab. Es machte nicht die Forderung, daß man sich zu ihm herablasse, es war vielmehr daran gewöhnt, daß man es zu sich hinaufzog. Das schmeichelte seinem Ehrgeiz, seinem schon erwachten Verlangen, vornehmer scheinen zu wollen. Nun jauchzte es freilich, als man ihm einen Spiegel hinhielt und es sich selbst

zeigte, nackt und baar, wie es in den Tavernen fron-dirt und an den Ecken sich moquirt. Es jubelte darüber; aber seine ausgelassene Lust war keine Heiterkeit. Auch unser Volk ist ein reflectirendes. Aber die von Branntweindünsten umnebelten Reflexionen sind nicht Humor und Poesie. In die Schachte der Gemüthswelt, wo brauchbare Schätze liegen mögen, stiegen wir nicht hinab. Wir griffen das Willkürliche, die Außenseite in ihren possenhaften oder auffälligen Erscheinungen auf, wir zauberten ihm Phantasiegemälde hin, die es angaffte, belachte, wohl daran sich ergötzte, die es aber nicht ergriffen. Noch immer ist die Familie des Deutschen, zumal des Norddeutschen, Heiligthum. Hier ist sein Volkstheater. Iffland hat es einmal gefaßt von dieser Seite, einseitig, beschränkt, aber er hat es doch gefaßt. Warum erhob sich kein neuer Iffland? Es läßt sich auch ein poetischer Iffland denken.

Eine andere Ausbeute: wir sollen nicht mit unsern Kräften spielen. Am wenigsten, wenn wir noch weit vom Ziele entfernt sind. Und zu welchem Spiele ließen wir uns, immer im guten Wahne, nach dem Rechten zu streben, verleiten! Auf dem breiten Strome der Gemeinheit trieben wir fort, des seligen Gedankens, daß wir ihn regierten. Die Lust zu wirken war das süße Gift, das wir herunterschlürften, und fühlten nicht, wie es an unsern bessern Vorstellungen zehrte. Wenn ich heute in den Versuchen blättere, die ich für jene Bühne schrieb, erschrecke ich, wie weit wir uns zu dem Geschmacke und den Vorstellungen des Publicums herabließen, wie wir, um

mit der einen Hand zu nehmen, mit der andern Hand gaben. Aber die Bilanz war selten zum Vortheil der Kunst und des Schönen. Um etwas bringen zu dürfen, was uns ergötzte, aber für die Menge wäre es Kaviar gewesen, mit wie vielem Spaße, den sie verstand, mußten wir es umspinnen, bis das Platte und Nüchterne den guten Kern wie eine Schmarotzerpflanze erdrückte. — Auf der andern Seite, wie jagten wir nach dem Pikanten! Wie verschwand bei den Versuchen im Melodramatischen alle ruhige dramatische Entwickelung, aus der Furcht zu ermüden, aus der Lust zu wirken. Handlung die Hülle und Fülle, aber es war eine nervenerschütternde; keine Charakteristik, es waren Tableaux mit Sturm- und Wetterbeleuchtung, die sich schnell ablösend, die Seele nicht zur Besinnung lassen durften. — Und alles das fühlten wir nicht. Die wenigen Stimmen der Kritik dagegen hielten wir für Partheistimmen, von Neid und Mißgunst dictirt; denn wir selbst waren in einem fortdauernden Rausche.

Friede den Todten! Ich will die Leser meiner Erinnerungen nicht mit der Geschichte meiner Versuche für das Volkstheater ermüden. Nur eine Posse in einem heißen Sommer, wo auch der Wein gedieh, zu Tage gefördert, hatte eine vollständige Wirkung und hielt sich auf dem Theater. Ich hatte in meinem „verwunschenen Schneidergesellen" die Elemente des alten deutschen Volksschwankes, die Poltergeister der Spinnstuben, die Müllerwitze, die Späße der wandernden Studenten wieder in's Leben zu rufen ver-

sucht, und Schmelka's eminente Komik, unterstützt von der Lust aller Schauspieler, hatten dem Fastnachtsschwanke eine Wirkung verschafft, die wir uns nicht träumen ließen, und über die ich mich auch heut noch wundern muß, da ich in diese derben Volksstoffe manche Parodien und Zeitanspielungen einverwob, deren Wirkung immer bedenklich ist. Aber man schmeckte nicht die Absicht, die verstimmt, sondern nur die Lustigkeit, die überwog. Doch das Stück blieb vereinzelt. Der Stoff, ein glücklicher, war ausgegangen. Die Geister, die ich citirte, natürliche Gespenster, hatte ich zugleich, indem ich sie citirte, vernichtet; aller ihr Geisterapparat, sammt dem bengalischen Feuer, war auf die Bretter gebracht. Was blieb da übrig? Wer kehrt zum Gespensterglauben zurück, nachdem er ein Gespenst geprügelt und ihm die Larve abgerissen hat? Das Stück fand große Theilnahme auch unter sehr ernsten Männern; sie machten mir aber den Vorwurf, daß ich unökonomisch zu Werke gegangen. Ein deutsches Volkstheater müsse seine Geister haben, die zwar, wie überall der dumme deutsche Teufel, geprellt werden könnten; aber man müsse sie so wenig aus dem Kreise ausweisen, als den Hanswurst, den die Neuberin begrub.

Ach, es ist so vieles, dessen Erinnerung mir da aufsteigt. Doch, wenn ich Alles wieder erzählen wollte, wer will alles Vergessene hören! Auch mit Theorien schmückten wir uns, in unserm guten Muthe. Eine doppelte Bahn war gebrochen, hieß es. Einmal, die alte Tragödie sei zu Grabe getragen. Das behaupten freilich jetzt auch andere. Aber sie behaupten

nicht, wie wir damals thaten, dafür werde das Melodrama in der Aesthetik eintreten. Es war ein furchtbares Genre, hervorgegangen aus der neufranzösischen Romantik. Ein entsetzliches Cannibalenstück: „Drei Tage aus dem Leben eines Spielers" hatte Furore gemacht, nun wollten wir auch solche haarsträubende Schlagwirkungen erpressen. Es ist todt und begraben, was wir versuchten, wir wollen die Gräber nicht aufwühlen. — Verzeihlicher war der Irrthum mit dem Liederspiel. Es sollte das deutsche Lustspiel ersetzen. Auch da waren die Franzosen die nächsten Muster. Aber die Sangeslust ist eine ursprünglich deutsche. Unsere herrlichen, tief in's Gemüth dringenden Volkslieder, warum sollten sie nicht auch in das Leben des Dramas eingebürgert werden! Holtei hat darin viel gethan. Seine Liederspiele sind anmuthige Blüthen, aber das Lustspiel werden sie weder ersetzen noch verdrängen. Der Deutsche singt gern, aber er kann nicht immer singen; schon jetzt ist eine Epoche eingetreten, wo die Gefühle, die ihn bewegen, nur selten im Gesange sich Luft machen. Möchte die Lust zum Singen bald wiederkehren! —

Das waren unsere Hoffnungen und Illusionen, unsere Täuschungen und unsere Irrungen. Sie sind fort wie Nebelbilder, die der Herbstwind über die Stoppeln jagt. Heut hoffen, täuschen und irren wir uns nicht mehr, wenigstens nicht in Bezug auf das Volkstheater. Aber ich bedaure es nicht, daß ich gehofft und geirrt habe.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 002578133